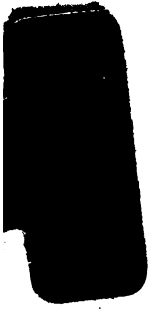
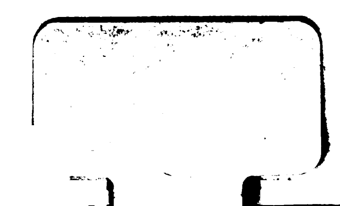




Helene Böhlau

Gesammelte Werke

Band 3



1 9 1 5

Verlag Ullstein & Co, Berlin/Wien
und Egon Fleischel & Co, Berlin



Inhalt

Der Rangierbahnhof

Roman

Gewidmet der Künstlerin
Olly Weiß, die es verstand,
das zarte Wesen der Blumen
wiederzugeben, wie es aus
Gottes Hand hervorging.

Erstes Kapitel

Im letzten Winkel des Reiches — dort, wo aus dem bayrischen Algäu die niedrigen Pässe nach Vorarlberg führen, liegt lautlose Dämmerung. Gewaltige Schneemassen bedecken das Hochtal und mitten darin liegt in einer erstarrten Welt, von Schnee halb begraben, ein warmes Nest, das einsame Gehöft Rohrmoos.

Über der weitausgedehnten Felsenmasse, die das Hochtal östlich begrenzt, schimmert der erste Tagesschein, der verkündet, daß hier über die Herrgottswände, die wie ein leichter, grauer Schatten aus dem Dämmerlicht sich abheben, die Sonne, wenn ihre Stunde gekommen ist, schauen wird. Erde und Himmel weiß, die ganze Atmosphäre wie aus zarten Eiskristallen gewoben.

Die unabsehbaren Schneemassen, die festgewurzelte Kälte, die eisige Dämmerung, all' diese kalten, lebensfeindlichen Mächte umgeben das warme Nest mit solch unheimlicher Gewalt, als gelte es, diesen Unterschlupf von allerlei pulsierendem Leben aufzusaugen, jeden Tropfen, der sich dort birgt, zu erstarren. Alles aber, was sich auf dem dämmerigen Hofe regt, atmet einen Überfluß von Wärme und Leben.

Aus den eisüberzogenen Stallfenstern fällt der rotgelbe Schein der Laternen, bei deren Licht schon seit Stunden in den Ställen und draußen auf dem zertretenen, strohuntermischten Schnee hantiert wird.

Wird eine Tür geöffnet, so quillt warmer Dampf in die Kälte hinaus und mit ihm die Brummchöre des Viehs.

Auf der Miststatt dampft es. Die Pfosten, welche das Erzeugnis des ansehnlichen Rohrmooser Viehstandes umgeben, sind durch diese warmen Dämpfe, die die großen Schneehauben auf ihnen tauen ließen, mit fußdicken, bräunlichen Eiskrusten überzogen, die in sonderbaren Zapfen herunterhängen. Aus der großen Futterscheune duftet es nach

gut eingebrachtem Heu, und der Geruch kräftiger Sommertage strömt in den starren Wintermorgen hinaus. Die Mägde und Knechte laufen über den Hof, blasen in die Hände und strömen auch warmen Dunst und Dampf aus, der sich ihnen als weißer Reif an Haar und Mütze festsetzt.

Alles was lebt, dampft auf Rohrmoos; die Pferde, die ein Knecht anschirrt, blasen ganze Wolken aus ihren Nüstern, hüllen sich damit gegenseitig ein, so daß ihnen Mähnen, Köpfe und Leiber wie in wogendem Nebel stecken.

An den großen, verdeckten Milchgefäßen, die aus den Ställen in die Molkerei geschafft werden, dampft das feuchtwarme Holz; jeder feuchte Strohhalm, der von den Knechten und Mägden aus den Ställen hinaus in den Schnee verschleppt wird, läßt ein Weilchen eine zierlich sich ringelnde Dunstsäule wie ein kleines Opfer emporsteigen.

Alles lebt der großen, meilenweiten Schneewucht zum Trotz doppelt mächtig.

In der einfachen Stube des Wohnhauses sitzen vier Personen bei der Lampe, deren Schein jetzt schon von der Tagesdämmerung geschwächt wird, die weißbläulich zu den breiten Fenstern des Zimmers eindringt.

Schinken, Eier, frische Butter, Schwarzbrot und eine summende, brodelnde Kaffeemaschine stehen auf dem weißgedeckten Frühstückstisch und vier Personen sitzen daran. Ludwig Gastelmeier, einst Pächter, jetzt Besitzer von Rohrmoos, schaut nachdenklich vor sich hin, während er mit einem Fidibus die Pfeife anzündet.

Er ist ein gedrungener Mann, der in einer mächtigen, braungehäkelten Weste steckt. Man denkt unwillkürlich bei seinem Anblick an allerlei Strapazen und Hantierungen, wie sie zu landwirtschaftlichem Betriebe gehören.

Sein Sohn Friedrich, der neben der Mutter und einem jungen, blonden Frauenzimmer sitzt, gleicht ihm. Er ist einen guten Kopf kleiner als der Vater, doch auch breit, gedrungen gebaut. Die Augen sind die Augen des Alten, nur hat sich eine fleischigere Nase zwischen dieselben geschoben, so daß sie nicht so nah zueinander haben rücken können, wie die des Vaters.

Der Mund hat dieselbe feuchte Frische, die auf den Lippen des Alten liegt, und die dem Gesicht ein merkwürdig lebensvolles Ansehen gibt.

Niemand spricht etwas Zusammenhängendes. Ein Räuspern, eine kurze Frage, eine kurze Antwort, das Einschenken des Kaffees in die großen, weiten Tassen unterbricht die Stille.

Der Sohn ist offenbar im Reiseanzug.

Sein Pelz hängt an der Wand zwischen einer Auswahl stark angerauchter Pfeifen, zwischen Bastbündeln, Hirschgeweihen, Leinwandsäckchen mit Sämereien, was alles im behaglichen Durcheinander sich darstellt.

„Da wären wir denn so weit," brummt der Alte, die Pfeife zwischen den Zähnen — „werden auch gleich die Sonne haben. Allons! mit der Lampe fort!"

„Siehst du," fährt er nach einer Pause fort und bläst aus der Pfeife ein hellblaues, besonders kräftiges Gewölk, „siehst du, — da ist sie!"

Der Sohn steht jetzt neben ihm.

Die weißen, eisigen Nebel wogen mächtig an der langen Herrgottswand hin; ein goldpurpurner Funken glüht zwischen der Wand und dem leuchtenden weißen Himmel, der Schnee verliert das tote Weiß und schimmert rosig golden. Da war sie hervorgesprungen, die Sonne. Mit ihr zugleich hüpfen tiefblaue Riesenschatten ins Land hinein.

Die große, beschneite Tanne, die ihre Zweige von dem Schnee beschwert an sich gedrückt hatte, wie ein Soldat die

Arme, wenn der Vorgesetzte an ihm vorübergeht, wirft einen hellblauen, spitzen Schatten dem Hause zu, und dieser Schatten sieht aus wie der Geist der weißeingehüllten und beschwerten Tanne, der von ihr abgesprungen ist, und sich aus irgendeinem Grunde in den Schnee gelegt hat.

„So, da ist sie schon wieder in den Nebel gekrochen," sagt der alte Gastelmeier, „der gefällt's auf Rohrmoos nicht — kann's ihr nicht verdenken. Da hat sie gesehen, wie das bißchen Altstall da drüben stand und eine Käserei, daß Gott erbarm! — da machten wir's eine Zeitlang damit, es blieb beim alten — dann wurde gebaut. Sie bekam einen Viehstand zu sehen im Lauf von zwanzig Jahren, wie hier herum keinen zweiten.

Sie kennt den alten Gastelmeier, hat ihn hier dreißig Jahre jeden Morgen gesehen, hat gesehen, wie er es sich sauer werden ließ, hat dann später die Frau gesehen, wie sie sich plagen mußte.

Sie hat auch gesehen, daß die beiden Leute einen Sohn hatten, und wird gedacht haben: Der kann lachen, die beiden Alten arbeiten für ihn wie die Pferde, der sitzt einmal warm hier. Aber prost Mahlzeit! Der läßt den Alten jetzt wieder einmal im Stich."

Der Sohn hatte den Vater ruhig zu Ende sprechen lassen. Das war die Rede, die kam so oder so in allerlei Form jedesmal vor dem Abschied, gerade als wenn der Vater sie sich ausgedacht und einstudiert hätte. Immer fing er an, daß man meinen konnte, diesmal kommt er auf etwas anderes; — aber zuletzt da kam das „Prost Mahlzeit" — das Ende — die Unzufriedenheit, der Stachel, der im Herzen saß.

Auf des Sohnes treuherzigem Gesicht lag ein Ausdruck der Niedergeschlagenheit.

„'s auch so gut, Onkel", sagte das junge, blonde Frauenzimmer. „Er tut halt, was er mag — und daß er's tun

kann, das habt doch ihr gemacht!" Dabei legte sie die Hand auf die Schulter der Mutter, die, über ihren Strickstrumpf gebeugt, während der Rede des Vaters Tränen vergossen hatte.

„Du tust dir jetzt leicht, Onkel, wenn du glaubst, der Friedel könnte ebensogut hier bleiben wie dort, als wenn ein Mensch tun könnte, was er nicht will. — Dich hätten's seiner Zeit in München in die Akademie stecken sollen — Jesus!"

„O, du!" sagte der stramme Alte, — „Nickel, was weißt denn du!"

„Daß man seine Leut' in Ruh' lassen soll — was kannst denn du jetzt machen? — Schimpfen? — Das wär' net übel und die Frau zum Weinen bringen. — Und alles ist soweit gut. — Er macht sein' Sach' brav, und was er wollte, hat er erreicht — gerad wie du."

„So?" — der Alte schwieg und erwiderte nichts; er war aber nicht mehr schlecht gelaunt. Sie verstand es mit ihm. Er schaute auch mit einem Blick auf sie, als wollte er sagen: Laß nur, wann du so red'st, laßt man sich's schon gefallen. — „Du Almkuh", sagte er.

„Die Weibsleut in der Stadt, die könnten mir passen", fuhr er fort. „O, du grundgütiger Esel!" Mit diesen Worten faßte er seinen Sohn an beiden Schultern und schaute ihn mit den scharfen, kristallhellen Augen an. „Ein junges Weib, das im Juni und Juli beim Kuß nicht nach Erdbeeren und Erdgeruch duftet, nach frischem Laub und Heu — und Winters nicht nach Schnee und Luft und Kälte — — pfui Teufel — so ein, so ein muffiges, ungelüftetes Weib, das bring' du mir einmal nicht! — Das wenigstens nicht! — Da, schau sie dir an — du Narr — so auf die Art."

Er zeigte auf das Mädchen. Sie stand jetzt aufgerichtet vor dem Kaffeetisch, groß und kräftig, rosig, blond und ruhig.

„Keinen Stadtschmutzfink — keinen Stubenrauch, keinen solchen parfümierten Scharwenzel, wenn ich bitten darf."

„Du bist ein schöner Bursch und die Mädel laufen dir nach, Junge — das tun sie einmal nicht anders. Denk daran: ein Kuß, der nach Erdbeeren schmeckt, nach Erdgeruch und Sonne und frischer Luft — das ist, was der Alte von Liebessachen versteht." —

Der Sohn schaute lächelnd auf das Mädchen, das so gleichmütig dastand und die Hand der Frau gefaßt hielt.

„Ja, sieh sie dir nur an", meinte der Alte.

Da lachte das Mädchen. „Friedel, nu schau', der möcht mich dir anpreisen! — Ja, du," wendete sie sich zu ihrem Onkel, „so eine Almkuh, wie du sagst, die ist nicht jedermanns Geschmack. Laß ihn nur — der geht seinen Weg auch ohne dich und ohne uns."

Die Mutter war, während ihr Mann mit dem Jungen sprach, den eigenen Gedanken gefolgt. Sie hatte gedacht, daß er in diesem Zimmer geboren war, an die Jahre, während denen sein Bett neben dem ihren gestanden hatte. Sie empfand in der Erinnerung den weichen, frischen Körper, und wie er zu ihr jeden Morgen ins Bett gekrochen war, wie sie ganz eins sich mit ihm gefühlt hatte, wie er sie geliebt hatte, wie sie sein alles gewesen, — wie alles dahingeht.

Sie dachte daran, wie so nach und nach und doch fast mit einem Male seine Schultern mager, seine Beine lang und dünn wurden, nur das Hälschen blieb weich wie ein Maulwurfsfellchen, noch lange Zeit. Wie er ihr fremd wurde, auch nach und nach, und doch in der Erinnerung wie mit einem Male; wie sie den geliebkosten Körper gar nicht mehr kannte, gar keinen Teil mehr an ihm hatte, wie seine Augen ihr fremd wurden und auch sein Herz.

Und wie er ganz aus dem Hause kam, nur hin und wieder heimkehrte, immer ein andrer mit neuen Erlebnissen — immer derselbe, ihr Friedel, ihr lieber kleiner Friedel, den sie zaghaft an das Herz drückte. Sie wußte nicht recht, was an ihm ihr eigen war, und wußte nur das eine: sie liebte ihn und hätte ihn mit Freuden überschütten mögen. Sie war stolz auf ihn; aber was ihn so recht freute, so recht glücklich machte, das wußte sie nicht und konnte es sich nicht vorstellen.

„Friedel," sagte die Frau mit einer eigentümlich befangenen, fast schüchternen Stimme, die mit ihrer kräftigen, starken Erscheinung nicht in Einklang stand, „du gehst deine eigenen Wege, Gott gibt ja manchen Menschen eine Gabe, von der man nicht weiß, woher sie gekommen ist und wohin sie geht. Die schönen Arbeiten, die du mir in München gemacht, und all die Blättchen, die du früher zusammengekritzelt hast, hab' ich immer gut aufgehoben und meine Freud' dran g'habt; aber wenn es auch seine Richtigkeit hat," fuhr sie bewegt fort, „wie weit so einem Talent zu trauen ist, weiß man doch nicht.

Siehst du, wenn du einmal fühlen solltest, daß du dich trotz allem getäuscht hast, komm zurück — ohne Scham. Erinnerst du dich, wie du als kleiner Bub' dich auf der Tanne vor unserm Hause verstiegen hattest und nicht weiter konntest, und wie du nicht um Hilfe rufen wolltest, und uns nach dir suchen ließest, bis der Vater dich endlich entdeckte und dich ganz armselig wie du warst, herunterholte?" —

So etwas Ähnliches sagte auch sie jedesmal beim Abschied.

„Mutter, bis jetzt, so Gott will, hab' ich mich nicht verstiegen", sagte er, und er gab ihr die kräftige Hand und küßte sie auf den Mund, und die Frau schlang die Arme ihm um die Schultern.

„Keinen Stadtschmutzfink — keinen Stubenrauch, keinen solchen parfümierten Scharwenzel, wenn ich bitten darf."

„Du bist ein schöner Bursch und die Mädel laufen dir nach, Junge — das tun sie einmal nicht anders. Denk daran: ein Kuß, der nach Erdbeeren schmeckt, nach Erdgeruch und Sonne und frischer Luft — das ist, was der Alte von Liebessachen versteht." —

Der Sohn schaute lächelnd auf das Mädchen, das so gleichmütig dastand und die Hand der Frau gefaßt hielt.

„Ja, sieh sie dir nur an", meinte der Alte.

Da lachte das Mädchen. „Friedel, nu schau', der möcht mich dir anpreisen! — Ja, du," wendete sie sich zu ihrem Onkel, „so eine Almkuh, wie du sagst, die ist nicht jedermanns Geschmack. Laß ihn nur — der geht seinen Weg auch ohne dich und ohne uns."

Die Mutter war, während ihr Mann mit dem Jungen sprach, den eigenen Gedanken gefolgt. Sie hatte gedacht, daß er in diesem Zimmer geboren war, an die Jahre, während denen sein Bett neben dem ihren gestanden hatte. Sie empfand in der Erinnerung den weichen, frischen Körper, und wie er zu ihr jeden Morgen ins Bett gekrochen war, wie sie ganz eins sich mit ihm gefühlt hatte, wie er sie geliebt hatte, wie sie sein alles gewesen, — wie alles dahingeht.

Sie dachte daran, wie so nach und nach und doch fast mit einem Male seine Schultern mager, seine Beine lang und dünn wurden, nur das Hälschen blieb weich wie ein Maulwurfsfellchen, noch lange Zeit. Wie er ihr fremd wurde, auch nach und nach, und doch in der Erinnerung wie mit einem Male; wie sie den geliebkosten Körper gar nicht mehr kannte, gar keinen Teil mehr an ihm hatte, wie seine Augen ihr fremd wurden und auch sein Herz.

Und wie er ganz aus dem Hause kam, nur hin und wieder heimkehrte, immer ein andrer mit neuen Erlebnissen — immer derselbe, ihr Friedel, ihr lieber kleiner Friedel, den sie zaghaft an das Herz drückte. Sie wußte nicht recht, was an ihm ihr eigen war, und wußte nur das eine: sie liebte ihn und hätte ihn mit Freuden überschütten mögen. Sie war stolz auf ihn; aber was ihn so recht freute, so recht glücklich machte, das wußte sie nicht und konnte es sich nicht vorstellen.

„Friedel," sagte die Frau mit einer eigentümlich befangenen, fast schüchternen Stimme, die mit ihrer kräftigen, starken Erscheinung nicht in Einklang stand, „du gehst deine eigenen Wege, Gott gibt ja manchen Menschen eine Gabe, von der man nicht weiß, woher sie gekommen ist und wohin sie geht. Die schönen Arbeiten, die du mir in München gemacht, und all die Blättchen, die du früher zusammengekritzelt hast, hab' ich immer gut aufgehoben und meine Freud' dran g'habt; aber wenn es auch seine Richtigkeit hat," fuhr sie bewegt fort, „wie weit so einem Talent zu trauen ist, weiß man doch nicht.

Siehst du, wenn du einmal fühlen solltest, daß du dich trotz allem getäuscht hast, komm zurück — ohne Scham. Erinnerst du dich, wie du als kleiner Bub' dich auf der Tanne vor unserm Hause verstiegen hattest und nicht weiter konntest, und wie du nicht um Hilfe rufen wolltest, und uns nach dir suchen ließest, bis der Vater dich endlich entdeckte und dich ganz armselig wie du warst, herunterholte?" —

So etwas Ähnliches sagte auch sie jedesmal beim Abschied.

„Mutter, bis jetzt, so Gott will, hab' ich mich nicht verstiegen", sagte er, und er gab ihr die kräftige Hand und küßte sie auf den Mund, und die Frau schlang die Arme ihm um die Schultern.

Der Vater trat an ihn heran und klopfte ihn auf den Rücken. „Laß ihn nun, Alte, 's ist Zeit. Wir müssen jetzt wieder allein miteinander auskommen."

Anna war in ihren Pelz gekrochen und hatte den Kopf knapp mit einem weißen Tuch umhüllt. In ihrem Gesicht allein war keine Unruhe und Erregung zu bemerken. „Nun, Friedel, wären wir so weit, der Schlitten ist vor der Tür und dein Koffer ist auch schon aufgebunden", sagte sie.

„Dann geh. — Mach's gut", sagte der Alte. Anna öffnete die Türe und ging voraus. Es lag in dem Wesen des Mädchens etwas Beruhigendes und Wohltuendes.

Sie trug ein altes Pelzchen mit dunkelviolettem Wollstoff überzogen. Es sah aus wie ein Erbstück, das man ihr gegeben hatte, als sie groß genug gewesen war, und in das sie unbedenklich Winter für Winter schlüpfte, ohne irgendwelche andere Anforderungen an das Pelzchen zu stellen, als daß es seine Pflicht, sie warm zu halten, erfüllte. Sie stieg in den Schlitten, während Friedel noch den letzten Händedruck mit den Eltern tauschte.

Der alte Gastelmeier hielt seine Pfeife fest zwischen den Zähnen, schüttelte den Kopf kaum merklich und schaute dem Sohn scheinbar teilnahmslos nach.

Die Leute vom Hof standen ebenfalls ruhig und schweigend.

Abschied ist immer eine böse Sache.

In einem großen Bogen fuhr der Schlitten jetzt um die Dungstatt und an dem mit mächtigen Eiszapfen behangenen strohumbundenen Brunnen vorüber, auf dessen Knauf mitten im Schnee ein Tannenbäumchen mit bunten Netzen, Rosen und Bändern behangen, gesteckt war, der einzige bunte Fleck rundum.

„Sieh, der Weihnachtsbaum", sagte das Mädchen und

berührte die Schulter des Gefährten. Er sollte noch einen Blick darauf werfen.

Der alte Sepp vorn auf einem Heubund machte jetzt einen gewaltigen Buckel, schnalzte mit der Zunge, und wie ein Vogel fuhr der Schlitten die im Sonnenlicht leuchtende Schneebahn hinaus über die Hochebene hin.

In Rohrmoos ging ein jedes wieder an sein Tagewerk.

Der Schlitten aber fuhr jetzt talab unter einzelnstehenden, schneegebeugten Edeltannen hin, zwischen den hohen, weißen Dämmen, die der mächtige Schneebrecher von Rohrmoos aufgeschichtet hatte.

Die knorrigen Latschkiefern, das Unterholz, das Eichengestrüppe, die niedern Nadelbäumchen, waren so vergraben unter der schimmernden Last, daß man nicht ahnen konnte, was unter dem Schnee für sonderbare Gestalten steckten. Es war, als hockten überschneite Bärenfamilien in den tollsten Sprüngen erfroren unter dem Schnee, oder närrische Kerle, die miteinander schwatzten, zueinander gebeugt, oder tanzende Hexen, springende Schweine, zusammengekauerte Gestalten aller Art. Eine ganze Rätselwelt, von den weißen, leuchtenden Massen überdeckt.

Die Luft war still, kein Windchen regte sich. Wenn der alte Sepp durch die heilige Stille die Peitsche schwang, rieselte der Kristallstaub von den Bäumen.

Der junge Mann saß schweigend und ruhig um sich schauend in den Schlitten zurückgelehnt. Der Druck des Abschiednehmens war von ihm gewichen, und er ließ es sich wohl sein.

Das Stück Heimat, das da neben ihm saß, schien weder hindernd noch quälend auf sein Gemüt zu wirken.

Des Mädchens Blicke waren hin und wieder auf ihn gerichtet, aber nicht dringlich, nicht mit der Aufforderung, irgend etwas zu tun oder zu lassen.

„Sieh, daß du deine Strümpf' ein bisserl in Ordnung hältst", sagte sie nach langem Schweigen.

„Wie denn in Ordnung?"

„Wirst schon wissen, was ich meine." Sie lächelte gut und heiter. „Das stellt sich so ein Mensch nicht vor, was für Not man mit ihm hat."

„Große Not!" sagte er behaglich lachend. „Was du Not nennst!"

Sie lächelte ein wenig traurig — wie in Gedanken.

Dann waren sie wieder still miteinander und der Schlitten flog immer weiter, weiter wie ein Vogel.

Sie war eine gute Begleiterin, sie störte ihn wirklich nicht, und er hatte nicht das Gefühl, sie unterhalten zu müssen.

Es gibt Leute, die das Leben ihres Nebenmenschen als den Hauptstrom betrachten und sich selbst nur als Bächlein, das dem Strome nichts entzieht, sondern ihm seine eigenen Wellen leise, unmerklich zuträgt. Und so ein Strom bemerkt es kaum, verfolgt seinen Lauf gedankenlos weiter. Möglich, daß er, wenn die stillen Wellen, die ihn stärken, einmal ausbleiben, den Verlust bemerken wird.

„Sag' einmal, Anne, du könntest doch bald einmal wieder in die Stadt kommen?"

„Ja, wie soll ich denn abkommen?" Und nach einer Pause fragte sie weiter: „Aber du, mit deiner Wohnung, wie ist denn das — gehst du denn doch wieder in die alte?"

„Ich denk' schon."

„Nein, du mußt dir eine andere nehmen, sei nicht so faul, Friedel. In der Salzstraße stecken zu bleiben — wie kannst du nur! Wie wir bei dir waren, verging mir Hören und Sehen!"

„Da solltest du einmal nachts da sein. Das ist, wenn man nicht wie ein Bär schläft, zum aus der Haut fahren. Mir, gottlob, macht's nichts — nur ein paarmal — da wurde ich aber wütend. — Wie du gelacht haben würdest,

wenn du mich hättest sehen können! Stell dir vor, ich konnte nicht einschlafen und hörte die ganze Geschichte, alles, was sie da treiben — was man sonst so verschläft. — Ein solcher Bahnhof in der Nacht ist die Hölle! — Stockdunkel — und aus der Dunkelheit Töne und ein Würgen und Arbeiten, ein Rasseln und Wüten, Schreien und Pfeifen. Und in einem fort — in einem fort. Nie fängt's an und nie hört's auf. Sie werden nie fertig. Es hat so etwas Verzweifeltes — und immer wie in höchster Not — die Rufe klingen wie Unglücksschreie, das Rasseln, als wenn etwas Entsetzliches geschehen wäre. Das Puffen und Stoßen, als wenn etwas Lebendiges zerquetscht würde. — Man stellt sich die gräßlichsten Dinge vor und alles klingt wie ewige Aufregung, ewiges Überangestrengtsein — erbarmungslos und sinnlos. Als wenn Wahnsinnige toben und schieben und poltern und puffen und heulen und schreien und brausen und pfeifen. — Man kommt in eine Spannung, in eine Wut! Es ist, als wenn man das fürchterlichste Fieber hätte — und die draußen wüten fort — wüten fort ohne Ende. Jetzt hat's geklappt, gerollt, gepufft, sich eingehängt, gerade als wenn's fertig und zufrieden wär' — Gott bewahre — es geht von neuem los! — Da kommt wieder etwas Neues angewütet, angebraust, angeheult. Große Geschichte, dachte ich das erste Mal — das werden wir gleich haben — verstopfte mir die Ohren. Prost Mahlzeit! Und dann wie ein Narr wickelte ich mir die Hosen um den Kopf, so fest und so dick wie's ging. Wie ein Warenballen! Und heiß! Aber durch jede Ritze drang das Gewüte — scheußlich! Das war die erste Nacht — damals wollte ich natürlich gleich ausziehen; aber da lachte meine Hauswirtin und ihre Tochter, und beide sagten: „Ja, die erste Nacht! Das hat aber gar nichts auf sich. Wir haben uns ganz daran gewöhnt. Es ist noch besser als manches andere. — Und schließlich hört man's gar nicht mehr, da kommt's einem vor wie die größte Stille'."

„Das war das lange Mädel, die das gesagt hat — die wir bei dir sahen?" fragte Anna.

„Jawohl, die Fanny."

„Und du bist geblieben?"

„Du weißt's ja."

„Und hast dann geschlafen?"

„Für gewöhnlich, ja. Manchmal nicht, dann hab' ich gehörig geflucht."

„Aber bist geblieben?"

„Weshalb fragst du denn?"

„Ja, weil ich nicht begreife, wie man in einem solchen Höllenlärm bleiben kann, ohne Grund."

„Der Grund war, daß ich faul bin. Außerdem taten die Leute mir leid. — So fortgehen! — Und sie versorgten mich auch gut."

„So! Du, sei nicht bös auf mich", sagte das Mädchen langsam und bedächtig und sah ihm gerade in die Augen. „Ist das lange Mädel dein Schatz?"

„Du bist einzig!"

„Weshalb nicht", sagte sie einfach. „Gefallen tät' sie mir nicht; aber Geheimnisse haben wir doch nie voreinander gehabt."

„Übrigens ist sie nicht mein Schatz. Sie möchte wohl. — Weißt du, die Frauenzimmer. — Wenn ich dich und die Mutter nicht kennen würde ... was man so von Frauenzimmern zu sehen bekommt — Gott weiß — wie soll ich sagen..." Er schwieg und sie blickte mit Aufmerksamkeit auf ihn. „Weißt du, man sagt doch so: das Weib soll rein sein."

„Ja, sie sollen alle gut sein, die Weiber und die Männer — sie sollten — sie sind aber beide gute oder böse Menschen, oder reine oder schmutzige Menschen — so."

„Ja — na. Was sagst du dazu, wenn ein junges Frauenzimmer einen anredet, wie soll ich sagen ... als wenn sie verliebt wäre — so — weißt du?"

„Wie denn, da wispert sie dich auf der Straße an — oder wie?"

„Jawohl. Nennst du das rein?"

„Wenn du so irgend etwas herausgreifst — wie soll ich's da wissen. Da müßt ich erst das Mädel kennen und genau erfahren, wie es gekommen ist, daß sie dich so anspricht. Sie tut es doch nicht so aus heiler Haut, wenn es auch so aussieht, da ist eine lange Geschichte — vielleicht eine traurige Geschichte. Aber zieh weg aus der Salzstraße. Gar, wenn du weißt, daß das lange Mädel dein Schatz sein möchte. Da blieb' ich doch nicht, wenn ich wüßte, ein Mann will mein Schatz sein, und ich mag nicht. Schau, ihr tut euch leicht."

Sie sprach ruhig und gerade heraus.

„Ja, ja, 's ist schon recht, ich zieh' aus", antwortete er und lachte gutmütig. „Wenn ich aber wirklich einmal einen Schatz habe, muß ich's dir doch sagen."

„Abgemacht."

Er reichte ihr die breite, feste Hand hin.

„Und umgekehrt?" fragte er.

Da schüttelte sie den Kopf. „Beicht' du nur, von mir erfährst du doch nichts."

So fuhren sie hin durch die schneeglitzernde Pracht.

„Höre, Anna, fühlst du dich nicht verdammt einsam da oben?"

„Einsam kann man sich überall fühlen. Weißt du, wenn man zufrieden ist, fühlt man sich nicht einsam."

„Stimmt", sagte er.

„Das aber könntest du tun, schreiben, wenn es dir gerade paßt — alles — auch das Kleinste. Wir leben immer mit dir fort da oben, und die langen Abende — weißt du — die Mutter sagt dann: Wo er wohl jetzt ist, was er wohl tut? So etwas. Du mußt halt so ein bissel deutlicher schreiben

und dabei an uns oben denken und an die stillen Abende auf Rohrmoos."

Er versprach es.

„Du", sagte sie nach einer Weile. „Damals, wie wir bei dir in München waren, hat mir's nicht besonders gefallen, wie die Männer mit den Frauen und Mädchen sprechen."

„Wieso denn?"

„Unnatürlich."

„So."

„Jawohl."

„Es ist so etwas dabei, als wenn sie einen nicht für voll ansähen."

„Tun sie auch nicht."

„Und das sagst du so —"

„Kann ich was dafür?"

„Und dann wieder diese Höflichkeit und das Getu — man kommt sich ganz albern dabei vor. Ich hätt' ihnen ins Gesicht lachen können und ich hätte es ihnen auch sagen mögen."

„Hättest du's doch getan."

„Ja wie denn? Ich dachte immer, daß sich die Mädchen nicht dagegen wehren! aber wie sollten sie denn? Eine allein? die hätten sie doch nur ausgelacht. — Du, lern's nur nicht etwa so."

„Sie wollen's ja aber."

„Ah, geh. Die dummsten Gäns' vielleicht. Wegen denen müssen wir andern doch net ..."

„Das ist nun einmal so", antwortete er wieder ruhig und behaglich.

„Du läßt dir auch ein bisserl viel gefallen, dünkt mich", begann sie nach einer Weile wieder.

„Oho", sagte er.

„Ja, du bist eben bequem."

„Du meinst, ich hab' gern meine Ruh'? Stimmt — aber mit dem ‚Gefallenlassen', — nein, da irrst du dich!"

„Mit deinem Namen das Getu, das läßt du dir doch ruhig gefallen ... ‚Bastelmeier', weshalb nennen sie dich denn so? und dann ‚Wastelmeier' und ‚Büchselmeier' und was alles hängen sie dir an — und ‚Comme il faut-Meier' — ‚Speckmeier'!"

„So — na, große Geschichte — das hat alles seine Bedeutung — was ist da weiter — man muß Spaß verstehen. Büchselmeier, das kommt davon, du weißt ja — ich lieb' mein Sach' beieinander. Das Herumfahrenlassen, das kann ich nicht leiden. Ordnung muß sein. Ich geb' zu, es gibt reichlich Büchsen und Büchsel bei mir und allerlei Dinge, die meines Dafürhaltens ein ordentlicher Mensch besitzen muß. Auch die übrigen Namen haben alle ihre Geschichte; aber weshalb denn nicht? — Speckmeier, zum Beispiel. Der Schlankeste bin ich nicht — und wenn sie's aussprechen, was mal ist, da kann ich nicht Lärm schlagen."

„Du bist aber nicht fett", sagte sie.

„Weißt du, die Rasse ist gut, die beiden Alten machen mir nicht gerade Furcht, einmal auseinander zu fließen; aber man merkt mir's schon an, daß ich net stürmisch bin."

„Das bist du nicht", bestätigte sie.

„Na, vielleicht mal in der Liebe — Herrgott noch einmal, bis jetzt bin ich soweit verschont geblieben. Unberufen! Greulich, daß ein jeder es ausprobieren muß — also — abwarten."

Sie lächelte.

„Du kommst mir oft jünger vor, als ich bin", sagte sie.

„Das ist viel gesagt. Dümmer meinst du wohl — danke."

„Du weißt's schon, wie ich's meine."

So fuhren die beiden jungen Leute plaudernd miteinander hin, dem Ziele zu.

„Gottlob," sagte er, „daß es außer meiner Mutter für mich noch ein Weib gibt und dazu ein junges Weib, mit dem man reden kann, ohne Furcht vor den verdammten Liebesgeschichten. Daß das euch Weibern so in den Gliedern steckt! Es ist wirklich greulich."

Sie errötete bis unter die Haarwurzeln.

„Also abgemacht", sagte er, als er nach kurzem Auf- und Niedergehen auf dem Perron der kleinen Station in ein leeres Coupe zweiter Klasse stieg. „Wenn ich einen Schatz hab', bist du die erste, die's erfährt, und gefällt er dir nicht, verabschieden wir ihn."

„Die Abmachung möcht' ihr nicht gefallen, wenn sie's wüßte", sagte das junge Mädchen.

„I was? Übrigens sei ruhig, du sagtest vorhin mit den Strümpfen — ich paß schon auf."

„Du hast diesmal zwei einzelne mitgebracht."

„Teufel auch. Da sind die Waschweiber schuld daran. Ich werd' ihnen schon auf die Finger sehen. Verlaß dich drauf."

Da lachte sie über ihn. Der Zug kam in Bewegung; es keuchte, dampfte, brauste, pfiff, dröhnte, läutete.

Die Beschreibung vom Rangierbahnhof kam ihr in den Sinn und sie rief: „Du, mit der Salzstraßen, daß du mir das nicht versäumst!"

„Gleich wird's gemacht!" rief er ihr noch von weitem zu — und dann „Grüße, Grüße an die Alten oben" — und fort war er.

Das junge Mädchen sah dem Zuge nach, die Augen wurden ihr trüb. — Zwei Tränen rollten die frischen, von der Kälte geröteten Wangen herab.

„Der tut sich leicht", seufzte sie erregt. „Das hätt' er jetzt sehen sollen! Herr, du mein Gott!"

Sie wischte sich die Tränen weg und ging festen Schrittes zum Schlitten.

„Sepp", sagte sie. „Besorg', was du zu besorgen hast, und komm mir nach."

Der Alte nickte und das Mädchen ging vorwärts, leichtfüßig, als wög' das Herz ihr nach dem Abschied kein Quentchen, und sie trug doch schwer daran — Abschiedsschmerz ist keine leichte Sache. Das hätte ihr aber einer jetzt ansehen sollen!

„Mit dir, du dummer Bub, werd' ich wohl fertig werden!" sagte sie im schnellen Gehen vor sich hin. „Wär' nicht übel." Und da klang ein Jodler durch die frische Kälte in die Einsamkeit hinaus — so ein Jodler, der alles, was das eingeengte Menschenherz beschwert, wie auf großen Flügeln über die stillen Berge und Täler trägt.

Zweites Kapitel

Wir treffen den Friedel Gastelmeier in München wieder. Seinen Handkoffer hat er dem Portier auf dem Zentralbahnhof übergeben und jetzt schlendert er in die Stadt hinein. Es ist bei ihm abgemachte Sache. Das alte Quartier in der Salzstraße nimmt er nicht wieder — kehrt überhaupt gar nicht mehr dahin zurück. Weshalb soll er sich der peinlichen Geschichte aussetzen, von den beiden Frauenzimmern sich zu verabschieden? Und fort muß er, da ist nichts zu machen. Er hat's ihr versprochen. Und wahrhaftig, sie hat recht. Er hat sich dort verhätscheln lassen, es ist ihm vortrefflich ergangen — sie haben ihm alles an den Augen abgesehen. Er hat für die Bequemlichkeit den verfluchten Lärm in Kauf genommen — und noch etwas. Er war so ein schlauer Vogel gewesen, der es verstanden hatte, die Lockspeise zu fressen, ohne sich in der Schlinge zu fangen.

„Na ja! Was soll man machen bei diesem Menschenhandel? Übers Ohr hauen, wie das bei jedem Handel üblich ist. Scheußlich, wie man in so etwas hineinkommt", philosophierte er und schlenderte weiter. „Na ja, entweder man läßt sich ausnützen oder man nützt aus. Es ist da gar nichts zu machen. — Und diesmal soll mich der Teufel holen, wenn ich irgendwohin gehe, wo eine Tochter im Haus ist. Aber wie sie das alles durchschaut hat, sie, die nie von da oben herabkommt. In Liebessachen haben die Weiber Eingebungen."

So kam er in Cafe Luitpold an, hatte vorher noch einen Dienstmann in die Salzstraße geschickt, um die übrigen Sachen holen zu lassen, die er als vorsichtiger Mann wohlverpackt hinterlassen hatte. Im Cafe Luitpold wurde er an seinem Stammtisch von einigen Kollegen begrüßt.

„Speckmeier! Comme il faut-Meier! Büchselmeier, grüß Gott!"

„Da wären wir wieder." Damit rückte er seinen Stuhl und faßte wohlgemut Posto.

Er stand trotz „Speck- und Büchselmeier" in gutem Ansehen bei seinen Kameraden, die ihn für einen tüchtigen Kerl in jeder Beziehung hielten, und seine kleine Eigenheiten waren auch ein Vorzug, besonders weil er durchaus Spaß verstand. Er war ein prächtiger Kerl, darin stimmten sie alle überein. Für einen Künstler etwas pedantisch, daher „Büchselmeier", aber gegen seine Künstlerschaft war eigentlich nichts einzuwenden. Er arbeitete simpel vor sich hin, ohne viel Aufhebens. — Und was er fertig brachte, hatte auch so etwas Simples, Gutes. Er war Landschafter, malte fleißig und verkaufte sogar, und das will viel sagen.

Nur in einem, da verstand er keinen Spaß. Friedrich Gastelmeier, der brave Bursche, hatte mit seinen achtundzwanzig Jahren es zu einer behaglichen Körperfülle gebracht — das war Tatsache, damit hatte er sich abgefunden. Er fand auch, daß diese Fülle ihn nicht übel kleidete, und hatte recht; aber eine andre Tatsache, die nahm er nicht so kühl und einfach hin, es hatte sich bei ihm frühzeitig ein ganz ansehnliches Glätzchen eingestellt. Davon wollte er nichts wissen. Er gebrauchte allerhand Haarmittel. Man erzählte sich, daß er auch schon bei einem Haardoktor gewesen sei — alles vergeblich; die Fläschchen, die seine Haarmittel enthielten, standen jedoch nicht mit den übrigen auf seinem Waschtisch aufgepflanzt. Er hielt sie verschlossen, denn er schämte sich ihrer. Was mit dem Glätzchen zusammenhing, war sein wunder Punkt. Das hatten die Kollegen längst weg, denn sie hatten einst auch begonnen, das Glätzchen spaßhaft zu nehmen, waren aber bei Freund Gastelmeier übel angekommen, der sein Glätzchen verteidigte wie eine Löwin

ihr Junges. Es war in dieser Beziehung die größte Vorsicht geboten.

Und sie waren vorsichtig, nachdem sie in seinen Seelenzustand Einblick genommen hatten. Diesen guten Menschen zu kränken, kam ihnen nicht bei, und sie machten unter der Hand Fremde, die in ihrem Kreise auftauchten, auf Gastelmeiers Eigentümlichkeit aufmerksam, um seine empfindliche Herzensstelle vor unberufenen Fingern zu behüten. Dem kleinen Gastelmeier erging es allenthalben gut, denn er war gern gesehen.

Heute teilte er seinen Kollegen mit, daß er nicht in sein altes Quartier zurückkehren werde, bat zu gleicher Zeit die Kellnerin um die „Neuesten Nachrichten" und war bald in die Inserate vertieft.

„Büchselmeier, aber nun suche dir die Bude einmal möglichst nahe bei deinem Atelier, sei so gut. Das ist ja ein Unsinn, wie du dir die Sache eingerichtet hast", sagte einer. „Also Schelling- — Barer- — Blütenstraße — so etwas."

„Gib einmal her." Gastelmeiers Gegenüber streckte die Hand nach der Zeitung aus und nahm sie an sich. „So, jetzt paß auf. Werden wir gleich haben."

Inzwischen nahm Gastelmeier die Einladung eines seiner Kollegen, bis sich etwas gefunden, bei ihm auf der Stube zu wohnen, dankend an.

Sie suchten jetzt in den Inseraten und es fand sich etwas.

„Da gehst du hin — zu allererst. — Hör mal: „Zu vermieten!" — also: ‚Es wird vermietet' — noch einmal! Unpraktische Leute! — Also: ‚Es wird vermietet — ein Zimmer. Südseite, auf längere oder auch kürzere Zeit, nach Belieben. Schaut ganz ins Grüne' — in dieser Jahreszeit nicht übel — ‚ist originell möbliert'. — Weiter: ‚Preis nach den Verhältnissen des Mieters'. Was sagst du dazu? Sollte

man es nicht mit dieser komischen Heiligen versuchen — riesig unpraktisch!"

„Das hat eine alte, poetische Jungfer geschrieben", sagte Büchselmeier. „Da wäre man ja auch vor einer Tochter sicher."

„Möglich", sagte einer.

„Na, wollen sehen", meinte Gastelmeier. Und so ging er noch diesen Tag in der letzten hellen Nachmittagsstunde in die Blütenstraße, um besagtes Zimmer in Augenschein zu nehmen.

Drei Treppen hoch stieg er im Rückgebäude, das frei und luftig in einem Garten lag.

„Drei Treppen — Rückgebäude — na" — brummte er zweifelhaft. Das war nicht so ganz, was er wollte, aber still, ja das schien es zu sein. Etwas steile Stufen. — In der Stadt liebte er seine Bequemlichkeit. Es waren im Hause meist Ateliers, nur im dritten Stock schien eine Familienwohnung zu sein. Da ließ sich vielleicht mit der Zeit etwas machen. Er könnte auch sein Atelier hierher verlegen. „Wollen sehen." So stieg er Stufe für Stufe gemächlich hinan und schellte endlich. Es war eine Klingel, die kaum einen Laut von sich gab, als wäre sie heiser oder als hätte man ihr etwas umgewickelt, um ihren Klang zu dämpfen.

Dieser Umstand fiel Gastelmeier auf, besonders da er dreimal sich bemerklich zu machen suchte — ohne Erfolg.

„Schließlich liegt da wer krank. Prost Mahlzeit! Mach' daß du fortkommst, Alter. Sonderbares Volk — erst ein Inserat, darauf umwickeln sie das Läutwerk. Dös is nix."

Mit dieser tiefsinnigen Bemerkung wollte er eben sich anschicken, die Treppe unverrichteter Sache wieder hinabzusteigen, da tat sich ganz unvermutet die Tür auf und eine schmächtige Person in mittleren Jahren, mit unruhigen Augen, in einem schwarzen, engen Gewand, stand vor ihm.

„Was wünschen Sie, mein Herr", sagte sie auf eine Weise, der er im stillen die Bezeichnung „madamig" gab. Trotzdem sie eng und schmächtig gekleidet war, sah er sie im Geiste vor sich in weiter Krinoline mit einem Kleide, das aus lauter Garnierungen bestand, einem hohen Federhut mit Fächer und einem türkischen Schal.

Eine so gekleidete gezierte Dame hatte er als Kind in einem Bilderbuche kennen gelernt, und die Stallmagd hatte ihm gesagt, daß das eine „Madame" sei. Seitdem wußte er, was eine „Madame" war — und die da vor ihm stand, war eine „Madame". Das stand fest.

Sie hatte übrigens ein eigentümlich vergeisterteś, wenn nicht gar vergeistigtes Gesicht und sah gescheit und aufgeregt aus.

„Diese Person kocht schlecht," dachte Speckmeier, „und nährt sich schlecht. Das werden die alten Fräulein wohl so an sich haben."

„Mein Fräulein, Sie haben ein Inserat ..."

„Jawohl, mein Herr", unterbrach sie ihn mit Grandezza. „Bitte, treten Sie ein."

„Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Ihr Läutwerk nicht in Ordnung ist. Da Sie Mieter erwarten, scheint mir das nicht ganz praktisch zu sein", sagte er, während er der Dame durch einen dunkeln Korridor folgte, und bekam zur Antwort, daß es allerdings in Ordnung sei.

„Wir dämpfen die Glocke etwas ab", sagte die Dame. „Das Leben bringt genug Lärm und Unruhe mit sich."

„So", sagte Gastelmeier und dachte bei sich: „Was hat denn so ein altes Fräulein unter Lärm und Unruhe zu leiden, wenn es im Garten, dritten Stock im Hinterhaus, wohnt, und nicht einen Rangierbahnhof gegenüber hat."

Die unruhigen, großen Augen der Dame aber sprachen auch nicht von Ruhe und Behagen.

„So ältliche Fräulein, die machen immer Geschichten und geben keine Ruhe und könnten es so gut haben", philosophierte er weiter in dem Thema, über das er nicht viel Erfahrung besaß. Bisher hatte er sich um ältliche Fräulein herzlich wenig Sorge gemacht.

„Bitte, treten Sie ein, das ist das Zimmer."

Er war bereit, einzutreten; aber die Tür zeigte sich verschlossen.

„Herrgott, wer wird nun den Schlüssel haben!" sagte die Dame ziemlich fassungslos, als wenn dieser Schlüssel unwiederbringlich in einen Abgrund gestürzt wäre.

„Emil," rief sie laut und so, als hätte sie schon hunderttausendmal auf die gleiche Art „Emil" gerufen.

„Sie hat einen Emil", dachte Gastelmeier ohne weitere Kritik.

Aber Emil kam nicht.

„Bitte", sagte die Dame wieder sehr fein, und diesmal sollte es bedeuten, daß er etwas zu warten habe.

Sie verschwand in der gegenüberliegenden Tür und kam eine geraume Weile nicht wieder. Endlich öffnete sich dieselbe Türe, der vergeistigte Kopf kam zum Vorschein — und: „Bitte", sagte die Dame so ausdrucksvoll, daß Gastelmeier nicht im Zweifel war, daß er in die eben geöffnete Tür einzutreten habe.

In dem Zimmer saß Emil, ein dicker Bursche von sechzehn bis siebzehn Jahren; nachlässig hockte er auf einem alten Lehnstuhl und hielt die Zeitung in der Hand.

„Emil, besinn' dich doch!" sagte die Dame ganz verängstigt und erregt.

Emil hatte sich bei dem Eintreten des Fremden erhoben.

„Mama," sagte er, „den hast du — da weiß ich nix."

„Mama" — das verwunderte Gastelmeier doch einigermaßen. Diese Unbefangenheit des alten Fräuleins!

Der dicke, blonde Knabe ließ sich, nachdem er seiner Meinung nach genug gestanden hatte, seufzend wieder nieder und sagte: „Erwin oder Olly könnten ihn auch etwa haben."

‚Auch noch einen Erwin und eine Olly!'

Schließlich kam es Gastelmeier vor, als wenn es mit dem alten Fräulein eine noch nicht völlig ausgemachte Sache sei. Weshalb sollten es nicht auch ganz geordnete Verhältnisse sein, in die er da geraten war; was man so geordnete Verhältnisse in einem gewissen Sinne nennt.

Die Dame aber bekam deshalb nichts Frauenhafteres für ihn. Sie fuhr immer noch herum und suchte nach dem Schlüssel, zog Schubfächer auf, in denen es nicht besonders einladend aussah.

Aus einer Kommode hingen einige Bänder heraus und ein wirrer Klumpen, den allerhand Fäden und Schnürchen und Läppchen und Schnitzel gebildet hatten. Gewiß ein sehr nützlicher Klumpen, denn es war so ziemlich alles darin zu finden, was ein Frauenzimmer zu Flickereien brauchen konnte. Gastelmeier vertiefte sich in diesen Anblick und dachte dabei an das Heiligtum, das seiner Mutter Nähwerkzeuge und Materialien miteinander darstellten, und es wurde ihm klar, daß das bewußte Inserat in den „Neuesten Nachrichten" nicht das rechte für ihn sei.

Doch als er sagen wollte, daß sich die gnädige Frau nicht weiter bemühen solle, er käme ein andermal wieder, da fand sich der Schlüssel. Sie hatte ihn in der Tasche. „Siehst du", sagte Emil, der in aller Gemütsruhe sitzen geblieben war, weise, während seine Mutter zum größten Ärger Gastelmeiers der Schlüsseljagd oblag.

„Schöne Zucht das", dachte er.

„Das ist das Leben!" sagte sie. „Sie werden es auch noch kennen lernen, Herr ..."

„Gastelmeier, mein Name ist Gastelmeier. Verzeihen gnädige Frau, daß ich versäumte ..."

„Sie sind Geschäftsmann?“ fragte die Dame.

„Kunstmaler, wie wir hier in München so schön sagen.“

Ein „Bravo!“ war ihre Antwort.

„Das scheint ihr besondere Freude zu machen“, dachte er.

„Nun kommen Sie — bitte.“

Jetzt wurde das Zimmer wirklich gezeigt und es war, mit seinem Blick in einen Garten, nicht übel. Südseite allerdings nicht. Es lag nach Westen. Originell eingerichtet, wie es im Inserat hieß: das stimmte. Es war etwas Angenehmes in dem Raum zu spüren, etwas, das auf verfeinerten Lebensgenuß hindeutete. Da hing allerhand und lag allerhand, was in gewöhnlichen „möblierten Zimmern“ nicht hängt und liegt. Die Möbel standen so gewissermaßen unternehmend da, meist an Stellen, die wahrhaft kühn gewählt waren. Das Zimmer hatte das, was Gastelmeier in seinem Atelier gern zustande gebracht hätte, was ihm aber nie geglückt war und was er als vernünftiger Mann längst aufgegeben hatte.

Aber er war sich seiner Sache ganz sicher. Hier blieb er nicht. Die Leute waren ihm nicht behaglich. Eine Frau darf nicht wie ein altes Fräulein aussehen, war seine Ansicht. Eine Frau muß gemütlich aussehen. Man muß sich bei ihrem Anblick allerlei Angenehmes, Seelenberuhigendes vorstellen können, gut zubereitete Lieblingsspeisen, einen appetitlichen Wäscheschrank, liebevoll sauber gehaltene Betten, ungezählte Gutenachtküsse, die sie ihren Kindern gegeben und von ihnen bekommen hat, soviel Pflege und Liebe, die sie ihr Lebtag ausgeteilt hat: das muß alles so von ihr ausstrahlen, wie das Licht vom Monde. Er dachte an seine Mutter, an die einfache Frau.

In seiner Kindheit hatte er das Gefühl gehabt, als hätten die Mütter und der brennende Christbaum etwas gemein miteinander. Und das hatte er nicht vergessen. Von einer Frau verlangte er — was er selbst nicht in Worte fassen konnte,

was ihm aber im Gefühl fest und klar lag. Er, der simple Mensch, war ein Schwärmer in bezug auf die Frauen und war darum immer enttäuscht von ihnen.

Er hatte sich länger im Zimmer verweilt, als es unbedingt nötig gewesen wäre, entschuldigte sich, machte einige nichtssagende, unbestimmte Redensarten und empfahl sich. Ehe er die Tür hinter sich schloß, fragte er noch nach dem Preise der Wohnung und wußte selbst nicht, weshalb er das tat, denn er war fest entschlossen, nicht zurückzukommen.

„Den Preis?" Die unruhigen Augen sahen ihn fragend an, als wollten sie diesen Preis von ihm selbst erfahren. „Da hab' ich wirklich noch nicht nachgedacht. Ja, ich weiß nicht, die Stube ist hübsch, — was gibt man denn so?"

Sie sprach wie von etwas, was sie gar nichts anging und unter ihrer Würde lag. Er lächelte und sagte: „Na, ich denke, das wird sich schon finden."

Die Tür schloß sich und er hörte noch, wie die seltsame Vermieterin nach „Emil!" rief.

„Der wird hören!" dachte Gastelmeier — „diesen dicken, bequemen Frosch haben Sie sich nett gezogen, verehrte Dame." Er stieg die Treppe weiter hinab. Jede Etage hatte eine Tür, von der aus drei schmale Stufen direkt auf die Haupttreppe mündeten. In der ersten Etage ging es hinter dieser Tür sehr munter zu. Lachende Mädchenstimmen.

„Auch ein Atelier", denkt Gastelmeier und steht gerade vor der Tür.

Die tut sich auf — und Gastelmeier weiß nicht, wie ihm geschieht.

„Auch ein Atelier", war für eine Weile sein letzter klarer Gedanke gewesen. Etwas ist aus der Tür gestürzt, die Stufen herabgestolpert, über ihn hingefallen. Er hat sich kaum auf den Beinen halten können, ist gegen das Geländer gepreßt,

ein paar Stufen hinabgewankt mitsamt seiner Last, die auf ihn gefallen ist.

„Tante Rebella, Tante Rebella, ums Himmels willen!" ruft es aus verschiedenen Kehlen. Köpfe zeigen sich an der Tür. Jetzt kann Gastelmeier auch wieder um sich schauen. Er ist nicht mehr beschwert. Neben ihm steht ein Mädchen, das aus dunklen Augen ihn entsetzt anstarrt. Sie steht noch nicht wieder fest auf den Füßen — der eine hat sich ihr im Kleide verwickelt und sie hat ihn noch nicht wieder freibekommen. Aber in ihrer Rechten hoch erhoben hält sie eine große Palette voller Farben, von der im Fall ein Stück abgebrochen ist mitsamt den Farben — und das Stück liegt oder klebt vielmehr auf Gastelmeiers Schulter. Auch hat die Palette seine Wange gestreift.

„Mein Gott", sagt das Mädchen. Tränen stehen ihr in den Augen. Sie ist dunkelrot vor Schreck.

Eins der Mädel kommt jetzt aus der Tür und nimmt ihr die Palette aus der Hand.

„Tante Rebella hat sich doch nichts getan?!" rufen die andern.

„I bewahre", sagt das Mädel, die ihr die Palette abgenommen und die Kameradin auf die Füße gebracht hat.

Gastelmeier hat seine fünf Sinne noch nicht wieder recht beisammen — auch er fühlt sich, gottlob, trotz aller Verwirrung unzerbrochen.

„Das war nun so ein Eisenbahnzusammenstoß, mein Fräulein. Aber mir scheint, wir sind mit heiler Haut davongekommen."

„Ja, wir," meinte das junge Mädchen zaghaft, „aber Ihr Rock. Sehen Sie nur", — dabei zeigte sie mit bedenklichem Ausdruck auf das abgebrochene Stück Palette, das noch auf Gastelmeiers Schulter klebte, und entfernte es vorsichtig mit spitzen Fingern.

„Ich glaube," sagte sie, „Sie müssen zu uns mit hinaufkommen, die Flecken werden Ihnen dann ganz gut abgewaschen."

„Das Gescheiteste wär' es", sagte eine von den Malerinnen, die da herumstanden.

Und so stiegen sie miteinander die steilen Stufen hinauf, die Gastelmeier eben fest entschlossen gewesen war, nicht wieder zu ersteigen.

Sie schwiegen beide.

„Rebella heißt sie," dachte er, „also die Olly ist's nicht — die Schwester von Emil. Also auch eine Rebella gibt's da oben!" Denn daß sie zu der Inseratenfamilie gehörte, war ihm eine ausgemachte Sache. Sie standen jetzt vor der Tür, die sich vor kurzem hinter Gastelmeier geschlossen hatte, und Rebella bearbeitete diese Tür energisch mit einer zarten, aber festen, kleinen Faust. „Mama liebt die Klingelei nicht", sagte sie zur Erklärung.

Das wußte er bereits.

Jetzt aber hatte er Muße, die kleine Hexe zu betrachten; weder Mama noch Emil erschienen, und die Trommelversuche wurden eine geraume Zeit lang fortgesetzt.

Rebella war eine liebliche und zugleich eigentümliche Erscheinung. Blütenjung — zierlich — fast schmächtig — ein feines, blasses Gesicht, dunkles, lockiges Haar, das nachlässig in einen Knoten geschlungen war, und dunkle, heiße lebhafte Augen, sie erinnerten ihn ein wenig an die der Mutter — deren Augen aber waren blau und nicht warm, nur unruhig. Ihre Gesichtsform fiel ihm besonders auf. Breite Stirn und dazu ein zierliches, ausgeprägtes Kinn, — so daß die Konturen sich von der Stirn gegen das Kinn hin schnell rundeten.

Ein Goethescher Vers fiel ihm ein:

Voll Locken kraus ein Haupt so rund.

„Der alte Goethe hat für alles gesorgt, auch für diesen kleinen Balg."

Er kannte auch die Fortsetzung des Verses, denn er stand mit seinem Goethe auf einem guten Fuß; aber hier wendete er seine Kenntnis nicht weiter an. Sie war ihm zu unfrisiert, und außerdem hatten ihre Löckchen mit der Palette nähere Bekanntschaft gemacht. Oben auf dem Scheitel waren sie ihr farbig zusammengeklebt, zwar nur ein paar Flöckchen — und an der zierlichen Nasenspitze saß ihr ein gelber Fleck, als hätte sie unvorsichtig an einer Lilie gerochen. Er fühlte sich gewissermaßen gezwungen, die kleine Schweigsame zu betrachten, nicht nur weil er müßig dastand. Sie hatte etwas nicht Alltägliches, etwas Überraschendes, gehörte zu den Rassemenschen mit den beweglichen Nasenflügeln, den elastischen Muskeln, dem zarten, festen Knochenbau.

Die Tür wurde geöffnet, natürlich von Madame, nicht von Emil, der saß jedenfalls über seiner Zeitung.

„Mein Gott, laßt ihr mich lange klopfen", sagte das Mädchen mit etwas erregter Stimme.

„Und Sie, mein Herr?" fragte die Öffnende.

„Ich hatte das Glück, von Ihrer Fräulein Tochter die Treppe hinabgeworfen zu werden."

Ein unruhiger, vollkommen fassungsloser Blick heftete sich auf die Tochter.

„Olly!"

Also war es doch Olly.

„Ja," sagte sie, „ich bin auf dem Treppenabsatz vor der Tür hinuntergestolpert und habe ihn mit hinabgerissen."

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, es ist ihr nichts geschehen. Sie hat den Moment sehr klug gewählt."

„Ja, aber der Herr ist mit Farbe vollgeschmiert und die Palette ist mir zerbrochen."

Diese beiden Unglücksfälle berichtete das Mädchen auf eine trockene, sachgemäße Weise, so daß Gastelmeier, der einigermaßen empfindlicher Natur war, sich nicht besonders geschmeichelt fühlte.

Der Herr ist vollgeschmiert, die Palette zerbrochen. Das ärgerte ihn wirklich.

Jetzt sagte die Dame, daß dieser Vorfall kein gutes Zeichen sei für die Mieter eines Zimmers.

„Oho", meinte Gastelmeier.

„Sie haben das Zimmer gemietet?" sagte das junge Mädchen wieder trocken. „So, dann wundert mich nichts, bei uns geht's immer schief."

„Emil!" rief sie jetzt — und o Wunder, Emil kam auf den ersten Ruf.

„Führe den Herrn in sein Zimmer und bringe dann alles, um die Ölflecken auszuwaschen." Auf Emils verwunderte Augen hin berichtete das junge Mädchen mit Gleichgültigkeit den Vorfall noch einmal in aller Kürze.

„In sein Zimmer" — hatte sie gesagt. Sie hielt ihn also schon für den rechtmäßigen Eigentümer. Höchst unangenehm. Emil, der dicke Bursche, flüsterte ihr etwas zu und kicherte dabei wie ein Schulbube, der heimlich einen Streich erzählt.

„So", sagte das Mädchen und wendete sich an Gastelmeier. „Das war also ein Mißverständnis; ich glaubte, Sie wären der Mieter unsres Zimmers. Verzeihung."

Sie sah ihn mit den dunkeln, großen Augen einfach und vornehm an, daß es ihm nicht recht geheuer zumute wurde und er nicht wußte, was er des Zimmers wegen sagen sollte. Und es war ihm, als wenn der Teufel seine Zunge einstweilen in Beschlag genommen hätte, als wenn sie ganz ohne sein eigenes Dazutun die bedenkliche Unterhaltung führte.

„Doch, mein Fräulein," sagte seine Zunge aus eigenem Antrieb, „es war allerdings mein Vorhaben, das Zimmer zu mieten, wenn Sie keinen besseren Mieter dafür wissen."

Ohne sein eigenes Zutun drückte sich diese Zunge sehr fad und vorlaut aus, kam ihm zuvor und hatte ihn nun gehörig

hineingeritten. Das war ja so gut wie gemietet. Teufel auch!

Jetzt standen sie in „seinem“ Zimmer. Emil kam mit einem alten Brötchen und einer Flasche Terpentin, die Mutter war nach einem Lappen fortgestürzt, und nach geraumer Zeit waren die drei Personen, die Mutter, Emil und Olly, genannt Tante Rebella, mit seiner Person und ihren Flecken beschäftigt.

„Ruhig Blut“, sagte Emil einmal übers andre. „Erst mit dem alten Brötchen ordentlich abschaben und trocken reiben, dann erst mit dem Lappen, sonst verschmiert ihr's.“

Er machte bei dieser Prozedur einen recht vertrauenerweckenden Eindruck. „Ruhig Blut, ruhig Blut!“ aber mußte er einmal übers andre sagen, denn dem Temperament der beiden Damen schien das Terpentinöl und der Lappen weit mehr zuzusagen als das trockene Brötchen. Während dieser Prozedur fühlte sich Gastelmeier immer mehr und mehr zur Familie gehörig. Er erfuhr ihren Namen. Sie hießen Kovalski. Das heißt: Frau und Tochter und Emil hießen so, der Sohn aus erster Ehe trug den Namen Oel. Der zweite Gatte der Dame war ein polnischer Maler gewesen, der kurz nach der Geburt des dicken Emil das Zeitliche gesegnet hatte. Olly war zwanzig und der Jüngste wurde siebzehn.

Gastelmeier mußte sogar den Rock ausziehen, weil Emil versicherte, anders wäre es gar nicht möglich.

„Gnädige Frau“, unterbrach jener das eifrige Treiben. „Nun erbarmen Sie sich auch der Haare und des Näschens ihres Fräulein Tochter.“

Mit demselben Lappen wie er wurde nun auch die Übeltäterin gerieben und geputzt. Und die Verbindung zwischen Gastelmeier und Kovalskis ward immer enger. Es schien in bezug auf das Zimmer anständigerweise gar nicht mehr zu entrinnen möglich zu sein.

„Verzeihen Sie“, sagte Gastelmeier zu Fräulein Olly, während er von Emils kurzen, derben Fäusten bearbeitet wurde. „Als wir auf dem Treppenabsatz vorhin vom Schicksal durcheinander geschüttelt wurden,“ — seine Zunge, so kam es ihm vor, sprach immer noch aus eigenem Antriebe — „rief man Sie Rebella, und wenn ich nicht irre, Tante Rebella?“

Da hielt Emil plötzlich mit dem Reiben inne, schlug sich mit der Hand auf seinen kleinen, fetten Schenkel und rief im schnellsten Tempo: „Verflucht! verflucht! verflucht!“ als ob er sich außerordentlich amüsiere.

Gastelmeier sah sich erstaunt nach dem Gefühlsausbruch hinter seiner Schulter um und blickte in ein Gesicht, das einem wohlgenährten kleinen Faun anzugehören schien.

„Weshalb amüsieren Sie sich denn so?“ fragte er den ausgelassenen Jüngling. Es wurde ihm unter Emils Händen unbehaglich.

„Ich dachte mir nur so“, antwortete Emil und sah unglaublich spöttisch aus.

„Das ist einmal Emils Art so“, sagte resigniert die Mutter.

„Eine sonderbare Art“, dachte Gastelmeier.

„Emil,“ sagte das junge Mädchen, „sei nicht albern und betrag' dich vernünftig.“

„Betrag' du dich“, war die Antwort.

„Du hast wieder so ein Gesicht gemacht, daß man glaubt, du mokierst dich über die ganze Welt“, fuhr sie fort, ohne sich im geringsten um die Anwesenheit des Mieters zu kümmern. „Du wirst einmal von irgendwem eine Ohrfeige bekommen.“

„So“, war die gemütliche Antwort.

„Noch viel schlimmer,“ sagte sie, „die Menschen werden dich nicht leiden können.“

„Die Menschen? Pfeif' ich drauf!“

„Du sagst mir, weshalb du das Gesicht gemacht hast.“

„Eben so.“

„Nein, ich will's wissen." Sie sprach fest und ruhig. „Glaubst du, ich lasse mir irgend etwas bieten? — Du?!"

„Einfach — ich stellte mir vor, wer in unserm Haus ist oder bleibt, wird mit der Zeit schon erfahren, weshalb du Tante Rebella genannt wirst."

„Weiter war's wieder nichts?" fragte sie ruhig.

„Nein."

„Tant de bruit pour une omelette," sagte sie auf eine vornehm kühle Weise.

„Sonderbar", dachte Gastelmeier, „daß bei diesem energischen Verfahren der eigentümliche Jüngling seine Eigenheiten so gut konservieren konnte."

Zur Erklärung dieses Umstandes erfuhr er bald darauf, daß Rebella zwei Jahre bei einer Tante verlebt hatte und seit kurzem zurückgekehrt sei. Während ihrer Abwesenheit war Emil ins Kraut geschossen.

Gastelmeier lernte auch noch in dieser Stunde Erwin kennen, den Sohn aus der Oelschen Ehe. Dieser stellte sich ihm als Schriftsteller vor und er stellte sich nicht nur vor, sondern produzierte sich gewissermaßen damit, daß er vor seinem Eintritt ins Zimmer laut nach Olly und Mama rief, und gleich darauf, ohne deren Antwort abzuwarten, in die Tür polterte: „Da haben wir die Bescherung, hat mir auch dieser Esel den Roman zurückgeschickt — hab' ich's nicht gesagt? Aber da hieß es immer: Schick' nur — schick' nur —"

Nach diesem Monolog trat ein langer, sparriger Mensch von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, aufgeregt, rot im Gesicht, ins Zimmer, sah einen Fremden, war außerordentlich verblüfft, sah seine Mutter, die ein wahrhaft tragisches Gesicht aufgesetzt hatte und bleich und nervös sich auf einen Stuhl niederließ.

Emils altkluges: „Verflucht! — verflucht! — verflucht!" ertönte.

„Um Gottes willen, Erwin, quäl' dich nicht so", sagte die Dame in nervöser Erregung und fügte noch allerlei hinzu, ohne so recht selbst zu wissen, was sie sprach, entschuldigte sich vor Gastelmeier und stellte diesem schließlich ihren Sohn vor, der weise in Gegenwart des Fremden seinen Ärger zu unterdrücken suchte.

Er hatte einen gut geschnittenen Kopf, war völlig bartlos, hatte ein stark vorgeschobenes Kinn, so daß die Lippen seines kleinen Mundes wie gespannt zwischen Wangen und Kinn lagen. Seine Bewegungen waren eckig und hastig. „So geht's, mein Herr", sagte er in scherzhaftem Ton. „Sie haben soeben den Dichter auf dornenvollem Pfad gesehen. Er hat auch seine guten Stunden."

Das kam etwas geschraubt heraus, als sagte es ein schon berühmter Mensch.

Gastelmeier war jetzt soweit wieder äußerlich hergestellt, daß er dieser gewaltsam unterdrückten Familienszene entfliehen konnte; aber mit dem Bewußtsein, unabweisbar der rechtmäßige Herr des „originell möblierten Zimmers" geworden zu sein.

Die Mutter des geprüften Schriftstellers befand sich in hochgradiger Aufregung. Mit schwacher Stimme wandte sie sich an den sich Empfehlenden:

„Mein Herr, glauben Sie mir, Mutter von drei Kunstbeflissenen zu sein, ist keine Kleinigkeit. Dazu gehören Nerven — Nerven — und wieder Nerven —"

„Mami", sagte das junge Mädchen, welches bisher scheinbar teilnamslos dem ganzen Vorgang gefolgt war: „Ihr erwartet eben alle zu viel. Arbeiten auf Tod und Leben. — Das ist's — weiter nichts fürs erste", und die dunkeln Augen leuchteten von einem innern Feuer. Gastelmeier blickte gespannt auf das Mädchen. Sie war in diesem Augenblick voll Schönheit und Entschlossenheit.

Die Leute beängstigten ihn und taten ihm leid, und um sie ein wenig auf andre Gedanken zu bringen, erzählte er ihnen von seiner vorigen Wohnung, beschrieb ihnen den nächtlichen Rangierbahnhof, die Unruhe, den Lärm, der ihn eigentlich gar nicht so sehr gestört hatte, das Gewühle und Gewürge, und wie sie nie fertig werden, in aller Ewigkeit nicht, auch wenn es manchmal so scheint, als wäre alles zufriedengestellt und eingehakt; wie es immer von neuem, immer von neuem angeht, unaufhörlich. Er erzählte es so, wie er es Annele auf der Fahrt von Rohrmoos nach der Station beschrieben hatte, und fügte hinzu, daß ihm deshalb ein Zimmer, das in einen stillen Garten blicke, im Rückgebäude läge, so behage; er brachte sich selbst auf diese Weise in eine künstliche Zufriedenheit mit seinem unfreiwillig erworbenen Besitztum.

Als er gerade inmitten seiner eifrigsten Rangierbahnhofsbeschreibung war, ließ Emil sein altkluges: „Verflucht! verflucht! verflucht! verflucht!" los und schnitt ein so sonderbar ironisches Gesicht, daß es Gastelmeier außerordentlich unbehaglich wurde, und er herzlich gern einige väterlich gemeinte Worte an den Jüngling gerichtet hätte, wenn es ihm nicht geratener erschienen wäre, die Familie mit nichts zu beunruhigen. Sie kam ihm vor wie der verwunschene Teich, vor dem die Buben gewarnt werden, damit sie nicht etwa mit Steinen hineinwerfen, weil es sonst im See wild zu tosen und zu toben beginnt auf eine Weise, die keinem Sterblichen gut tut. Aber er hätte doch gern gewußt, weshalb Emil, bei der Beschreibung, die er der Familie zuliebe gemacht, seine ironische Maske aufgesetzt hatte.

Frau Kovalski lud ihn zum Familientee ein, der seit geraumer Zeit im Wohnzimmer stand und ihr plötzlich wieder in die Erinnerung gekommen war. Man hatte ihn über die verschiedenen rasch aufeinander folgenden Unglücksfälle vergessen. Olly war ja vorhin so übereilig aus der Atelier-

tür gestürzt, weil sie die Teestunde um ein Beträchtliches versäumt hatte — und die Versäumnis durch ein paar Sprünge gut machen wollte. Eile aber ist des Teufels Werk.

Gastelmeier lehnte dankend den Mitgenuß des Tees, der jedenfalls stark gezogen hatte, ab und verabschiedete sich endgültig. Er hätte schon heute nacht in dem originell eingerichteten Zimmer schlafen können. Dieser Gedanke aber hatte etwas so Befremdliches für ihn, daß er sich durchaus nicht auf ihn einließ.

Drittes Kapitel

Friedrich Gastelmeier schwieg wohlweislich darüber, wie er zu dem „originell möblierten" Zimmer eigentlich gekommen war, als er an jenem Abend mit seinen Kollegen zusammentraf. Andern Tags zog er mit Sack und Pack in seine neue Wohnung.

Das Läutwerk war auch an diesem Tage, an dem sie doch seine Ankunft bestimmt zu erwarten hatten, vollständig heiser, so daß wieder eine geraume Zeit verging, bis sie ihn samt dem schimpfenden Dienstmann, der den Koffer trug, einließen. Er wie der Dienstmann hatten längere Zeit vor dem Öffnen und zwischen den verschiedensten Läutversuchen gehört, wie jemand immer an der Tür herumwirtschaftete, und als schließlich geöffnet wurde, war es Emil, der öffnete. Gleich darauf hörte Gastelmeier die nervöse Stimme der Mutter aus einem der Wohnräume: „Emil!"

Emil bewegte sich bedächtig bis in das Wohnzimmer, und Gastelmeier konnte hören, wie er in die Nebenstube hineinsagte: „Ruhig Blut, 's ist nur der Maler." Und ein befriedigtes „So" konnte er auch hören, dann kam Emil wieder. Noch ehe Gastelmeier bis in sein Zimmer gelangt war und den Dienstmann verabschiedet hatte, läutete es wieder unterdrückt und heiser.

„Verflucht! verflucht!" murmelte Emil, das weitere „verflucht" schenkte er sich dieses Mal zugunsten eines „Bst!" als der Dienstmann Miene machte, sich in Bewegung zu setzen — „Bst!" Er schlich an die Tür, schielte vorsichtig durch die Ritzen und das Guckloch, welches mit einem durchbrochenen Messingblättchen überdeckt war.

Der Dienstmann begriff die Situation augenscheinlich und schmunzelte, auch Gastelmeier stand und rührte sich nicht, war aber von dem Empfang beim Einzug in seine neue Wohnung nicht besonders erbaut.

Das war nichts für Comme il faut-Meier. Die heisere Klingel wurde wütend und wütender. Niemand regte sich. Die drei verharrten so steif wie gefrorene Schellfische. Emil suchte die andern mit seinem Blick zu beschwören, ruhig zu bleiben, bis das heisere Läutwerk sich ausgetobt hätte, und es gelang ihm.

Nachdem der Störenfried draußen sich endlich genug getan und zuletzt noch in seiner Wut der Türe einen tüchtigen Tritt versetzt hatte, sagte der Dienstmann: „Dös wär g'scheh'n, 's könnt halt der Metzger g'wesen sein mit san Kälbergriff." Damit ging er.

Die vergeistigte Dame rief wieder nach Emil, und Emil schlug sich auf die kurzen, strammen Schenkel und murmelte: „Mistjauche — nichts als Mistjauche."

Dieser etwas eigentümlich gewählte Ausdruck kam ihm, wie es schien, aus tiefster Seele. Gastelmeier hörte es noch gerade, ehe er die Tür des originell möblierten Zimmers hinter sich schloß. Darauf begann er sich einzurichten mit nicht ganz leichtem Herzen.

Ruhig ging es in diesem Hause nicht zu — da war etwas — etwas, was er selbst noch nicht klar im Bewußtsein hatte, etwas Beängstigendes, Quälendes, und das lag in der Luft, die ganze Wohnung war voll davon. Es war ihm nicht behaglich und er packte nur das Notwendigste von seinen Sachen aus, um in kürzester Frist wieder auszuziehen.

Nachmittags um sechs Uhr ließ er sich durch die Aufwärterin bei seiner Hauswirtin melden, um ihr den offiziellen Besuch zu machen, den er ihr schuldig zu sein glaubte. Er traf die Dame und Emil wieder, die übrigen waren nicht daheim. Emil saß verdrossen am Tisch und zeichnete. Die Lampe hatte er sich nahegerückt, sie war bedeckt mit einem Lampenschirm, der in sinnreicher Weise aus einer alten Zeitung irgendwie zusammengesteckt war. Emil machte einen Buckel und sah unbeschreiblich schlaff und unlustig aus. Die

Mama saß auf dem Sofa und hatte ihr Kopfkissen aus dem Bett sich hinter den Rücken gestopft. Sie erhob sich matt.

„Sie sind leidend, gnädige Frau?“ sagte Gastelmeier.

„Sie waren Zeuge gestern von einer der tausend Aufregungen“, erwiderte sie matt, doch in verbindlichem Ton. „Es ist immer, als schlüge der Blitz neben uns ein, man kommt mit dem Leben davon, aber wenn die Sache sich fortwährend wiederholt, besteht man schließlich nur noch aus alterierten Nerven. Nun, Sie werden es selbst wissen, da auch Sie Künstler sind.“

Gastelmeier wußte nicht recht, wovon die Dame sprach, schließlich fiel ihm die Geschichte mit dem Roman ein.

„Das werden Sie doch nicht so tragisch nehmen, gnädige Frau. Um Gottes willen, wenn alle Romane, die von jungen Leuten geschrieben werden, auch gedruckt würden — davor möge uns der Himmel bewahren!“

„Ja, wenn das Leben aber davon abhängt“, sagte die Dame und blickte trüb vor sich hin.

„Das sollte es freilich nicht,“ erwiderte Gastelmeier, „das Leben — von einem Roman!“

Sie versicherte müde und abgespannt, daß dies bei ihrem Sohne Erwin der Fall sei. „Er ist, wie wir alle, auf sein Talent angewiesen“, sagte sie wehmütig.

Worin das Talent der Dame bestand, war Gastelmeier nicht klar. Er hatte das Bedürfnis, gegen diese mit Kissen gestützte, leibhaftige Nervosität kräftig vorzugehen; aber er bezwang sich.

Emil hatte längst aufgehört zu zeichnen und rekelte sich im Stuhl. Er befand sich in den schönsten Flegeljahren und genoß die Freiheiten dieses Alters, wie es schien, aufs ausgiebigste. Gastelmeier schaute mit einem Blick auf seine Zeichnung und bemerkte, daß der junge Mann die eigene kleine

fette Faust als Modell vor sich gehabt habe. Sie war sechs- bis siebenmal in verschiedenen Wendungen nebeneinander auf dem Papier zu sehen.

„Aha!" sagte Gastelmeier. Emil nahm keine Notiz davon.

„Emil," sagte die Mama, „Olly kommt gleich, sei fleißig." Emil ächzte, machte wieder die Modellfaust und begann lässig und aufs höchste gelangweilt weiter zu arbeiten.

„Ist das Ihre eigene Idee?" fragte Gastelmeier und zeigte auf die Faust.

„Ne," sagte Emil, „Olly."

Gastelmeier wußte nicht mehr recht, was er weiter sagen sollte. Die Leute waren verstimmt und einsilbig. Er suchte nach einem Unterhaltungsstoff.

„Emil," sagte die Dame, „weißt du, wo Erwin hin ist? — Er hat den ganzen Tag Kopfschmerz gehabt, der arme Junge. Er ist immer aufs tiefste von einem Mißerfolg erschüttert", wendete sie sich an Gastelmeier.

„Auf'n Friedhof wird er 'gangen sein", sagte Emil mürrisch.

Die Dame seufzte und sagte nach einer Weile: „Sehen Sie, mein Herr, eine Seele von einem Menschen, ein echter Dichter — man muß ihn gewähren lassen. Wenn es so im Leben, wie es oft der Fall ist, drunter und drüber geht, da macht er sich in der Dämmerung, nun schon seit seiner Kindheit, auf und geht auf den Friedhof und schaut sich die ausgestellten Leichen an. Das ist so sein Mittel — da wird er ruhig. Es ist ja in München nun einmal so gebräuchlich, daß die Leichen offen ausgestellt sind. In den andern Städten, wo wir gelebt haben, war das nicht so, aber ihm tut's wohl. Es hat eben alles auch sein Gutes. Mich brächte keiner hin", schloß die Dame und wickelte sich fester in ihren Schal.

Draußen pochte es jetzt energisch. „Olly", sagte Emil. Es war Olly. Sie kam lebendig und frisch herein, etwas hastig. Sie kam vom Aktzeichnen und wollte Tee trinken. Im ersten Augenblick bemerkte sie Gastelmeier nicht und dann begrüßte sie ihn so einfach und gleichmütig, als wäre er längst hier Familienmitglied.

Gastelmeier fand, daß sie nicht besonders viel Federlesens machte. Ehe sie sich ihren Tee einschenkte, beugte sie sich über Emils Zeichnung, nahm ihm den Bleistift aus der Hand und, ohne etwas zu sagen, packte sie die Modellfaust, rückte sie wie es ihr paßte, und über Emils Schulter hinweg arbeitete sie mit festen sichern Strichen in seine Zeichnung hinein. Sie hatte ihr Käppchen noch auf und an der linken Hand noch den Handschuh. Sie war kalt und frisch und strömte Schneeluft aus.

„Olly, du sollst nicht so eisig ins Zimmer kommen, du kältest es ganz aus."

Olly hörte, wie es schien, nicht. Die feste, kleine Hand korrigierte eifrig weiter.

„Und bei dem Wetter! Du wirst dich selbst wieder einmal erkälten, dann haben wir's." Die Dame seufzte.

Gastelmeier empfand auch den Strom von Frische, der von Olly ausging, und er dachte unwillkürlich an die Abschiedsworte seines Vaters. Er schaute ihr zu, wie sie arbeitete, ganz versunken und in der unbequemen Stellung über Emils Kopf hinweg. Der hatte es ihr allerdings leicht gemacht; den dicken Kopf mit dem dichten, blonden Haarfilz auf die Tischkante gelegt, so daß er nicht sehen konnte, wie seine Zeichnung sich unter Ollys flinken Händen veränderte, so hockte er vor ihr.

Gastelmeier schaute ihr unverwandt zu. Das war Talent — das saß. Und sie zeichnete und zeichnete und vergaß alles um sich her, den dicken Kopf und den Tee, und den Fremden.

„Emil", rief sie mit einem Male heftig: „Sieh her!" Emil grunzte und beguckte sich die Sache.

„Weshalb hattest du denn so gepatzt? Faul — faul — faul! Das ist's. Wie sitzt du denn? Wie kann ein Mensch so arbeiten? Mama, du hast ihn wieder krumm wie einen Engerling dahängen lassen."

„Engerling ist gut", dachte Gastelmeier. Er ist wirklich so ein weißer, dicker Bursche ohne Glieder; es hängt alles an ihm herab, die Arme, die Beine, der Kopf. Zu seiner Verwunderung sagte jetzt auch Emil: „Bravo! — Engerling! Sehr gut! Faltiger Elefant — Wachskerzen — Spitaler — und so weiter. Du hättest Unteroffizier werden sollen."

„Ja, ich wollte," sagte sie, „es käm' einer über dich, so ein rechter Teufel."

Olly schenkte sich Tee ein, setzte sich auf die äußerste Stuhlkante und nahm sich ein Brötchen. Das Mädchen war von einer unglaublichen Lebendigkeit im Blick und in der Bewegung. Sie schien immer vollkommen munter und aufgeweckt zu sein. Gastelmeier sah sie sich mit Vergnügen an.

„So ein Pferd", sagte Emil zu ihr.

„Bitte," antwortete sie ihm kühl, „wen meintest du?"

„Na — das ist auch gerecht. Die schimpft, wie's ihr paßt, sie selber will aber mit Sammetpfoten angefaßt werden."

„Allerdings", sagte Olly. „Das will ich auch!"

„Na, ja — ich meine ja auch mit dem Pferde nur: am Morgen rennst du um acht Uhr ins Atelier und bleibst bis Mittag, dann geht's wieder los und dazwischen galoppierst du mit Kreuz- und Seitensprüngen wie in der Manege, dann läufst du zum Aktzeichnen, und "— nun wandte er sich an Gastelmeier — „wenn sie heimkommt, ist sie so fidel wie der Teufel und ich muß es ausbaden. Dann kommt sie über mich."

Gastelmeier erfuhr auf seine Frage, daß Olly ihren Bruder für die Akademie vorbereite — aus Ersparnis. „Es ist kein Eifer in ihm", schloß sie ihre Mitteilung.

Gastelmeier fragte, weshalb er gerade die Malerei zum Beruf gewählt habe.

„Künstler ist das einzig Menschenwürdige", sagte die Dame zum ersten Male etwas lebhafter.

Emil räusperte sich: „Maler? — ebenso, wie einer Jurist wird."

„Emil, ums Himmels willen, das ist doch nicht so bei dir?" rief Olly.

„Wer hat's denn behauptet?" meinte Emil gemütsruhig.

„Weshalb sagst du's dann?"

„Eben so."

„Ja, was sollte mein Sohn denn wählen?" setzte die Mutter wieder ein. „Die Künstlerschaft liegt ihm im Blute. Für was andres hat er auch keine Begabung. Aus dem Gymnasium haben wir ihn genommen sobald als tunlich. Er braucht nicht zu dienen, er ist nicht deutscher Untertan."

„Brillant fürs Leben gestellt", sagte Emil trocken und altklug und setzte seine ironische Maske auf.

„Mein zweiter Gatte war Maler, wie Sie wissen?"

„Ja, Sie sagten es schon, gnädige Frau."

„Kennen Sie sein Schicksal?" fragte sie. „Wissen Sie, daß er zweiundzwanzig Jahre in den sibirischen Bergwerken gewesen ist?" Das sagte sie gewissermaßen mit Genugtuung, wobei sie den Kopf hob, als wollte sie sich die Überraschung beschauen, die ihre Worte dem Fremden verursachten.

Gastelmeier, der mit dem Schicksal eines nach Sibirien Verbannten keine feste Vorstellung verband, entsprach nur ungenügend der Erwartung.

„Mistjauche", brummte Emil. „Um nichts besser als Mistjauche sind die Menschen." Er war aufgestanden und ging mit kurzen strammen Schrittchen im Zimmer auf und nieder.

Die Tür tat sich auf und Erwin, der Sohn aus Oelscher Ehe, trat ein. Er sah auffallend elend und hager aus, etwa wie ein Mensch, der vom Zahnausziehen kommt. Es tut nicht mehr weh, aber es hat weh getan. Man sieht's ihm noch an.

„Bist du ruhiger, mein Sohn?" sagte die Mutter zärtlich. „Wir leiden beide immer gleich — das muß dich trösten. Jedes Ja im Leben ist ein Glück und jedes Nein ein Unglück. O — die zartbesaiteten Naturen!"

„Erwin," sagte Emil, „wir sprachen eben von Papa."

Erwin setzte sich und schwieg.

„Ja, meinen zweiten Gatten hat das Schicksal schwer getroffen; als junger Mensch von zwanzig Jahren ist er als politischer Verbrecher in die Bergwerke gekommen, nach einem von den vielen polnischen Aufständen — wohin doch gleich zuerst?" Die Dame hatte den Namen vergessen.

„Nach Semiretschinsk", sagte Emil ungeduldig. „Herrgott, Mama, weißt du denn das noch immer nicht?"

„Und, denken Sie sich, Papa hat," fuhr er fort, „ehe er nach Semiretschinsk kam, ganz genau geträumt, wie es dort aussah — ein langes Blockhaus und noch ein elendes Haus und ein ewig langer Zaun und eine verkrüppelte Birke und ein niedriger Schuppen und nichts weiter. Weit und breit Schnee, nur Schnee und Schnee, und der Himmel auch schneeweiß. Und wie sie dahin gekommen sind, hat er's nach seinem Traum erkannt und hat laut aufgeweint." Das erzählte Emil lebhaft, viel lebhafter als es Gastelmeier ihm hätte zutrauen können.

„Später ist er dann," fuhr die Dame zu erzählen fort, „von da weggekommen nach ..." Hier fehlte die nähere Bezeichnung wieder.

Aber Emil half auch diesmal, gewissermaßen entrüstet, aus. „Nach Werchne Kolimsk“, sagte er und ging an ein kleines Pult, in dem alles, im Gegensatz zu den übrigen Dingen im Zimmer, ziemlich ordentlich lag. Aus diesem Pult nahm er eine Landkarte, schob Tassen und Teller auf dem Tisch eifrig beiseite und breitete die Karte aus.

„Hier war Papa“, sagte er, „neun und ein halbes Jahr lang, dann kam er dahin — später hierher.“ Emil zeigte alle Orte auf der Karte. „Zweiundzwanzig Jahre lang hat's gedauert, dann haben sie ihn freigelassen und er konnte endlich nach Deutschland ziehen, wohin er unterwegs war, als man ihn gefangen nahm. Denken Sie sich, damals begleitete ihn bereits ein Empfehlungsbrief an einen bekannten Münchener Maler; diesen Brief hat er zweiundzwanzig Jahre aufgehoben und hat ihn dann dem Sohne des Malers übergeben, der Vater war inzwischen gestorben. Papa hatte früher schon gemalt und ist hier als älterer Mann noch auf die Akademie gegangen. Er hatte nur wenig Geld und war krank; aber er hat doch mit seiner Malerei verdient. Sehen Sie, da ist etwas von Papa.“ Emil ging wieder an sein Pultchen und brachte eine Mappe mit Skizzen. „Das sind Bilder aus dem Elend“, sagte er eifrig. „Das sind alles Gefangene und Verbannte mit Ketten, wie sie im Schnee stehen. Das hier ist ein Grenzstein, da nehmen sie Abschied voneinander. Die einen gehen dahin, die andern dorthin — sie werfen sich auf den Schnee und weinen und schreien und jammern.“

Emil war ganz bewegt. Das Skizzenbuch war sein Eigentum. Olly blickte hinein und sagte: „Schade, daß Papa sich nicht hat besser ausbilden können, er hätte etwas erreicht. In den Figuren liegt Talent.“

„Geh“, sagte Emil. „Wie er's gemacht hat, so hat er's gemacht, da ist nichts zu kritisieren.“

„Mein Sohn Emil," sagte die Mutter, auch jetzt mit matter Stimme, „hängt mit Zärtlichkeit an seinem Vater, obgleich er ihn nie gekannt hat."

„I wo, kannte oder nicht kannte, meinen Vater, den kenn' ich", platzte er patzig heraus in seinem Eifer. „Du kanntest ihn doch und weißt nicht einmal, wo er im Elend gesteckt hat. Jedesmal muß ich dir's sagen. Also wo hat er gesteckt? Zuerst in —? Na? — —"

Emil schaute fragend nach seiner Mutter, klopfte mit dem Bleistift auf den Tisch und wartete auf die Antwort.

„Wieder nicht", sagte er. „Nun erfährst du's aber so bald nicht wieder von mir." Er klappte das Skizzenheft zu und schloß es wieder ein. „Geld hat er keins gehabt," fuhr der dicke Bursche fort, „und krank ist er gewesen. Hätte er Mama nicht gefunden, wär's ihm noch übler gegangen. Aber in seiner langen Krankheit ist auch Mamas Geld weniger geworden, von tausend Geschichten — Mistjauche! Wenn die Menschen nicht so elend gewesen wären und ihm nicht bei jeder Gelegenheit mehr abgenommen hätten, als recht war, säßen wir jetzt anders da."

„Jawohl", sagte Olly wieder und schaute entrüstet auf ihren Bruder; „Geld! Geld! und Wohlleben, wie euch und besonders dir das im Blute steckt! Gottlob, daß kein Geld da ist, sonst würdest du verfaulen bei lebendigem Leibe. Wir sollen arbeiten. Arbeiten auf Leben und Tod — das ist's!" Diese Beteuerungsformel schien das junge Geschöpf zu lieben. Sie bediente sich ihrer bei jeder Gelegenheit. „Und die Menschen! Schimpf nur nicht immer auf die Menschen. Bist du etwa keiner? Wie ich das nicht hören kann! Das ist entsetzlich grün von dir. Woher meinst du denn, daß sie so abscheulich sind? Weil es Papa schlecht ging und uns auch nicht besonders? Natürlich deshalb. Sie sollen dir etwas ins Haus tragen, du willst gehätschelt und gefuttert werden. Wofür denn? Ja, das werden sie aber bleiben lassen. Mit

Recht. Ich gerade finde, daß die Menschen gut sind; viel besser, als sie zu sein brauchten. Meinst du etwa, die Natur wäre nicht grausam? Du? Eins frißt das andre immerzu und überall. Und es gibt doch Menschen, die wollen wenigstens die andern nicht fressen. Das ist erschrecklich viel — und denke doch, wie's ihnen geht. Gefragt wird keins, ob es leben will oder nicht — und dann kommt es in das Elend hinein, so dumm, so hilflos und arm, und muß mit allen Kräften arbeiten, um nicht zu verhungern, und die Krankheiten und die Kälte, und der Winter, daß er sündigen muß und gestraft wird, und tausend Nöte und Qualen — und das Blindsein und das Alter und der Tod — was für gräßliches Zeug! Und es gibt doch Menschen, die über alles hinaus gut sind. Was meinst du, ein Gott hat es leicht, gut sein, aber ein Mensch — Emil, weißt du, ein Mensch!"

Das sagte sie so liebevoll und faßte in ihrem Eifer die Hand ihres Bruders, gewissermaßen, um ihn auch körperlich zu sich hinüberzuziehen.

„Ihr seid wieder von dem bißchen Pech mit Erwin ganz zusammengekrochen. — Herrgott, wie man so wenig frei sein kann! Und dich, du dicker Sack, geht's doch gar nichts an, dächt' ich."

„Oho", sagte Emil. „Sack ist wieder gut."

„Jesus," meinte Olly, „wenn ein Künstler nicht Zigeuner ist! Ihr seid alle wie Kaufleute. Ist kein Geschäft gemacht, laßt ihr die Köpfe hängen. — Sie sind aber doch bei so einer Art Zigeuner", wendete sie sich jetzt zum ersten Male an Gastelmeier, der ganz versunken dem jungen Geschöpfe zugehört hatte.

„I wo, bei Zigeunern", sagte Emil pfiffig und setzte die schlimmste Maske auf, deren sein bewegliches, fleischiges Gesicht fähig war.

„Doch", sagte Olly streng.

„Behüte", antwortete der Bruder. „Ganz wo anders."

„Wo denn also?" fragte Gastelmeier, amüsiert über das wunderliche Geschwisterpaar.

„Wissen Sie noch, weshalb Sie aus Ihrer früheren Wohnung ausgezogen sind?"

„Jawohl," sagte Gastelmeier, „ich habe es Ihnen ja, dächt' ich, erzählt."

„Wegen des Rangierbahnhofs; weil Sie dem Rangierbahnhof gegenüber wohnten, wegen der schauderhaften Unruhe — gelt? Wegen des ewigen Getriebs und Gezerrs, des ganzen Spektakels?"

„Ja", sagte Gastelmeier.

„Also. Und der Unterschied hier, der ist? Na? Drin statt draußen. — Das hab' ich gleich gestern, als Sie's erzählten, gedacht."

„So", sagte Gastelmeier, der nicht recht wußte, was er von all diesen Dingen eigentlich denken sollte. Es war ihm unbehaglich zumute und doch blieb er sitzen und betrachtete mit Wohlgefallen das lebhafte junge Mädchen, das jetzt wieder eifrig an der Faust korrigierte. Diese Art Mädel war ihm noch nie vorgekommen.

Das heisere Läutwerk erklang von neuem. Auf alle Gesichter trat Spannung.

„Verflucht! verflucht! verflucht!" brummte Emil und schlug sich auf die kleinen strammen Schenkel.

Man ließ es zweimal läuten. Olly sagte: „Das ist Tante Zänglein."

„Ihre Stunde ist's allerdings", meinte die Mama. „Geh, mach auf, Emil." Sie erhob sich nicht selbst. Erwins zurückgeschickter Roman hatte sie zu sehr angegriffen; ihre Schwäche aber kam Emils Erziehung, wie es schien, zugute. Er ging brummend hinaus.

Draußen erhob sich kurz darauf ein munteres Altweiberlachen und eine scharfe, junge Männerstimme redete drein.

„Da bringt sie den sparrigen Kerl wieder mit", sagte Olly.

„O Gott!" seufzte die Mama.

Die Tür ging auf und ein flinkes, zierliches Persönchen trat ein, ein allerliebstes, altes Weibchen, gefolgt von einem baumlangen Burschen im Lodenrock. Er sah wie ein Bergfex aus, trotzdem er die vollständige Montur, Kniehosen, Nagelschuhe, nicht trug und auch nicht in bloßen Knien ging. Er hatte ein hageres, langes, von der Natur nicht recht zusammengestelltes Gesicht, und eine vorstehende, sehr bewegliche Unterlippe.

„Fräulein Zänglein, unsre Tante," stellte die Frau des Hauses die Eingetretene vor, „und: Herr Kaufmann, ein Kollege meines Sohnes."

„Tantes Erbschleicher", brummte Emil Gastelmeier ins Ohr. Er bezeigte Gastelmeier überhaupt einiges Vertrauen, das hatte die Geschichte mit dem Rangierbahnhofe schon bewiesen. Ein solcher Bursch wie Emil ist für gewöhnlich wortkarg und steckt voll verschluckter und zu spät ausgebrüteter Bemerkungen.

„Gu'n Tag, Genie!" sagte der sparrige Mensch zu Erwin gewendet, während er sich auf einen Stuhl niederließ. „Wie steht's mit unserm Roman? He?"

Die Dame machte eine abwehrende Handbewegung, die soviel heißen sollte als: ‚Schonen Sie ihn. Es ist nichts damit!'

Erwin Oel bestätigte ebenfalls stumm diese mimische Mitteilung.

„Donnerwetter!" rief der junge Waldmensch teilnahmsvoll, „ist das eine Zucht! Das Beste, was hervorgebracht wird, das stecken die Herren natürlich in den Papierkorb. Ehe etwas nicht altbacken genug ist für ihre schwachen Mägen,

verdauen sie's nicht. Immer gefälligst nach alten Mustern. Nur nichts Neues!" Er zog ein schiefes Maul, als ob es ihm eine schwere, unsichtbare Tabakspfeife herunterzöge, und schob die Unterlippe sonderbar vor.

„Aha!" dachte Gastelmaier. „Erwin Oel ist also einer von den Neuesten." Gastelmeier gehörte, wie schon gesagt, zu denen, die still vor sich hin arbeiten, ohne Schlagworte und Geschrei.

Als wollte sie seine Gedanken bestätigen, nahm die vergeistigte Dame das Wort: „Es ist wirklich eine wertvolle Arbeit, gewissermaßen eine Prophetie, ein Ruf an die Menschheit zur Umkehr."

Gastelmeier schaute sich Erwin mit erneutem Interesse an, wie demnach einer aussieht, der einen Ruf an die Menschheit ergehen läßt. — Ein grüner Junge! In Gastelmeier siedete es, diese Mutter war ein Verhängnis für ihre Kinder. Er konnte etwas Verrücktes an einem Weibe nicht leiden. Die jungen Hühner, die hier so verschroben ausgebrütet wurden, taten ihm leid. „Na!" sagte er zu Emil, „seid ihr denn so modern?"

Emil zuckte auf eine schändlich blasierte Weise die Achseln, setzte sein ironisches Gesicht auf und brummte etwas, was soviel heißen sollte wie: Mistjauche! Wenn's aber noch etwas Erträglicheres gibt, so ist's das Moderne. „Übrigens", sagte er laut, „was heißt modern?"

„Sagen Sie einmal, mein Sohn, wie alt sind Sie eigentlich?"

Emil lachte wie ein Faun; sein „Verflucht! Verflucht! Verflucht!" kam an die Reihe und er schlug sich aufs Schenkelchen.

„Ist das eine Zucht!" dachte jetzt Gastelmeier ganz wütend.

„Die spinnen", sagte ein Stimmchen neben ihm, und als er sich nach der Urheberin des Stimmchens umdrehte, sah er

in ein paar schelmisch blickende Altweiberäuglein. Tante Zänglein hatte sich leise wie ein Fledermäuschen zu ihm hin gemacht. Sie hatte auch ein Gesichtchen wie eine Fledermaus, so zierlich und niedlich, und die blinkenden, kleinen, sternenklaren Augen. „Die spinnen", sagte sie noch einmal.

„Herr Gastelmeier," rief der sparrige Jüngling, „ich hab' Sie mit meinem alten Schatz aus Salzburg noch nicht bekannt gemacht!"

„Sie ungezogener Mensch, Sie", lachte das alte Weibchen. Wie sie aber zu lachen verstand! Mein Gott, die kleine Alte lachte gern und schien jeden Windhauch zu benützen, um ihre Lachglöckchen klingen zu lassen, so auch jetzt. Gastelmeier sah sich das keine, alte Fräulein näher an. Es war allerliebst gekleidet, mit Geschmack und Wohlgefallen an netten Dingen. Gastelmeiers Herz hatte sie gleich gewonnen.

„Ah, das sind Leut'", sagte sie. „Jetzt haben sie sich gestern geärgert, mein Gott, es verlohnt sich nicht der Mühe; heute sind sie alle außer Rand und Band. Aber, was sagen Sie, nicht wahr, den Erwin nähmen auch Sie nicht mit nach Italien? Ich geh' nämlich nächster Zeit hin", fuhr sie lebhaft fort. „Irgendwen muß ich mitnehmen. I wo, so allein geh' ich nicht wieder, wie's letzte Mal; aber so eine Trauerweiden, wie den Erwin und dazu so ein Pulverfaß von Revolutionär, wie er ist — so etwas möcht' ich net mitnehmen. Deshalb sind sie alle bös. Der lange Bursch da soll mit." Sie zwinkerte nach ihrem Begleiter hin, der mit Erwin, Olly und deren Mutter in ein hitziges Gespräch über Kunstfragen geraten war. „Mein Gott, so ein alt's Weiberl muß halt nehmen, was sich bietet. Und was Junges muß es sein. Wissen Sie, Altes hab' ich selbst genug. Und außerdem: er ist ein armer Teufel. Ich wohne hier gerade gegenüber in der Schellingstraße. Mein Garten geht denen hier bis unter die Fenster. Das sind Leut'", beteuerte sie noch einmal und zwinkerte mit den Äugelchen. „Mir macht's eine Hexenfreud',

zugestimmt, wie geschickt die sich das Leben verderben. So ein Unsinn. Nein! Gott steh' ihnen bei! Ich hab' mir das meine bildlich eingerichtet, wissen Sie, so ganz nach meinem Glauben. Das können die hier nicht leiden. Jetzt hören Sie nur, was sie wieder haben, aber was sie da wieder in Eifer geraten. Hören Sie nur!"

Die kleine Alte setzte sich in Positur, als wenn sie der Be- [illegible] ein Schauspiel betrachten wollte.

Sie hatten sich alle [illegible] bei [illegible] Ge- spräch [illegible] und so weiter. Das [illegible] [illegible] der Schwierigkeiten [illegible] zu sein. [illegible] Mädchen vor- [illegible]

[illegible] der schmige Mensch [illegible] her- [illegible] konnte ihn [illegible] aber der Autor [illegible] der aber die [illegible] so daß sie nach allem [illegible] abschlachteten, [illegible] der großer Zorn [illegible] der Mann selbst her- [illegible]

[illegible] Sie begannen den [illegible] nur ein wohl- [illegible] Mensch, dem [illegible] die drei [illegible] und bestimmten [illegible] aus vollem [illegible] nicht anders, [illegible] sagte sie. [illegible]

„Aber die Augen, seine Fischaugen, was machen wir mit denen?“ rief Emil strahlend.

„Solche Fischaugen sind zu nichts zu brauchen, das ist Abfall!“

„Bravo!“ sagt die Dame des Hauses und konnte sich vor Lachen kaum aufrecht erhalten.

Gastelmeier war entrüstet. So ein fanatisches Weib! Er konnte auch den Witz von der Sache nicht einsehen. Eine Roheit — nichts andres! Und Olly, das junge Mädel, lachte mit. Er wendete sich zu ihr und fragte: „Weshalb lachen Sie eigentlich?“

„Weil es komisch ist“, bekam er zur Antwort.

„Komisch? — Na!“ sagte Gastelmeier.

„Ein Mensch, der so schreibt, verdient's nicht anders. In der Kunst sollte streng gerichtet werden, strenger als bei einem Verbrechen“, sagte sie fest und mit leuchtenden Augen.

„Die Olly ist ein recht gutes Mädchen,“ wisperte das Altweiberstimmchen wieder neben ihm, „aber spinnen tut sie auch. Kunstfexen sind sie eben alle miteinander. Jammerschade. Und ich seh' schon, mein Kraftmensch ist auch net viel besser. So dummes Zeug aufzubringen. Na, wart', den lang' ich mir, den nehm' ich mir mal auf die Seite und mach' ihm die Sache klar, dann sollen Sie sehen, der wird so zahm, daß er aus der Hand frißt. — Jodeln sollen Sie ihn aber einmal hören. — Herr Kaufmann, jodeln Sie doch einmal.“

„Ja, mein Schatz“, sagte er, „zu Befehl!“ machte wieder ein schiefes Maul, schob die Unterlippe vor und sammelte sich, wie es schien. Darauf begann er zu jodeln, daß die Scheiben klirrten. Er jodelte vortrefflich, ganz ausnahmsweise gut — fabelhaft.

„Sehen Sie,“ wisperte das alte Weibchen, „das ist mein Genuß. Das ist für mich schöner als der schönste Gesang. Das ist eine Kraft, an der man sich aufrichten kann.“ Sie

zwinkerte mit den Äuglein. „Dessentwegen, wegen dem Jodeln nehm' ich ihn mit."

Gastelmeier fand an dem alten, kleinen Fräulein immer mehr Gefallen, aber das reizende Geschöpf, die Olly, hatte ihn verstimmt. Freilich mußte er immer auf sie schauen. Er verstand sie nicht. Olly war eine neue Welt für ihn.

Wie sie soweit friedlich beieinander saßen, geschah mit einem Male ein Krach, ein Donner, ein Geklirr und Gepolter, daß alle zusammenfuhren.

„Jesses Maria!" rief das alte Weibchen entsetzt. „Was ist denn das? Wer fehlt denn hier? — Emil."

Diese praktische, wie es schien, vielgeübte Umschau hatte das alte Weibchen mit großer Geistesgegenwart sofort unternommen. Emil fehlte wirklich.

„Ach Gott!" rief die jetzt ganz entgeisterte Madame, „er hat nach Butter gesucht und hat den ganzen Rauchfang über dem Herd heruntergerissen. Großer, allmächtiger Gott! — mit allen Sachen. Was andres kann es nicht sein!"

„I wo", sagte der sparrige Jüngling, dem die Erklärung unglaublich vorzukommen schien.

„Hab' ich's nicht immer gesagt, das kommt von der Fexerei", rief Tante Zänglein. „So ein unsinniges, altmodisches, modernes Ding über einem Herd zu haben, das kann auch nur euch passieren. Die ganze Simpelei hing an einem Draht."

Während dies und noch verschiedenes andre geäußert wurde, stürzte die ganze Gesellschaft hinaus, durch den Korridor in die Küche. Dort fand man ein Bild der Zerstörung vor, das jeder Beschreibung spottete. Es war wirklich der künstliche Rauchfang, den irgend ein mittelalterlich gesinnter Stilbaufex über dem modernen Sparherde sinnreich angebracht hatte, herabgestürzt. Der Rauchfang hatte sich über den Herd gestülpt und alles, was auf dem Herd war, überdeckt — und da war etwas, man roch es noch, etwas

Gebratenes, Gezwiebeltes, und alles, was auf dem Bord des Rauchfangs stand, war mit heruntergepoltert und lag zerbrochen und zerquetscht umher. Was irgend an der Wand hing, war herabgestreift, ein Chaos, und Emil war nicht zu bemerken.

Die entsetzte Mutter lehnte, unfähig, irgend etwas Vernünftiges zu tun oder zu sagen, an dem Türpfosten.

Olly rief: „Emil!"

„Der Emil wird doch nicht drunter gekommen sein?" meint Tante Zänglein.

„I wo", sagte der sparrige Jüngling und rüttelte mit Erwin, Gastelmeier und Olly an dem Unglücksrauchfang; aber es war keine Möglichkeit, ihn in die Höhe zu bringen. Es war alles mit dem Herd fest verkeilt.

„Da hat er sich über euer Abendbrot gestülpt," sagte Tante Zänglein und schnüffelte mit dem Näschen, „vorhin roch es so gut nach Zwiebel. Was hattet ihr denn Feines? Das geht ja hoch her!"

„Lieber Himmel", sagte Frau Kovalski tragisch. „Das waren die Beefsteaks, die sollten uns wieder etwas zu Kräften bringen, die sind nun auch verloren! Wo ist denn Franziska hingelaufen? Weshalb hat sie sie nicht vordem aufgetragen?"

„Ja, als ob man bei euch irgend etwas vorher wissen könnte!" sagte Tante Zänglein.

Olly rief: „Gottlob, daß Emil wenigstens nicht drunter ist."

„Guck, Guck, der hat sich aus dem Staub gemacht, der Lump", lachte Tante Zänglein. Sie war längst wieder dabei, sich zu vergnügen. Die Hausfrau aber schien mehr Mühe als andre Sterbliche zu gebrauchen, ihre fünf Sinne in einem solchen Falle wieder beisammen zu bekommen. Sie war ganz auseinander und es arbeitete in ihrem Gesicht, als wollte ein Tränenstrom hervorbrechen.

Was war denn aber das? Ein sonderbares Zischen und Wüten, ganz am Ende des Korridors, das man in der Aufregung erst jetzt bemerkte. Alle spitzten die Ohren.

Mitten zwischen diesen Geräuschen, die mit dem Lärm, den ausströmender Dampf zu machen pflegt, eine große Ähnlichkeit hatten, rief jetzt Emils Stimme: „Erwin, du Esel! Erwin!" Das klang wütend und angstvoll und wie in höchster Gefahr.

„Allmächtiger, mein Bad!" schrie Erwin. „Das hab' ich vergessen!"

Jetzt stürzte er durch den engen Korridor und alle ihm nach an die zweite Unglücksstelle. Die sah auch nicht übel aus. Der Badeofen, zum Zerplatzen überheizt, daß der Dampf wütend aus den Ventilen zischte. Und der Kran fürs kalte Wasser offen, das mit Vehemenz in eine Badewanne stürzte, die ihren Überschwall über die Diele laufen ließ.

„Erwin, der Kran geht nicht zu!" jammerte Emil mit wütender, weinerlicher Stimme.

„Wo ist denn die Zange, ohne die Zange geht's ja nicht mehr!" rief Erwin.

„Ja, wo hast's denn?" gab Emil zurück. „Wegen der ist ja schon der Rauchfang herunter. Wer zum Teufel hat sie denn wieder verschleppt!"

Erwin stand ratlos und unbeweglich.

Emil arbeitete immer noch mit seinen kleinen festen Fäusten daran, den Kran umzudrehen, und war in heißen Dampf eingehüllt wie ein Posaunenengel in Wolken. Da schob endlich der Kraftmensch die verzweifelte Gesellschaft auseinander und würgte in den Dampfwolken herum und, wie es schien, mit Erfolg, denn das Hineinschießen des Wassers in die überrinnende Badewanne hörte auf. Er brachte dann die Geschichte so weit in Ordnung, daß wenigstens einer weiteren Überschwemmung und einer Dampfkesselexplosion vorgebeugt war.

„Herr, mein Gott! Dieser unselige Roman!" rief Frau Kovalski. Sie war nun von dem drohenden Weinkrampf, der sich bei dem Anblick der Küchenverwüstung angekündigt hatte, wirklich gepackt und suchte an Erwin Halt, der selber fassungslos dastand.

„Ein Unglück bringt zehn andere mit sich", schluchzte sie.

Tante Zänglein amüsierte sich schon wieder. „Das kommt wirklich alles vom Roman", sagte sie eifrig zu Gastelmeier und zwinkerte pfiffig mit den Äuglein. „Ich kenn' das schon. Nach so einem Mißerfolg sind sie gedankenlos wie die Hühner."

Gastelmeier ging heute ganz überwältigt zu Bette und mit dem festen Entschluß, so bald als tunlich sich aus dem Staube zu machen. Da war ihm sein veritabler Rangierbahnhof mit der guten Verpflegung doch lieber als dieser, der auf geistigem Gebiet verzehnfachten Spektakel machte. Da war gar kein Zweifel, von hier mußte und wollte er fort.

Viertes Kapitel

Fastnachtsdienstag in München.

Die Narrenwelle, die das Lebensmeer jedes Jahr breit über die Stadt hinspülen läßt, spült auch dieses Jahr bei schneidendem Märzwind durch die Straßen und führt allerlei wunderlich aufgeputztes, aufgeregtes Volk mit sich, dem der eisige Wind um die Nase streicht, oder die leichenhaft starren Larven lüftet, die bunten Lumpen um den Kopf schlägt und den Spaß im Freien einigermaßen verdirbt. Trotzdem war den ganzen Tag ein Gelauf und Gerenne gewesen. Der Humor war von der Kälte etwas ungelenk und frostig geworden, mußte erst die starren Glieder recken, und von dieser Anstrengung wurde er dann etwas grob und unerfreulich. Es war notwendig, daß man ihn zum Auftauen brachte. Das fühlten alle und deshalb war ein gewaltiges Drängen nach den Cafés und Wirtshäusern und Bierkellern.

Es war auch schon längst dunkel auf den Straßen, und die Verkappten, Vermummten und Ausstaffierten drängten zum Licht wie die Mückenschwärme. Sie wollten sich sehen lassen und wollten sehen. Und was draußen in der Kälte und dem schneidenden Wind eingefroren war, das begann in den heißen, mit Tabaksrauch und Menschendunst erfüllten Räumen sich auszubreiten: das wurde kühn und unternehmend.

In den hellen, reichen Räumen des Café Luitpold sitzen an den runden Marmortischen Pärchen aller Art und schaulustige Leute, die den Menschenstrom an sich vorüberrauschen lassen, der durch das Café flutet, zur einen Tür herein, zur andern wieder hinaus. In einer Ecke haben drei Personen Platz gefunden, ein junger Mann, dem die ganz naive Verliebtheit unbefangen aus den Augen sieht. Ein armer, verliebter Mensch, ein Mensch, der uns nicht unbekannt ist, den wir bis-

her als sehr vernünftig und respektabel kennen lernten, als durchaus comme il faut. Comme il faut-Meier! Seine beiden Nachbarinnen tragen schwarzseidene Lärvchen. Die eine ist in einem braunen, soliden Wollenkleid gekommen, die andre in einem schwarzseidenen Fähnchen, das so reizvoll und eigenartig die junge Gestalt umschließt, so reizvoll, daß Gastelmeier das Persönchen wie durch einen leichten Nebel sieht. Es ist ihm selbst nicht recht geheuer. Er wird ihn nicht los, diesen Anblick, ob er ihn vor Augen hat oder nicht. Der arme Gastelmeier ist bisher so gut durchs Leben gekommen und es scheint ihm auch, daß er jetzt noch gut damit auskommt, sogar besonders gut. Sein Lebtag war es ihm klar, daß es mit dem Verlieben eine faule Geschichte ist. Jetzt denkt er nicht daran.

„Da ist niemand, der mich kennt, ich tu' das Maskerl einen Moment ab", sagt das junge Geschöpf im schwarzseidenen Fähnchen. Gastelmeier blickt traumverloren auf sie, er will den ersten Blick in das enthüllte Gesicht tun.

Sie knüpft an ihrem Lärvchen. Es hängt ihr noch mit dem einen Gummiband, an dem das Knöpfchen ist, im Haar fest. Das Gesicht ist frei. Lebensvolle, brennende Augen schauen in das Getümmel, ganz versunken und benommen.

Im Januar war es, als Gastelmeier nach jenem etwas lebhaften Abend fest entschlossen war, den geistigen Rangierbahnhof so bald als tunlich zu verlassen, und jetzt ist's März und er steckt immer noch dort. Er ist Hausfreund geworden. Das Mädel ist ihm anvertraut.

Seine Kameraden haben die Sache längst durchschaut, haben anfangs geschwiegen, später gelächelt, noch später, zu spät, freundschaftlich gewarnt, dann wieder gelächelt und die Achseln gezuckt. Dem Gastelmeier war nicht mehr zu helfen, er hatte sich fürs erste in der Schlinge gefangen.

verdauen sie's nicht. Immer gefälligst nach alten Mustern. Nur nichts Neues!" Er zog ein schiefes Maul, als ob es ihm eine schwere, unsichtbare Tabakspfeife herunterzöge, und schob die Unterlippe sonderbar vor.

„Aha!" dachte Gastelmaier. „Erwin Del ist also einer von den Neuesten." Gastelmeier gehörte, wie schon gesagt, zu denen, die still vor sich hin arbeiten, ohne Schlagworte und Geschrei.

Als wollte sie seine Gedanken bestätigen, nahm die vergeistigte Dame das Wort: „Es ist wirklich eine wertvolle Arbeit, gewissermaßen eine Prophetie, ein Ruf an die Menschheit zur Umkehr."

Gastelmeier schaute sich Erwin mit erneutem Interesse an, wie demnach einer aussieht, der einen Ruf an die Menschheit ergehen läßt. — Ein grüner Junge! In Gastelmeier siedete es, diese Mutter war ein Verhängnis für ihre Kinder. Er konnte etwas Verrücktes an einem Weibe nicht leiden. Die jungen Hühner, die hier so verschroben ausgebrütet wurden, taten ihm leid. „Na!" sagte er zu Emil, „seid ihr denn so modern?"

Emil zuckte auf eine schändlich blasierte Weise die Achseln, setzte sein ironisches Gesicht auf und brummte etwas, was soviel heißen sollte wie: Mistjauche! Wenn's aber noch etwas Erträglicheres gibt, so ist's das Moderne. „Übrigens", sagte er laut, „was heißt modern?"

„Sagen Sie einmal, mein Sohn, wie alt sind Sie eigentlich?"

Emil lachte wie ein Faun; sein „Verflucht! Verflucht! Verflucht!" kam an die Reihe und er schlug sich aufs Schenkelchen.

„Ist das eine Zucht!" dachte jetzt Gastelmeier ganz wütend.

„Die spinnen", sagte ein Stimmchen neben ihm, und als er sich nach der Urheberin des Stimmchens umdrehte, sah er

in ein paar schelmisch blickende Altweiberäuglein. Tante Jänglein hatte sich leise wie ein Fledermäuschen zu ihm hin gemacht. Sie hatte auch ein Gesichtchen wie eine Fledermaus, so zierlich und niedlich, und die blinkenden, kleinen, sternenklaren Augen. „Die spinnen", sagte sie noch einmal.

„Herr Gastelmeier," rief der sparrige Jüngling, „ich hab' Sie mit meinem alten Schatz aus Salzburg noch nicht bekannt gemacht!"

„Sie ungezogener Mensch, Sie", lachte das alte Weibchen. Wie sie aber zu lachen verstand! Mein Gott, die kleine Alte lachte gern und schien jeden Windhauch zu benützen, um ihre Lachglöckchen klingen zu lassen, so auch jetzt. Gastelmeier sah sich das keine, alte Fräulein näher an. Es war allerliebst gekleidet, mit Geschmack und Wohlgefallen an netten Dingen. Gastelmeiers Herz hatte sie gleich gewonnen.

„Ah, das sind Leut'", sagte sie. „Jetzt haben sie sich gestern geärgert, mein Gott, es verlohnt sich nicht der Mühe; heute sind sie alle außer Rand und Band. Aber, was sagen Sie, nicht wahr, den Erwin nähmen auch Sie nicht mit nach Italien? Ich geh' nämlich nächster Zeit hin", fuhr sie lebhaft fort. „Irgendwen muß ich mitnehmen. I wo, so allein geh' ich nicht wieder, wie's letzte Mal; aber so eine Trauerweiden, wie den Erwin und dazu so ein Pulverfaß von Revolutionär, wie er ist — so etwas möcht' ich net mitnehmen. Deshalb sind sie alle bös. Der lange Bursch da soll mit." Sie zwinkerte nach ihrem Begleiter hin, der mit Erwin, Olly und deren Mutter in ein hitziges Gespräch über Kunstfragen geraten war. „Mein Gott, so ein alt's Weiberl muß halt nehmen, was sich bietet. Und was Junges muß es sein. Wissen Sie, Altes hab' ich selbst genug. Und außerdem: er ist ein armer Teufel. Ich wohne hier gerade gegenüber in der Schellingstraße. Mein Garten geht denen hier bis unter die Fenster. Das sind Leut'", beteuerte sie noch einmal und zwinkerte mit den Äugelchen. „Mir macht's eine Hexenfreud',

zuzuschauen, wie geschickt die sich das Leben verderben. So ein Unsinn. Nein! Gott steh' ihnen bei! Ich hab' mir das meine hübsch eingerichtet, wissen Sie, so ganz nach meinem Gusto. Das können die hier nicht leiden. Jetzt hören Sie nur, was sie wieder haben, über was sie da wieder in Eifer geraten. Hören Sie nur!"

Die kleine Alte setzte sich in Positur, als wenn sie in Gemächlichkeit ein Schauspiel betrachten wollte.

Sie hatten sich alle während des wütend-literarischen Gesprächs erhitzt. Naturalismus, modern, altbacken, neue Werte und so weiter. Das alles war wie Schneebälle bei einer Schneeballschlacht hin- und hergeflogen mit schwindelerregender Schnelligkeit. Erwin Oels nicht anzubringender Roman schien immer noch die Ursache dieser Erhitzung zu sein.

„Klimpern gehört zum Handwerk", sagte das Altchen vergnügt. Sie amüsierte sich.

Die Frau vom Hause, ihr Erwin und der sparrige Mensch waren über den Roman eines bekannten Schriftstellers hergefallen, der sie alle drei entrüstete. Gastelmeier kannte ihn auch, es war nichts Erwähnenswertes daran; aber der Autor war berühmt. Eine höchst einfache Tatsache, die aber die drei Eifrigen in die größte Wut versetzte, so daß sie nach allen Regeln der Kunst zuerst das Machwerk gründlich abschlachteten, und, als da nichts mehr zu tun übrig blieb, ihr großer Zorn aber noch nicht gestillt war, sich über den Autor selbst hermachten.

Erwins Kollege hatte das aufgebracht. Sie begannen den Autor selbst zu schlachten. Und dieser Autor war ein wohlbeleibter, soignierter Lebemann, ein vornehmer Mensch, dem es im Leben vortrefflich erging. Das amüsierte die drei außerordentlich. Sie zerteilten ihn in Stücke und bestimmten diese zu verschiedenen Gerichten. Emil lachte aus vollem Halse, auch Olly amüsierte sich. „Er verdient's nicht anders, wahrhaftig, er verdient's nicht anders", sagte sie.

„Aber die Augen, seine Fischaugen, was machen wir mit denen?“ rief Emil strahlend.

„Solche Fischaugen sind zu nichts zu brauchen, das ist Abfall!“

„Bravo!“ sagt die Dame des Hauses und konnte sich vor Lachen kaum aufrecht erhalten.

Gastelmeier war entrüstet. So ein fanatisches Weib! Er konnte auch den Witz von der Sache nicht einsehen. Eine Roheit — nichts andres! Und Olly, das junge Mädel, lachte mit. Er wendete sich zu ihr und fragte: „Weshalb lachen Sie eigentlich?“

„Weil es komisch ist“, bekam er zur Antwort.

„Komisch? — Na!“ sagte Gastelmeier.

„Ein Mensch, der so schreibt, verdient's nicht anders. In der Kunst sollte streng gerichtet werden, strenger als bei einem Verbrechen“, sagte sie fest und mit leuchtenden Augen.

„Die Olly ist ein recht gutes Mädchen,“ wisperte das Altweiberstimmchen wieder neben ihm, „aber spinnen tut sie auch. Kunstfexen sind sie eben alle miteinander. Jammerschade. Und ich seh' schon, mein Kraftmensch ist auch net viel besser. So dummes Zeug aufzubringen. Na, wart', den lang' ich mir, den nehm' ich mir mal auf die Seite und mach' ihm die Sache klar, dann sollen Sie sehen, der wird so zahm, daß er aus der Hand frißt. — Jodeln sollen Sie ihn aber einmal hören. — Herr Kaufmann, jodeln Sie doch einmal.“

„Ja, mein Schatz“, sagte er, „zu Befehl!“ machte wieder ein schiefes Maul, schob die Unterlippe vor und sammelte sich, wie es schien. Darauf begann er zu jodeln, daß die Scheiben klirrten. Er jodelte vortrefflich, ganz ausnahmsweise gut — fabelhaft.

„Sehen Sie,“ wisperte das alte Weibchen, „das ist mein Genuß. Das ist für mich schöner als der schönste Gesang. Das ist eine Kraft, an der man sich aufrichten kann.“ Sie

zwinkerte mit den Äuglein. „Dessentwegen, wegen dem Jodeln nehm' ich ihn mit."

Gastelmeier fand an dem alten, kleinen Fräulein immer mehr Gefallen, aber das reizende Geschöpf, die Olly, hatte ihn verstimmt. Freilich mußte er immer auf sie schauen. Er verstand sie nicht. Olly war eine neue Welt für ihn.

Wie sie soweit friedlich beieinander saßen, geschah mit einem Male ein Krach, ein Donner, ein Geklirr und Gepolter, daß alle zusammenfuhren.

„Jesses Maria!" rief das alte Weibchen entsetzt. „Was ist denn das? Wer fehlt denn hier? — Emil."

Diese praktische, wie es schien, vielgeübte Umschau hatte das alte Weibchen mit großer Geistesgegenwart sofort unternommen. Emil fehlte wirklich.

„Ach Gott!" rief die jetzt ganz entgeisterte Madame, „er hat nach Butter gesucht und hat den ganzen Rauchfang über dem Herd heruntergerissen. Großer, allmächtiger Gott! — mit allen Sachen. Was andres kann es nicht sein!"

„J wo", sagte der sparrige Jüngling, dem die Erklärung unglaublich vorzukommen schien.

„Hab' ich's nicht immer gesagt, das kommt von der Fexerei", rief Tante Zänglein. „So ein unsinniges, altmodisches, modernes Ding über einem Herd zu haben, das kann auch nur euch passieren. Die ganze Simpelei hing an einem Draht."

Während dies und noch verschiedenes andre geäußert wurde, stürzte die ganze Gesellschaft hinaus, durch den Korridor in die Küche. Dort fand man ein Bild der Zerstörung vor, das jeder Beschreibung spottete. Es war wirklich der künstliche Rauchfang, den irgend ein mittelalterlich gesinnter Stilbaufex über dem modernen Sparherde sinnreich angebracht hatte, herabgestürzt. Der Rauchfang hatte sich über den Herd gestülpt und alles, was auf dem Herd war, überdeckt — und da war etwas, man roch es noch, etwas

Gebratenes, Gezwiebeltes, und alles, was auf dem Bord des Rauchfangs stand, war mit heruntergepoltert und lag zerbrochen und zerquetscht umher. Was irgend an der Wand hing, war herabgestreift, ein Chaos, und Emil war nicht zu bemerken.

Die entsetzte Mutter lehnte, unfähig, irgend etwas Vernünftiges zu tun oder zu sagen, an dem Türpfosten.

Olly rief: „Emil!"

„Der Emil wird doch nicht drunter gekommen sein?" meint Tante Zänglein.

„I wo", sagte der sparrige Jüngling und rüttelte mit Erwin, Gastelmeier und Olly an dem Unglücksrauchfang; aber es war keine Möglichkeit, ihn in die Höhe zu bringen. Es war alles mit dem Herd fest verkeilt.

„Da hat er sich über euer Abendbrot gestülpt," sagte Tante Zänglein und schnüffelte mit dem Näschen, „vorhin roch es so gut nach Zwiebel. Was hattet ihr denn Feines? Das geht ja hoch her!"

„Lieber Himmel", sagte Frau Kovalski tragisch. „Das waren die Beefsteaks, die sollten uns wieder etwas zu Kräften bringen, die sind nun auch verloren! Wo ist denn Franziska hingelaufen? Weshalb hat sie sie nicht vordem aufgetragen?"

„Ja, als ob man bei euch irgend etwas vorher wissen könnte!" sagte Tante Zänglein.

Olly rief: „Gottlob, daß Emil wenigstens nicht drunter ist."

„Guck, Guck, der hat sich aus dem Staub gemacht, der Lump", lachte Tante Zänglein. Sie war längst wieder dabei, sich zu vergnügen. Die Hausfrau aber schien mehr Mühe als andre Sterbliche zu gebrauchen, ihre fünf Sinne in einem solchen Falle wieder beisammen zu bekommen. Sie war ganz auseinander und es arbeitete in ihrem Gesicht, als wollte ein Tränenstrom hervorbrechen.

zwinkerte mit den Äuglein. „Dessentwegen, wegen dem Jodeln nehm' ich ihn mit."

Gastelmeier fand an dem alten, kleinen Fräulein immer mehr Gefallen, aber das reizende Geschöpf, die Olly, hatte ihn verstimmt. Freilich mußte er immer auf sie schauen. Er verstand sie nicht. Olly war eine neue Welt für ihn.

Wie sie soweit friedlich beieinander saßen, geschah mit einem Male ein Krach, ein Donner, ein Geklirr und Gepolter, daß alle zusammenfuhren.

„Jesses Maria!" rief das alte Weibchen entsetzt. „Was ist denn das? Wer fehlt denn hier? — Emil."

Diese praktische, wie es schien, vielgeübte Umschau hatte das alte Weibchen mit großer Geistesgegenwart sofort unternommen. Emil fehlte wirklich.

„Ach Gott!" rief die jetzt ganz entgeisterte Madame, „er hat nach Butter gesucht und hat den ganzen Rauchfang über dem Herd heruntergerissen. Großer, allmächtiger Gott! — mit allen Sachen. Was andres kann es nicht sein!"

„I wo", sagte der sparrige Jüngling, dem die Erklärung unglaublich vorzukommen schien.

„Hab' ich's nicht immer gesagt, das kommt von der Fexerei", rief Tante Zänglein. „So ein unsinniges, altmodisches, modernes Ding über einem Herd zu haben, das kann auch nur euch passieren. Die ganze Simpelei hing an einem Draht."

Während dies und noch verschiedenes andre geäußert wurde, stürzte die ganze Gesellschaft hinaus, durch den Korridor in die Küche. Dort fand man ein Bild der Zerstörung vor, das jeder Beschreibung spottete. Es war wirklich der künstliche Rauchfang, den irgend ein mittelalterlich gesinnter Stilbaufex über dem modernen Sparherde sinnreich angebracht hatte, herabgestürzt. Der Rauchfang hatte sich über den Herd gestülpt und alles, was auf dem Herd war, überdeckt — und da war etwas, man roch es noch, etwas

Gebratenes, Gezwiebeltes, und alles, was auf dem Bord des Rauchfangs stand, war mit heruntergepoltert und lag zerbrochen und zerquetscht umher. Was irgend an der Wand hing, war herabgestreift, ein Chaos, und Emil war nicht zu bemerken.

Die entsetzte Mutter lehnte, unfähig, irgend etwas Vernünftiges zu tun oder zu sagen, an dem Türpfosten.

Olly rief: „Emil!"

„Der Emil wird doch nicht drunter gekommen sein?" meint Tante Zänglein.

„I wo", sagte der sparrige Jüngling und rüttelte mit Erwin, Gastelmeier und Olly an dem Unglücksrauchfang; aber es war keine Möglichkeit, ihn in die Höhe zu bringen. Es war alles mit dem Herd fest verkeilt.

„Da hat er sich über euer Abendbrot gestülpt," sagte Tante Zänglein und schnüffelte mit dem Näschen, „vorhin roch es so gut nach Zwiebel. Was hattet ihr denn Feines? Das geht ja hoch her!"

„Lieber Himmel", sagte Frau Kovalski tragisch. „Das waren die Beefsteaks, die sollten uns wieder etwas zu Kräften bringen, die sind nun auch verloren! Wo ist denn Franziska hingelaufen? Weshalb hat sie sie nicht vordem aufgetragen?"

„Ja, als ob man bei euch irgend etwas vorher wissen könnte!" sagte Tante Zänglein.

Olly rief: „Gottlob, daß Emil wenigstens nicht drunter ist."

„Guck, Guck, der hat sich aus dem Staub gemacht, der Lump", lachte Tante Zänglein. Sie war längst wieder dabei, sich zu vergnügen. Die Hausfrau aber schien mehr Mühe als andre Sterbliche zu gebrauchen, ihre fünf Sinne in einem solchen Falle wieder beisammen zu bekommen. Sie war ganz auseinander und es arbeitete in ihrem Gesicht, als wollte ein Tränenstrom hervorbrechen.

Was war denn aber das? Ein sonderbares Zischen und Wüten, ganz am Ende des Korridors, das man in der Aufregung erst jetzt bemerkte. Alle spitzten die Ohren.

Mitten zwischen diesen Geräuschen, die mit dem Lärm, den ausströmender Dampf zu machen pflegt, eine große Ähnlichkeit hatten, rief jetzt Emils Stimme: „Erwin, du Esel! Erwin!" Das klang wütend und angstvoll und wie in höchster Gefahr.

„Allmächtiger, mein Bad!" schrie Erwin. „Das hab' ich vergessen!"

Jetzt stürzte er durch den engen Korridor und alle ihm nach an die zweite Unglücksstelle. Die sah auch nicht übel aus. Der Badeofen, zum Zerplatzen überheizt, daß der Dampf wütend aus den Ventilen zischte. Und der Kran fürs kalte Wasser offen, das mit Vehemenz in eine Badewanne stürzte, die ihren Überschwall über die Diele laufen ließ.

„Erwin, der Kran geht nicht zu!" jammerte Emil mit wütender, weinerlicher Stimme.

„Wo ist denn die Zange, ohne die Zange geht's ja nicht mehr!" rief Erwin.

„Ja, wo hast's denn?" gab Emil zurück. „Wegen der ist ja schon der Rauchfang herunter. Wer zum Teufel hat sie denn wieder verschleppt!"

Erwin stand ratlos und unbeweglich.

Emil arbeitete immer noch mit seinen kleinen festen Fäusten daran, den Kran umzudrehen, und war in heißen Dampf eingehüllt wie ein Posaunenengel in Wolken. Da schob endlich der Kraftmensch die verzweifelte Gesellschaft auseinander und würgte in den Dampfwolken herum und, wie es schien, mit Erfolg, denn das Hineinschießen des Wassers in die überrinnende Badewanne hörte auf. Er brachte dann die Geschichte so weit in Ordnung, daß wenigstens einer weiteren Überschwemmung und einer Dampfkesselexplosion vorgebeugt war.

„Herr, mein Gott! Dieser unselige Roman!“ rief Frau Kovalski. Sie war nun von dem drohenden Weinkrampf, der sich bei dem Anblick der Küchenverwüstung angekündigt hatte, wirklich gepackt und suchte an Erwin Halt, der selber fassungslos dastand.

„Ein Unglück bringt zehn andere mit sich“, schluchzte sie.

Tante Zänglein amüsierte sich schon wieder. „Das kommt wirklich alles vom Roman“, sagte sie eifrig zu Gastelmeier und zwinkerte pfiffig mit den Äuglein. „Ich kenn' das schon. Nach so einem Mißerfolg sind sie gedankenlos wie die Hühner.“

Gastelmeier ging heute ganz überwältigt zu Bette und mit dem festen Entschluß, so bald als tunlich sich aus dem Staube zu machen. Da war ihm sein veritabler Rangierbahnhof mit der guten Verpflegung doch lieber als dieser, der auf geistigem Gebiet verzehnfachten Spektakel machte. Da war gar kein Zweifel, von hier mußte und wollte er fort.

Viertes Kapitel

Fastnachtsdienstag in München.

Die Narrenwelle, die das Lebensmeer jedes Jahr breit über die Stadt hinspülen läßt, spült auch dieses Jahr bei schneidendem Märzwind durch die Straßen und führt allerlei wunderlich aufgeputztes, aufgeregtes Volk mit sich, dem der eisige Wind um die Nase streicht, oder die leichenhaft starren Larven lüftet, die bunten Lumpen um den Kopf schlägt und den Spaß im Freien einigermaßen verdirbt. Trotzdem war den ganzen Tag ein Gelauf und Gerenne gewesen. Der Humor war von der Kälte etwas ungelenk und frostig geworden, mußte erst die starren Glieder recken, und von dieser Anstrengung wurde er dann etwas grob und unerfreulich. Es war notwendig, daß man ihn zum Auftauen brachte. Das fühlten alle und deshalb war ein gewaltiges Drängen nach den Cafés und Wirtshäusern und Bierkellern.

Es war auch schon längst dunkel auf den Straßen, und die Verkappten, Vermummten und Ausstaffierten drängten zum Licht wie die Mückenschwärme. Sie wollten sich sehen lassen und wollten sehen. Und was draußen in der Kälte und dem schneidenden Wind eingefroren war, das begann in den heißen, mit Tabaksrauch und Menschendunst erfüllten Räumen sich auszubreiten: das wurde kühn und unternehmend.

In den hellen, reichen Räumen des Café Luitpold sitzen an den runden Marmortischen Pärchen aller Art und schaulustige Leute, die den Menschenstrom an sich vorüberrauschen lassen, der durch das Café flutet, zur einen Tür herein, zur andern wieder hinaus. In einer Ecke haben drei Personen Platz gefunden, ein junger Mann, dem die ganz naive Verliebtheit unbefangen aus den Augen sieht. Ein armer, verliebter Mensch, ein Mensch, der uns nicht unbekannt ist, den wir bis-

her als sehr vernünftig und respektabel kennen lernten, als durchaus comme il faut. Comme il faut-Meier! Seine beiden Nachbarinnen tragen schwarzseidene Lärvchen. Die eine ist in einem braunen, soliden Wollenkleid gekommen, die andre in einem schwarzseidenen Fähnchen, das so reizvoll und eigenartig die junge Gestalt umschließt, so reizvoll, daß Gastelmeier das Persönchen wie durch einen leichten Nebel sieht. Es ist ihm selbst nicht recht geheuer. Er wird ihn nicht los, diesen Anblick, ob er ihn vor Augen hat oder nicht. Der arme Gastelmeier ist bisher so gut durchs Leben gekommen und es scheint ihm auch, daß er jetzt noch gut damit auskommt, sogar besonders gut. Sein Lebtag war es ihm klar, daß es mit dem Verlieben eine faule Geschichte ist. Jetzt denkt er nicht daran.

„Da ist niemand, der mich kennt, ich tu' das Maskerl einen Moment ab", sagt das junge Geschöpf im schwarzseidenen Fähnchen. Gastelmeier blickt traumverloren auf sie, er will den ersten Blick in das enthüllte Gesicht tun.

Sie knüpft an ihrem Lärvchen. Es hängt ihr noch mit dem einen Gummiband, an dem das Knöpfchen ist, im Haar fest. Das Gesicht ist frei. Lebensvolle, brennende Augen schauen in das Getümmel, ganz versunken und benommen.

Im Jänner war es, als Gastelmeier nach jenem etwas lebhaften Abend fest entschlossen war, den geistigen Rangierbahnhof so bald als tunlich zu verlassen, und jetzt ist's März und er steckt immer noch dort. Er ist Hausfreund geworden. Das Mädel ist ihm anvertraut.

Seine Kameraden haben die Sache längst durchschaut, haben anfangs geschwiegen, später gelächelt, noch später, zu spät, freundschaftlich gewarnt, dann wieder gelächelt und die Achseln gezuckt. Dem Gastelmeier war nicht mehr zu helfen, er hatte sich fürs erste in der Schlinge gefangen.

„Schau, Friedel, mich kennt erst recht kein Mensch hier, da tu' ich's auch ab. Mich erstickt's halt."

„Wenn du meinst", sagte Gastelmeier, und das zweite Lärvchen fiel auch.

Das war die Anna aus Rohrmoos. Gastelmeier aber sah nicht nach ihr. Seine Blicke hingen wie gebannt an dem eigenartig schönen Geschöpf neben ihm, das nur Augen für das Treiben um sich her zu haben schien. Anne sah mit einem langen Blick auf ihren guten Kameraden, mit so einem klaren, festen Blick, in dem deutlich das Bewußtsein zu lesen stand: „Für dich ist alles zu Ende."

Die rosigen Wangen wurden bleicher, und sie sah nun auch auf das schöne Mädchen.

„So großartig brauchst dich auch nicht zu verhalten, daß du ihn da sitzen läßt wie einen Narren, du", dachte Anne. Er vergab sich etwas in ihren Augen, daß er sich so verliebt zeigte. „Ihr tut's euch leicht, ihr Mannsleut", dachte sie wieder und lächelte. Ein Seufzer —

Jetzt, da niemand auf sie achtete und sie so einsam und verlassen neben dem Kameraden saß, den sie ihr Lebtag als von sich untrennbar betrachtet hatte — als einen, dem sie nie einen Namen gegeben hatte, der für das elternlose Mädchen Bruder und Freund war, an den alle schönen Erinnerungen sich knüpften, da konnten ihre Gedanken in dem engen erstickenden Saal nicht mehr bleiben. Sie flogen hinaus in die stille Nacht, weit über die Stadt hinaus in das stille, dunkle Rohrmoos. Da würde es ihr wohler — und weher.

Jetzt kannte sie die Einsamkeit mit einem Male. Die schwere, herzbedrückende Einsamkeit. Sie fürchtete sich, in ihr altes Heim zurückzukehren, und hier wollte sie auch fort, je eher je lieber — das — nein — das tat bis in den Grund der Seele weh, das mit anzusehen — das war menschen-

unmöglich. Es war ihr gerade, als wenn ihr jemand alle Lichter, die ihre Welt erleuchteten, vor den Augen ausbliese. Es wurde dunkler und dunkler und öder und öder und für immer und ewig. Unter dem runden Marmortische faltete sie die Hände und saß still und gebeugt, vom Unglück getroffen da.

Einem übermütigen Menschen, der an ihrem Stuhl vorüberging, gefiel das blonde Mädchen, und in der Maskenlaune legte er den Arm um ihre Schulter und versuchte sie zu küssen.

Da sprang sie mit einem Schreckenslaut auf und sah ganz entsetzt um sich her. „Herr, mein Gott!" rief sie.

Der Übermütige lachte laut und verschwand mit einem Satz in der Menge, denn Gastelmeier setzte ein sehr würdiges und ernstes Gesicht auf.

„Ach du, gehen wir", sagte Anna.

„Deswegen?" flüsterte ihr Gastelmeier lächelnd zu. — „Wart' nur, ich paß besser auf dich auf."

Gleich darauf sprach er mit Olly, die von einem wahren Eifer belebt war, alles zu sehen und alles zu hören was es irgend gab.

„Sehen Sie dahin, ach, sehen Sie dahin — Herr Gastelmeier, bitte!" So rief sie alle Augenblicke. Nun sagte sie: „Wie gut von Ihnen, daß Sie mich mitgenommen haben! Sagen Sie selbst, wann sieht ein Mädchen, wie die Menschen sich eigentlich bewegen; an den Modellen doch wohl nicht?"

„Ist Ihnen denn das wirklich so eine Freude?" sagte Gastelmeier.

„Freude? — Nein, Freude nicht. Notwendigkeit! Glauben Sie mir, ich bin nach solchen Dingen verschmachtet."

„So ein kleines, vergnügungssüchtiges Fräulein!"

Da wurde das schöne Mädchen ganz erregt, die dunkeln

Augen strahlten. Man fühlte, sie konnte nicht recht zu Worte kommen.

„Nein —!“ sagte sie — „da haben Sie mich mißverstanden. In Ihrem Sinne macht mir's kein Vergnügen, — anders! Ich sehe die Dinge und lerne und lerne, wissen Sie, so mit ganzer Seele! Ich fühle dann: so kann man etwas leisten, so mitten im Leben, nie wie bei uns Frauen, wir stehen immer abseits. Was kann man da ... Ich will sehen, wie die Menschen leben. Verstehen Sie mich doch.“ Sie legte im Eifer ihre Hand auf die seine, wie um an seinem Verständnis zu rütteln. „Ist denn das so schwer zu begreifen? Ich bin Künstler wie Sie Künstler sind. Und Sie glauben nicht, wie eine Frau nach dem Leben und der Wahrheit haschen muß. Sie bekommt nie die Wahrheit zu sehen!“

Olly machte Aufsehen. Allerlei Masken sammelten sich um den Tisch und banden mit ihr an. Gastelmeier wollte bei jeder Gelegenheit ritterlich seiner Dame beistehen.

„Lassen Sie, lassen Sie!“ bat sie und legte ihre Hand auf seinen Arm, gewissermaßen, um ihn zu verhindern, aufzustehen. Dann plauderte und lachte sie weiter mit den andern und ging auf alle Scherze ein.

Ein Paar ließ sich neben ihr nieder, wie es schien, ein Akademiker als Köchin verkleidet und ein zweiter als Gerichtsvollzieher. Der letztere fragte sie, wer sie sei.

„Ein Malermadel“, antwortete sie.

„Das Madel von ein Maler, oder malst selbst?“

„Ich mal' schon selbst.“

„Da ist net viel bei dir zu holen! Malermadl? A verschmierte Leinwand, an Zahnbürschtel, wanns eins hast, a Malschürzen und a schlecht's Gwandl — dein best's hast an, net?“

„Geltens“, sagte Olly mit lachenden, strahlenden Augen. „Morgen kommt schon einer zu uns, wenn auch du net.“ Sie wandte sich vom Pseudo-Gerichtsvollzieher lachend zu

Gastelmeier. „Es kommt wirklich einer, komisch.“ Gastelmeier sah sie ganz verblüfft an.

„So“, sagte die Maske. „Da nimm dich in acht, daß er dich nicht mitnimmt, du mit deinen unsinnigen Augen, wann ich käm', das wär' das erste.“

„Geltens,“ sagte Olly wieder, „das sollte dir aber net übel bekommen.“

„Sehr einfach,“ meinte die Maske zu seinem Genossen gewendet, „da müssen wir zu diesem kleinen Teufel unsern dressierten Löwen mitbringen.“ Darüber lachte Olly wieder unbändig. Sie lachte über alles.

„Lassen Sie doch diese Leute“, flüsterte Gastelmeier ihr erregt zu. — „Schließlich, angenehm kann es Ihnen doch nicht sein, wenn der Kerl zudringlich wird.“

„Aber gleichgültig. Sehen Sie nur, der eine sieht ganz wie eine Gans aus, wenn er die Augen so verliebt verdreht. Nicht hier ist Maskerade, sondern die ganze Zeit draußen ist Maskerade. Heut sind die Leute, wie es ihnen bequem ist und paßt, und das sind erst Bewegungen, was man hier sieht, alles andre ist Marionette. Wie ich Ihnen danke, daß Sie mich mitgenommen haben!“

„Ich glaube, Fräulein Olly,“ sagte Gastelmeier unwirsch, „Sie studierten noch, wenn so ein Kerl Ihnen einen Kuß geben würde?“

„Freilich!“ sagte sie. „Mich ginge der Kuß ja nichts an.“

„Na“, meinte Gastelmeier, der am liebsten das Mädchen am Arm genommen und aus dem Saal geführt hätte.

„Hat Sie ein Hund schon geküßt?“ fragte Olly, „so was man von einem Hund küssen nennt. Das ist unangenehm und man sieht zu, daß es nicht geschieht.“ Ihre Augen hatten schon wieder etwas in der Menge entdeckt, was ihre Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahm. „Nein,“ sagte sie wie zu sich selbst, „wie soll man Künstler sein, wenn man das Leben nicht kennt!“

Gastelmeier wendete sich an Anne und sagte leise: „Denk' nicht schlecht von ihr. Du solltest sie einmal zu Hause sehen, so ein braves Mädel. Sie ist nicht wie die meisten andern, und sie malt wirklich brillant, da könnte sich jeder Mann freuen, wenn er's so fertig brächte. Aber weißt du: — es ist doch schad' an einem Mädel."

„Schad'?" fragte Annele. „Ich mein', ich versteh' sie, besser als du sogar. Das ist nicht schad'. Sie ist ein mutiges Mädchen."

Das sagte Annele und das Herz tat ihr dabei weh, als wollte es zerbrechen — aber sie mußte es sagen.

„Du, das wundert mich von dir. Ich dachte, die Art müßte dir mißfallen", erwiderte er darauf.

Annele brach das Gespräch ab und schaute in das Getümmel hinein, als wenn sie etwas sähe; sie sah aber nichts, was um sie vorging, nur immer die eine einzige Öde, in der sie von nun an, wie es ihr schien, für immer zu leben hätte.

„Wie ist denn das mit dem Gerichtsvollzieher?" fragte sie nach einer Weile leise.

„Was meinst du denn?" flüsterte Gastelmeier.

„Sie sagte doch, es käme morgen einer zu ihnen. War das ein Spaß?"

„Unmöglich", meinte Gastelmeier; bei sich aber dachte er: „Weshalb nicht. Bei uns geschieht ja allerlei derartiges."

„Fräulein Olly," wendete er sich wieder leise an diese, die eben eine Pause im Plaudern gemacht hatte, „was war denn das vorhin mit dem Gerichtsvollzieher?"

„Was denn? — Daß morgen einer zu uns kommt? — Im Ernst. Er holt nur ein paar Sachen", sagte Olly seelenruhig. „Wegen der Metzgerrechnung. Der Mensch will nicht länger warten."

„Ach so", meinte Gastelmeier mit nicht ganz natürlicher Seelenruhe.

„Diese vollkommene Wurschtigkeit“, wie er in seinem Innern sich ausdrückte, ärgerte ihn und doch hatte er wieder ein sonderbares Gefühl der Bewunderung, wenn er an den Riesenfleiß des Mädchens dachte — und an Erwin, den guten Jungen, der wie ein Rasender weiter komponierte an Dingen, die ihm nie ein Buchhändler abnehmen würde, der Rufe aller Art an die Menschheit zur Umkehr in petto hatte, der sich in Romanen empörte, empörte über Dinge, mit denen alle Welt zufrieden war; und mit all dem Fleiß und all dem Hetzen konnten sie nicht ihr ruhiges Stückchen Brot verdienen und zogen wie in eine Glückseligkeit in dieses furchtlose Treiben auch noch Emil, den armen Burschen, mit hinein. Ollys Talent war auch durchaus nicht brav und den Menschen wohlgefällig. Es war eigenartig, nicht einschmeichelnd.

„Armes Ding“, dachte Gastelmeier. Er hätte das schöne, zarte Geschöpf in seine Arme nehmen und sie aus dem seelenverzehrenden Treiben hinaustragen mögen. Er fühlte sich so ganz als den starken Mann und sah in ihr das schwache Weib. Wohin sollte der jetzige Zustand führen? Er sah sie in Not und Elend, den zarten Körper gebrochen von Überarbeitung, Hunger und Elend — und er konnte sie sich doch nicht mutlos vorstellen, und nicht ohne Feuer und Lebenskraft. Er sah sie in allen Lagen, und er konnte sie sich nicht gedankenlos und nicht schlecht vorstellen und auch nicht verzagt. Noch nie hatte ein Weib ihn so erregt, noch nie hatte er über ein Weib so nachgedacht, das Geistige so empfunden. Bisher hatte nur Frische der Jugend auf ihn gewirkt. Aber hier — ja, die Jugend liebte er auch hier; aber dieser junge, schöne Körper schien die leichte Hülle von etwas ihm Unbekannten zu sein, das hier für ihn zum ersten Male das Körperliche durchleuchtete.

Ja, zum ersten Male. Bisher waren für ihn alle Weiber Körper mit etwas Herz gewesen, mit so viel Herz, als gerade

notwendig — und dies Herz war ihm als etwas unsäglich Langweiliges erschienen. Und nur das ganz junge Weib war für ihn Weib; wo er diese Jugend nicht mehr antraf, war für ihn auch das Weib nicht mehr vorhanden, etwas andres war an dessen Stelle getreten, etwas Unerfreuliches. Seine Mutter hatte er geliebt, weil sie eben seine Mutter war. Annele war ihm lieb, weil sie zu ihm gehörte. Ein fremdes Volk waren sie ihm alle gewesen, eine unter ihm stehende Menschenkaste, etwas, was ihn vorderhand gottlob nichts anging, von dem er sich aber Ideale zu machen liebte, an die er selbst nicht recht glaubte. Und das Ideal, das er sich gemacht hatte, pfropfte er allen auf, mit denen er in Berührung kam. Auch hier bei Olly wollte er es versuchen, aber er wußte nicht recht damit fertig zu werden.

Übrigens hatte er sich diesen Abend anders vorgestellt. Das Mädchen hatte nur Augen für das, was um sie her vorging, und er hätte sich gerade vor Annele gern zeigen wollen. Daß Olly ihm soweit gut gesinnt war, wußte er, und so ein Abend war eigentlich die Gelegenheit, seinem freundlichen Verhältnis zu ihr eine etwas andre Richtung zu geben, eine Richtung, die er sehnlichst herbeiwünschte. Als sie beieinander saßen und der Strom immer neuer Masken sich an ihnen vorüberwälzte, wendete sich Olly zu ihm, nachdem sie längere Zeit stillgesessen, und sagte: „Ich habe eine große Bitte an Sie, Herr Gastelmeier."

„Nun?" fragte Gastelmeier gespannt. Er war wie elektrisch geladen, jede Verbindung mit Olly ließ ihn Funken sprühen, die ihm das Herz für einen Augenblick erleichterten.

„Führen Sie uns in die Zentralsäle. Ich muß das auch sehen."

Da war es ihm aber, als habe er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Das hätte sein Ideal, das er sich vom Weibe gemacht hatte, nie gesagt. Sein Ideal hätte überhaupt nichts davon gewußt, daß Zentralsäle existieren, wenigstens von

jenen Faschingsbällen hätte es nichts gewußt, und hätte es etwas gewußt, so hätte es dies doch nie und nimmermehr einem männlichen Wesen eingestanden.

Aber Olly kümmerte sich um sein Ideal, wie es schien, nicht im geringsten. „Kommen Sie", sagte sie eifrig.

„Nein, Fräulein Olly, das geht nicht," antwortete er, nachdem er sich von seinem Schreck erholt hatte, „und ich muß mich wundern, wie Sie überhaupt auf diese Idee kommen." Er setzte eine gewissermaßen väterlich würdige Miene auf.

„Sie sind etwas begriffsstutzig, mein Herr!" sagte Olly komisch und ungeduldig. „Ich möchte wissen, wie oft ich es Ihnen erklären muß."

„Ach so", meinte Gastelmeier, der die Künstlerschaft Ollys immer vergaß. Diesmal sah er es, mochte es nun sein wie es wollte, für seine Pflicht an, Ollys Wunsch nicht zu erfüllen. Das war ja überhaupt kein Wunsch, der zu berücksichtigen wäre. Ins Gesicht hätte er sich schlagen müssen, wenn er ein junges, unschuldiges Mädchen aus anständiger Familie zu einem solchen Ball hätte führen wollen, er, Gastelmeier!

Im Laufe einer halben Stunde befanden sie sich alle drei einmütig miteinander auf dem Weg nach den Zentralsälen. Die Mädchen hatten ihre Lärvchen wieder vorgebunden, — den Ausschlag zu diesem Entschluß hatte Annele gegeben, Gastelmeiers gutes, einfaches Annele. „Gehen wir doch", hatte sie gesagt, „wenn sie es will, weshalb denn nicht — wenn sie's zu ihrer Malerei braucht? Ich kann mich nicht anders ausdrücken," fuhr sie ruhig und bedächtig fort, „wenn ich eine Kuh malen könnte, würde ich sie auch nicht während der Stallfütterung malen, sondern wenn sie auf der Weide ist."

„So," sagte Gastelmeier, „die Weiber halten immer zueinander."

„Was anders wie im Luitpold wird's ja doch wohl auch nicht sein," sagte sie. „Rechte Kälber sind's. Jedes macht

so seine Sprünge. Ein bissel Freiheit — dann ist's bei Mensch und Vieh das Gleiche."

Olly und Annerl fanden sich ganz gut zueinander. Und Annerl war tapfer. Gerade weil Olly es war, durch die ihr so weh geschah, gerade deshalb mußte sie ihr beistehen.

„Ich halt' mich fest an dir", sagte Annerl zu Gastelmeier, als sie die steile, steinere Treppe zu den Zentralsälen hinaufstiegen.

„Tu' das nur, und Sie auch, Fräulein Olly."

Die ganze Treppe entlang standen trübselig alte verdorrte Tannen, die hatten schon den ganzen Winter als Schmuck gedient und verloren jetzt die braunen Nadeln. In den Korridoren, wo die Menschen eng an den Zweigen vorüberstreiften, waren die trockenen Bäume zu Besen geworden. Zwischen diesem elenden Festschmuck drängte die Menschenmenge ein und aus, Männer und Frauen, lauter junge Frauen in meist schwarzen, eleganten Kleidern mit bloßen Armen und Schultern. Fast alle hatten ihr schwarzseidenes Lärvchen vor und eine sonderbare Kopfbedeckung. Unsere drei hatten schon genug derlei Gestalten im Café Luitpold gesehen.

Annele hielt sich eng an Gastelmeier fest. „Nicht du, du nimmst mir's net übel, wenn ich mich fest halt'?" sagte sie noch einmal. Und es lag etwas in dieser Frage, das jedem andern aufgefallen wäre, nur Gastelmeier nicht, der beunruhigt und erregt mit seinen beiden Schutzbefohlenen vorwärts strebte.

„Also ihr wollt wirklich?" fragte er noch einmal.

Annele antwortete nicht, aber Olly sagte ruhig und bestimmt: „Ja."

Jetzt traten sie ein. Es war gerade Tanzpause und die Paare gingen, wie auf jedem andern Ball, in langem Zug durch den Saal und plauderten. Auch hier waren die Wände

mit hohen, verdorrten, zum Teil kahlen Tannen jämmerlich verunziert. Annele hielt Gastelmeier weniger fest. Es war so wie überall, sogar in Obersdorf im großen Wirtssaal: wenn sie da im Winter ein paarmal tanzen ließen, war's auch nicht anders. Die Frauenzimmer hier hingen sich zwar etwas sehr zutunlich den Herren an den Arm; das hatten sie im „Luitpold" auch getan. Ihre Toilette war freilich anders wie die der Honoratiorendamen in Obersdorf. Wie ihnen alles saß und stand, welche Grazie, welche Vornehmheit, oder doch so etwas ähnliches wie Vornehmheit! Anna mußte einigen von ihnen ganz bewundernd nachblicken. Andre sahen wieder unerfreulich aus, in lumpigen, kurz geschürzten Maskenkleidern.

Alle drei waren ganz ruhig miteinander gegangen. Jetzt kam ihnen ein armseliger Bürgersmann entgegen, ein krank und verkommen aussehender Mensch, ein Handwerker im Sonntagsstaat; der ging auf Olly zu, hob ihr den Schleier vom Lärvchen und wollte ihr einen dürren Tannenzweig, den er zwischen den Fingern hielt, in den Mund schieben: „Da friß!" sagte er.

Gastelmeier riß das Mädchen näher an sich.

„Gelt, das magst net!" rief der armselige Mensch und wollte vor Lachen platzen. „Brauchen S' denn alle zwei? Vergunnen S' mir net den Käfer?"

Gastelmeier zog seine beiden Mädchen mit sich. Da begann die Musik, einen Walzer, und der Tanz ging los. Die Paare schmiegten sich zärtlich aneinander.

„Ist das ein schwüles Treiben hier", sagte Annele.

„Wollt ihr was trinken?" fragte Gastelmeier.

„Hier nicht um die Welt", erwiderte sie. „Sie auch nicht?"

Olly schüttelte den Kopf. Sie hatte nicht Zeit zu antworten, sie schaute angestrengt, sprach nichts und sah nur — ganz versunken.

Bevor eine Quadrille begann, standen sie alle drei in einer ziemlich stillen Ecke, die aber bald von allerlei Pärchen überschwemmt war, daß sich die drei in der größten Enge befanden. Olly hatte für einen Augenblick Gastelmeiers Arm losgelassen. Das hatte ein sehr erhitzter Herr, dem der Zylinder fast im Nacken saß, benützt, sie mit affektierter Höflichkeit und einem lächerlich tiefen Bückling zum Tanz zu holen.

„Mignon“, sagte er wie zu einer Katze, und auch er versuchte das Schleierchen über Ollys Lippen zu lüften. Da legte Olly den Arm in den seinen und ließ sich zum Tanz führen.

Annele hatte es früher als Gastelmeier gesehen und stieß einen kleinen Schreckenslaut aus.

„Ist das die soeur?“ fragte der Herr und neigte sich vertraulich zu Olly, spitzte die Finger und warf Annele eine Kußhand zu — zum Trost gewissermaßen.

Er hatte aufgeworfene Lippen, glänzend braune Knopfaugen und war sehr echauffiert. Er führte Olly an ihren Platz und die Musik begann.

War der Walzer schon zärtlicher Natur gewesen, so war es die Quadrille erst recht. Die Pärchen drückten und küßten sich untereinander, daß es nur so eine Art hatte, und in weiße Schultern und Arme wurde gekniffen, daß die roten Male zu sehen waren.

Olly gegenüber biß ein junges Ding mit den glänzend weißen Perlenzähnchen ihren Tänzer in die fette Wange — Olly schüttelte sich vor Ekel.

„Rühren Sie mich nicht an,“ flüsterte sie ihrem Tänzer empört zu, als auch er Miene machte, vertraulich zu werden, und „rühren Sie mich nicht an“, flüsterte sie wild und zornig wieder und wieder.

Das schien den feinen Herrn außerordentlich zu amüsieren, er tat wenigstens so, behandelte seine Dame mit affektierter

Höflichkeit und Hochachtung. — Und Olly sah die erhitzten Gesichter, die sinnlich stieren Augen, die leidenschaftlichen Bewegungen, hörte das Johlen und Aufkreischen; zuletzt sah sie eine unglaubliche Umwandlung, es war ihr, als sei sie nicht mehr unter Menschen, sondern unter einer Horde wilder, wütender Affen.

Kaum war sie frei, so bahnte sie sich den Weg zu Gastelmeier und Annele. Und als sie vor Gastelmeier stand, war dessen gutmütiges, rosiges Gesicht fahl und er sah sie mit einem starren Ausdruck an.

„Hat er Sie geküßt?" fragte Annele. Olly schüttelte den Kopf.

„Das hätte er gebüßt", sagte ihr Beschützer verbissen.

Olly zitterte vor Erschöpfung, ihr schwindelte und sie faßte Anneles Arm, denn Gastelmeier machte keinerlei Miene, ihr den seinigen zu bieten.

„Ich glaub', du meinst schon wieder, sie hätt's zum Vergnügen getan?" sagte Annele. „Net wahr?"

„Auf so komplizierte Geschichten," sagte Gastelmeier kühl, „bin ich nicht eingerichtet."

Olly hob jetzt den Kopf, sie hatte bisher auf Gastelmeier scheinbar nicht geachtet und war ganz befangen gewesen.

„Ihnen ist es unangenehm, daß ich da mitgetanzt habe", sagte sie ruhig, „und Sie haben mir Ihren Arm deshalb nicht gegeben? — Sagen Sie mal, haben Sie Freunde, die hier öfters die Zeit verbringen?"

Gastelmeier tat, als überhörte er die Frage.

„Sagen Sie's doch", wiederholte sie.

„Freunde? Jawohl?" erwiderte er kurz.

„Denen geben Sie dann auch nicht die Hand?"

„Mein Gott", sagte Gastelmeier. „Das ist natürlich etwas andres."

„Natürlich", sagte Olly. „Kommen die Freunde zu ihrem Vergnügen hierher?"

„Jedenfalls."

„Und oft?"

„Oho, was ist denn das für ein Verhör?"

„Ich möchte wissen, wie oft etwa", fuhr sie ruhig zu fragen fort.

„Wenn es ihnen paßt und sie nichts andres zu tun haben, kommen sie in der Faschingszeit wahrscheinlich oft hierher", erwiderte er.

„Womöglich alle Abende, so lang es dauert — jahrelang?"

„Meinetwegen," sagte Gastelmeier, „was geht's mich an?"

„Die Hand würde ich ihnen dann allerdings nicht geben, und ihre Kleider würden mich ekeln, und sie selbst würde ich verachten — wissen Sie, verachten — das ist's."

„I wo", sagte Gastelmeier. „Es können die besten Burschen sein; danach darf man nicht gehen bei einem Manne."

„Auch dann nicht, wenn sie sich hier wirklich und wahrhaftig vergnügen, wenn sie sich hier im Schmutz gewälzt haben, auch dann nicht? — Und wenn es ein Mädchen auch nur gesehen hat, ohne jeden andern Anteil der Seele als Ekel und Verachtung, dann glauben Sie, sie sei schmutzig geworden, es sei etwas hängen geblieben? Sie wagen es, ihr die Hand zu entziehen? Ich habe es wohl bemerkt."

Olly hatte bebend gesprochen. „Gehen Sie — gehen Sie — so einen ungerechten Schutz brauch' ich nicht. Ich bin mir wahrlich Schutz genug. Was ich sehen wollte, hab' ich gesehen. Wissen Sie, wir Frauen werden, wenn wir Figurenmaler sind, leicht süß — ein Wunder!" — Sie zuckte die Achsel. „Wir anständigen Frauen bekommen das Leben so süß vorgemalt — so süß und harmlos. Es ist alles so wunderbar in Ordnung, es sind alles solche würdevolle Mustermänner, so vortreffliche Verlobte und Ehemänner, sanft wie die Lämmer. Wir bekommen die Leute nur immer zu sehen, wie der Direktor seine Schüler beim Examen. Meinetwegen

— aber in der Kunst will ich nicht süß werden. Ich will nicht. Wahrheit will ich! Und wenn Sie mich drum verachten, verachten Sie mich! Und wenn Sie Ihren Arm einziehen, ziehen Sie ihn ein! Ich brauch' ihn nicht!"

Damit war sie auf und davon gegangen durch das Gedränge — und im Gedränge verschwunden. Gastelmeier und Annele eilten ihr nach.

„Da durch die Tür ist sie 'nausgeschloffen", rief Annele. Sie bahnten sich durch die tanzenden Paare den Weg und standen draußen, vor der steilen, steinernen Treppe.

„Da ist sie nicht mehr!" sagte Annele.

„In der Garderobe", meinte Gastelmeier ganz fassungslos.

„I wo, die ist fort!" erklärte Annele bestimmt. „Gehn wir g'schwind in die Garderob' und holen wir die Sachen!"

Gastelmeier stürzte fort und kam bald mit den Sachen für alle drei zurück.

„Die hast du wenigstens schnell derwischt", meinte sie, und nun liefen sie miteinander die steile, mit Straßenschmutz bedeckte Treppe hinab, an den vertrockneten Bäumen vorüber, hinaus ins Freie.

Gastelmeier nahm einen Wagen, half Annele hinein, gab dem Kutscher Anweisung, und nun ging's vorwärts, während jedes der zwei zu einem Fenster hinausschaute. So mußten sie das schöne gekränkte Geschöpf auf seinem Heimweg einholen und entdecken. Der eisige Märzwind hatte Schnee gebracht und spielte mit den Flocken, trieb sie vor sich her, wehte sie von den Dächern herab, türmte sie an den Straßenecken auf, klebte sie an die Häuserwände wie eine dichte Decke und trieb tausenderlei Unfug mit seinem Spielzeug. Und in dieses Treiben war das arme, zarte Ding hineingeraten.

„Nicht zu schnell fahren," rief Annele dem Kutscher zu, „damit wir sie nicht übersehen."

„Sie wird doch auch den Weg nach Hause zu gegangen sein?" fragte Gastelmeier schüchtern.

„Freilich", sagte Annele. Und als sie über den Odeonsplatz fuhren, sah sie einen kleinen, schwarzen Schatten an dem Hofgartentor.

„Da ist sie!" rief sie dem Kutscher zu, und kaum daß sie gehalten hatten, sprang sie hinaus.

„Gelt, du bleibst drin, sonst erschrickt sie", flüsterte sie ihm zu und stapfte gleich darauf durch den Schnee.

Der kleine Schatten verschwand nicht.

„Da haben wir Sie doch eingeholt", sagte Annele und legte ihr den Mantel um die Schulter. Sie fühlte dabei, wie der zarte Körper zitterte.

Olly sprach kein Wort. Die beiden Mädchen gingen miteinander dem Wagen zu und auf diesem Wege sagte Annele zu ihrer Begleiterin: „Seien Sie nicht bös auf ihn. Feuer im Herzen, Rauch im Kopf. So steht's, glaub' ich, mit ihm."

Olly erwiderte nichts, aber sie zuckte leicht zusammen. Von Mama und Tante Zänglein hatte sie schon manche Anspielung hören müssen. Sie hatten ihr von Gastelmeiers soliden Verhältnissen gesprochen, von dem Glück für die Familie. Die Mama hatte bei diesen Andeutungen gestrahlt. Sie hatten Olly damit gereizt und erregt. „Geld ins Haus! Geld ins Haus! Das ist's im Grunde doch, was sie alle wollen. Das allein!" hatte sie zornig gedacht. „Wie wenig ernst ist es ihnen allen mit der Kunst, und Mama am wenigsten, trotz ihrer vielen Worte, trotzdem sie uns hineingehetzt hat!" — „Und du wirst ruhig bei ihm Künstlerin bleiben dürfen — das ist auch zu bedenken", hatten sie ihr gesagt. „Geld ist genug dazu da, Verliebtheit auch. So etwas trifft sich nicht leicht wieder." Das war Tante Zängleins Stimme, die das gesagt hatte.

Als sie in den Wagen stieg, half ihr eine Hand, die sie zart und schüchtern berührte, so zart und vorsichtig, als wenn sie eine Puppe oder ein Heiligtum wäre, und der zarte Griff dieser Hand tat ihr wohl, trotzdem sie noch voller Zorn

war. Sie fühlte sich mit einem Male so geborgen wie nie in ihrem Leben.

„Bring' sie nur hinauf", sagte Annele, als der Wagen in der Blütenstraße hielt. „Mich führt der Kutscher ganz sicher nach Haus."

Und als die Haustür hinter den zweien sich geschlossen hatte, fuhr die dritte einsam dahin mit einem Herzen, das zum Zerspringen voll Leid war, und ging dann eine finstere Treppe hinauf und in das Gaststübchen ihrer alten Tante, bei der sie die letzten Faschingstage einlogiert war, und in diesem Stübchen verbrachte sie eine bittere, schwere Nacht.

Eine Nacht, anders wie jede andere Nacht ihres Lebens, verbrachte auch Olly, eine Nacht des Überlegens und Forschens, des Erwägens. Das kam diesem Kopf befremdlich vor, über Lebensfragen zu brüten.

„Er versteht mich nicht", sagte sie sich und lag mit weit offenen Augen im Bette. „Aber er ist gut und hat mich lieb. Es scheint, die Menschen verstehen einander überhaupt gar nicht. Mama — versteht die mich etwa, oder Erwin oder Emil? Tante Zänglein? Das darf man scheint's nicht erwarten, das Verstehen. — Möchte wissen, wer einander versteht."

Seine Stimme hatte sie von Anfang an gern gehabt. Und wie er sie heute angefaßt hatte, um ihr in den Wagen zu helfen, das hat ihr tiefen Eindruck gemacht, wie zart, wie freundlich, wie ... ja, wie denn? Niemand hatte sie noch so berührt, da lag alles darin in dieser Berührung, auch die Bitte um Verzeihung und eine große Liebe, und daß sie für ihn etwas Wertvolles sei, — ja, ganz wie sie zuerst gedacht hatte, daß sie für ihn ein Heiligtum sei. Wie ihr das den ganzen Körper wie mit Wohlbehagen durchrieselte: Jemandes Heiligtum sein!

Er würde auf den Knien vor ihr liegen — nein — das würde er nicht tun — gewiß nicht. Wie lächerlich müßte

das auch aussehen! Sie würde ihm dann gerade auf seine Glatze sehen.

Als er mit ihr die Treppe hinaufgegangen war, hatte er ihr mit einem Male beide Hände geküßt, mitten auf der Treppe. So ein verliebter Mann ist komisch. — Aber das mißfiel ihr nicht an ihm. Es war so angenehm komisch. Sie sah ihm gern zu.

„Ja, wenn er mich bei meiner Arbeit läßt, wenn es so bleibt, wie es ist — beinah so — dann ... ja dann. Von daheim fort? — O ja, weshalb nicht?" dachte sie.

Sie fühlte, daß es ihr nicht schwer wäre. Sie würden miteinander nach Paris reisen, und sie würde eine Zeitlang dort lernen. — Herrgott, das hatte sie immer so brennend gewünscht. Dort konnte sie finden, was ihr noch fehlte. Schade, daß die zu Hause es gar zu gern wollten — schade.

Weshalb dies schade sei, war ihr nicht ganz klar, aber es war schade. Es war ihr, als wenn ein Reiz fehlte, und sie suchte diesen Mangel darin, daß sie mit ihrem „Ja" Wünsche der Familie erfüllte, die ihr selbst nicht aus der Seele gesprochen waren. Wo etwas herausschaut — das ist immer das beste. Geld ins Haus! Das lag verdeckt von großen Worten über allem, was sie leisteten und taten. Das war die Triebfeder für das hetzende Treiben im ganzen Hause, der Grund des literarischen Martyriums von Erwin, der Grund, weshalb Emil mit in das Elend gezogen wurde, weshalb die Mutter Olly ihr Lebtag gesteigert und zum Fleiß angefeuert hatte. Noch immer das leichteste, nobelste Mittel, Geld zu verdienen, sah die Mama in der Kunst. Der Gelderwerb war's; sie hofften, mit all der Qual Geld zu verdienen!

Das hatte Olly schon längst herausgefühlt, das war's, was sie empörte, was sie den Ihrigen entfremdete. Ihr war karg leben kein quälender Gedanke, — gar nicht. Den Ihrigen war er entsetzlich.

Sie sah das strahlende Gesicht der Mutter bei einer gewissen Nachricht und fühlte einen zornigen Ärger.

Fünftes Kapitel

Alles war nun schon vorüber, alles Erwarten, unendliche Naivetäten und Torheiten, ein gut Teil Kämpfe, Enttäuschungen, Braut- und Bräutigamsstimmung. Sie hatten im Mai, zur größten Zufriedenheit der Familie in der Blütenstraße, geheiratet — und nun war es schon Weihnachten, der Sommer war vorüber und mit dieser Wandlung waren allerhand menschliche Wandlungen vorgegangen.

Wie einen Traum hatte sie Verliebtheit, Verlobung und die Hochzeit über sich ergehen lassen. Es hatten ihr Betrachtungen gefehlt, die ein ganz in gesunden Verhältnissen stehendes Mädchen gemacht haben würde, es hatten ihr auch die süßbräutlichen, dämmerhaften Gefühle gefehlt. Sie hatte bisher eine Sehnsucht nach Liebe kaum empfunden. Ihre Seele war immer ausgefüllt gewesen, so ganz und voll ausgefüllt. Diese „Liebesgeschichte", wie sie sich in ihren Gedanken ausdrückte, war eigentlich etwas Unnötiges. Sie fand kaum Platz in ihr.

Während der ganzen Zeit ihrer Verlobung war sie einen Druck, der über ihrem Gemüte lag, nie ganz losgeworden, so einen etwas bangen Druck, wie sie ihn früher wohl ähnlich nach einem übereilten Kauf empfunden hatte. Dies Gefühl war ihr bekannt genug, denn solange sie denken konnte, war jedesmal, sowie sie Geld hatte, etwas gekauft worden, für das sie eigentlich keine Verwendung fand.

Während der Zeit ihrer Verlobung hatte sie auch öfter einen Traum gehabt, den sie hin und wieder träumte, immer, wenn ein Besitz sie bedrückte: Räume voll Sachen, voll lauter Sachen und Lumpen. Alles vollgepfropft, von oben bis unten — beängstigende Massen, und alles ihr gehörig, und sie sollte es unterbringen und ordnen. Die Sachen quollen und quollen und wurden mehr und mehr. Sie wußten sich nicht zu raten und zu helfen. Die Lumpenmassen wuchsen um sie her und

verbauten ihr Licht und Luft, es wurde enger und enger, sie erdrückten sie.

Das war ein Traum, der die kleine Tagesempfindung ins Riesenhafte verzerrte. Und sie erwachte nach diesem Traum immer seelenbedrückt und erschüttert von einem unbestimmten Grauen. Es fiel ihr auf, daß sie diesen Traum während ihrer Verlobungszeit öfters hatte; aber sie dachte nicht darüber nach. Sie war eben noch gar nicht dahingekommen, über das Leben nachzudenken. Es kam, wie es ihr schien, alles von selbst, und machte sich alles von selbst, es lebte sich von selbst. Ihre Gedanken gehörten alle ihrer Kunst; da waren sie geschäftig wie die Ameisen, da bauten und bohrten sie und arbeiteten und kämpften. — Hatte sie diese Verlobung erstrebt? Nie! Und sie hatte sich gemacht.

Es waren alle möglichen Annehmlichkeiten gekommen. Olly war mit einem Male wie in eine leichtere heitere Luft versetzt. Blumen — überall Blumen für sie. — Jedermann war mit ihr, als wäre sie neugeboren, ganz anders als mit der unverlobten Olly. Man hörte mehr auf sie. Auf ihre Wünsche wurde Rücksicht genommen, so wie früher, wenn sie ihren Namenstag hatte. Und er? Daß ein Mensch so ununterbrochen gut und glückselig sein konnte, so ein Mensch mit einer Glatze! — und wegen ihr! — Großer Gott, wegen ihr?

Sie träumte das Leben. Es war noch kein Leben aus Fleisch und Blut. Während der ganzen Verlobungszeit blieb sie bei ihren festen Arbeitsstunden und duldete auch nicht, daß Gastelmeier früher aus seinem Atelier kam, um ganz still und artig hinter ihrem Stuhl zu sitzen und ihr bei der Arbeit zuzuschauen. Sie wollte das nicht.

„Keine Eingriffe, nein, nein, keine Eingriffe in mein Recht!" sagte sie ihm dann lachend. „Du weißt es ja — die Bedingung: wir heiraten einander — du weißt doch, unter wel-

cher Bedingung?" Dann sah sie fragend und gespannt auf ihn. „Daß ich bei dir arbeiten darf?"

Sie wollte ihre Antwort.

Und er schloß sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen. „Freilich, freilich, mein Schatz", sagte er und dachte wohlgelaunt und leichten Herzens: „Laß nur erst einmal alles kommen, was kommen wird."

Er dachte an ihr erstes Kindchen und sah ein Bild vor sich, so unbeschreiblich entzückend für ihn, daß er das Mädchen gar nicht aus den Armen ließ. Er sah im Geiste, wie warm, wie mütterlich diese jungen, dunkeln Augen einmal glänzen würden. Er wollte ein Heim haben! ein Heim! so warm, so sicher — so ganz nach seinem Sinn. Er wollte sie verpflanzen, dieses blumenhafte Wesen. Sie sollte gedeihen in einer besseren Luft, in gesunden Verhältnissen, bei ihm, im Schutze seiner Liebe.

Er wollte sie einer verzehrenden Zukunft entreißen. Er dachte: „Wenn ich sie nicht heiratete — was würde wohl aus ihr? Fände sich einer, der den Mut hätte, sich mit diesen Leuten, dem Mädel zulieb, zu verschwägern? Und wenn sich keiner fände, würde wirklich diese Kunst sie beglücken können, diese wütende Kunst, wie sie sie auffaßt, die keinen Frieden und kein Genüge kennt? Und wenn die Arbeit mit dem Erfolg in keinem Einklang stünde? Würdest du die Kraft haben, armes Geschöpfchen?" dachte er zärtlich, „und Entbehrung und ewige Kargheit?"

O, sie sollte es gut haben und er wollte es gut haben. Die zu Hause sollten wahrlich nicht recht behalten mit ihrer Unzufriedenheit. Wenn ihm Annele nicht beigestanden hätte, er wäre mit seinem guten Alten wegen dieser Verlobung in Unfrieden gekommen.

So aber war der alte Frieden halbwegs erhalten geblieben.

Am Hochzeitstag während der Trauungsrede — als ihr der Geistliche mit ernsten, schweren Worten kam, mit Worten, die so schroff und fest wie Felsen standen, so düster und fremd, die sie mit dem heitern, harmlosen Wesen, das die ganze Sache bisher für sie gehabt hatte, gar nicht in Einklang bringen konnte — da war sie innerlich erstarrt vor Schreck und Grauen. Was hatte sie eigentlich getan? Was für ein furchtbarer Schritt war das? Weshalb hatte man nicht früher mit ihr so gesprochen, als es noch Zeit war? Weshalb nicht? —

Eine unnennbare nervöse Angst hatte sie gepackt. Ihr schwindelte; durch den weißen, duftigen Schleier, der ihr halb übers Gesicht fiel, sah sie wie durch einen weißen Nebel die Gestalten der Hochzeitsgäste, sah ihre Mutter fassungslos in Tränen aufgelöst, so haltlos wie immer; das verblüffte Gesicht Emils — und Erwins Gesicht, dieses kraftlose Gesicht, und Tante Zänglein, die sich immer amüsierte — und die fremden Verwandten.

Kühle Gesichter. — Annele war die einzige, die sie nicht sehen konnte. Da war kein Gesicht, das ihr gesagt hätte: Komm her zu mir, ich will dich erquicken, ich will dir helfen, — keins.

Der Mann neben ihr? Das war ja das Schreckliche! Wie standen sie zueinander? Unzertrennlich! — Er gehörte zu ihr für ewig und sie zu ihm — und noch nie war er ihr so fremd erschienen. Sie erschauerte und zitterte und wollte sich stützen, — aber nicht auf ihn, auf sich selbst — und sie hielt sich fest und krampfhaft mit eigenen Kräften. „Nein, ich will mein eigen sein", flüsterte sie unhörbar, unbewußt — und er zog sie zu sich heran, weil er mit Schrecken ihre tiefe Blässe gewahrte, und wieder war es die sanfte, liebevolle Art sie zu halten, die ihr dabei Trost gewährte. Aber er hielt sie nun doch als sein Eigentum, so oder so.

Eine unnennbare Furcht hatte sich ihrer bemächtigt, eine Furcht vor allem, was kommen sollte — und ein Zorn darüber, wie man sie hatte hinleben lassen bisher, wahrhaftig ohne ein einziges, vernünftiges Wort! Nie den Kern berührt, immer gedankenlos! Und nun kamen diese Gedanken, diese nie berührten Gedanken, diese dunkeln Ahnungen, diese Furcht, dieses Bangen, durch düstere fremde Worte geweckt. Auf Orgeltönen kamen sie heran, schwer, mächtig, erdrückend, in wüstem Durcheinander — und schwollen an wie Wasserwogen, und stiegen ihr bis ans Herz und höher und höher, bis zum Ersticken.

Dann war Stille. — Die Feier war zu Ende, Küsse und Tränen, feierliche, sachgemäße und gerührte Gesichter, ein Weinkrampf der Mama, so ein Durcheinander von unklaren Äußerungen aufgeregter Gefühle — und sie hing am Arm ihres Mannes, der diesen Arm fest an sich gedrückt hielt. Es war alles wie ein wirrer Traum, so bang, so wesenlos.

Sie aber wollte eine Gewißheit, eine einzige Gewißheit in diesem Gefühlsüberschwall, und sie neigte sich zum Ohr des tiefbewegten Mannes und flüsterte ihm erregt zu: „Eins sag mir — nur das eine: Läßt du mich arbeiten? Bleibt's dabei?" Sie fragte so angstvoll.

„Olly," hatte er ganz erstaunt geflüstert, „Kind! Weißt du jetzt nichts andres; weißt du wirklich jetzt nichts andres?"

„Nein, antworte", bat sie flehentlich.

„Arbeite", sagte er, „so viel du willst, weshalb nicht?"

Es war nicht, was sie hören wollte. Das rechte Wort war es nicht. Aber was war das rechte Wort? Sie hätte es selbst nicht gewußt. Sie wollte Lebensklarheit — und Lebensklarheit war ihr nur das eine, ihre Kunst. Ein Weg, den sie

gehen konnte, der sie ihrer Kunst näher und näher führte — und was hatte sie getan! — Hindernisse über Hindernisse sich selbst aufgetürmt, in einem Rausch des Wohlbehagens. Es hatte ihr das „Geliebtsein“ wohlgetan. Die herbe Luft um sie her war mit einem Male frühlingsweich geworden; ihr war zumute gewesen, als wäre sie durch seine Liebe etwas Besseres geworden, etwas Zarteres, und das alles, ohne daß sie selbst diese Liebe recht erwidert hatte. Sie hatte sie geduldet, sie war ihr angenehm.

Und nun, welche Verantwortung, welcher Schritt! Wie ein Schleier war es ihr von den Augen gefallen. Dumpf, in Gedanken versunken, saß sie damals neben ihm im Wagen, der sie von der Kirche in die Blütenstraße zu den Gästen zurückführte — dumpf und grübelnd, ohne jenes bräutlich-süße Glück, das ihr junger Gatte in ihrem Schweigen vermutete und anbetete.

Die sonderbare Frage nach der Trauung lag ihm aber trotzdem schwer im Sinn. „Was sollte das sein?“ dachte er bei sich. „Weshalb fragte sie gerade das und nichts andres? Was dachte sie sich wohl dabei?“ Forschend blickte er auf das schöne, bleiche Geschöpf neben sich, das in seinem weißen Kleide, wie es ihm schien, scheu und zaghaft in den Wagenkissen lehnte.

Er selbst hatte ihr den Stoff zu diesem weißen Kleide geschenkt und sie, die kleine Person, hatte ihn sich selbst zugeschnitten, diesen kostbaren Stoff! Und die flinken, verwegenen Hände hatten etwas zustande gebracht, was so wenig einem ehrbaren steif-jungfräulichen, weiß-atlassenen Brautkleide gleichsah — etwas so wundervoll Reizvolles, etwas so leichtmütig Lebensfrohes, was sich dem jungen Körper wie zu ihm gehörig anschmiegte: weite Ärmel, die im Rücken zurückgenommen waren, die Taille lose wie nur umgesteckt, aber das Ganze von einer reizenden Eleganz und Lebens-

freudigkeit — alles, nur kein Brautkleid. Und wie es genäht war! Annele hatte sich darüber etwas ausgelassen. Kein Mensch außer Olly hätte es tragen können. Tante Zänglein hatte sich über den „Lumpen", als sie es liegen sah, totlachen wollen, wie es Olly aber trug, sagte sie: „Alle Achtung! Aber — aber — aber — aber." Weiter hatte sich Tante Zänglein über diesen Fall nicht vernehmen lassen. Sie hatte bedeutungsvoll das Näschen kraus gezogen, mit den Äuglein gezwinkert, wie sie es immer tat, wenn etwas sie alterierte und zugleich amüsierte.

Später aber hatte sie sich doch nicht enthalten können, ihrem Freund Gastelmeier bei Gelegenheit zu sagen: „Haben Sie sich Ollys Brautkleid angeschaut? Da steht eine ganze Geschichte dadrin und darum und daran. Lesen Sie nur: — künstlerisch. Wenn's gut geht, wird's ein sehr lustiger Haushalt! — und eine Frau, ein Engel von einer Frau, leichtlebig, lieb, voller Einfälle, ganz köstlich! Wenn's Ihnen glückt, verliebt, und wie verliebt! Ja, solche Frauen, wenn sie erst erwacht sind, verstehen Sie? Aber, aber — Temperament ist in dem Kleid. Glückssehnsucht zum Närrischwerden — künstlerisch — das ist das erste. All diese lustigen Dinge miteinander verbrennen die Suppe, und Gott gnade der ganzen Geschichte! — So geht's, wenn's lustig geht und Geld da ist; aber der Himmel behüt' Sie, wenn's nicht lustig geht. Wissen Sie, ich habe schon manche Brautkleider gesehen." Sie zwinkerte mit dem Äugelchen und zog das Näschen kraus. — „Aber so eins!"

Gastelmeier hatte noch nie so ein allerliebstes altes Geschöpfchen gekannt. Er ließ sie immer plaudern, ohne sie ernst zu nehmen. Ihr langer Reisegefährte, der mit ihr nach Italien gehen sollte, um ihr vorzujodeln, nannte sie das alte Nixerl. Das gefiel Gastelmeier.

Damals, als Olly in ihrem Mädchenstübchen das Brautkleid ablegte, um sich für die Hochzeitsreise anzukleiden, hatte sie die Tür hinter sich geschlossen. Es war in der Stunde der ersten Mai-Abenddämmerung. Ganz gelassen rückte sie ihren Toilettespiegel zur Hand, ließ sich auf einen Stuhl davor nieder und nahm langsam Kranz und Schleier aus dem Haar. Ein Spitzenkragen lag reich gefaltet um ihren Hals und ließ den Ansatz dieses schönen Hälschens frei. Sie faltete die Hände ineinander und sah ihr Spiegelbild an. Das Licht war weich und golden.

„Doch ein herrliches Geschöpf!" sagte sie und war in den eigenen Anblick ganz versunken. „Schade — das ist's — schade." Sie träumte und grübelte und sah unverwandt sich selbst im Spiegel an. Sie hatte das früher oft schon getan und immer in aller Gemächlichkeit, einfach ohne alles Verstecken. Sie liebte ihr Gesicht, ihre Gestalt, ihre Hände. — Es war ihr das alles sympathisch und sie hatte sich dankbar ihrer Schönheit gefreut. Diese Schönheit war ihr Eigentum. Sie kannte sie und wußte sie zu beurteilen. Wie ein Kunstwerk betrachtete sie sich selbst. Für dieses Gesicht hatte sie in stillen Stunden alles Glück der Erde zusammengeträumt.

Ruhm — das war das erste. Wie sie danach dürstete! Wie würden diese Augen blicken, dann, wenn das Große geschehen sein würde, wenn Ruhm und Ehre ihr erst zugefallen waren! Ruhm, das, was man Ruhm nennt: von den Menschen gekannt und bewundert zu sein! Den einzigen Lohn für das heiße Streben! Und weshalb nicht? Was waren sie alle, die mit ihr arbeiteten, die mit ihr begonnen hatten, gegen sie! Sie war ihnen allen voraus, weit voraus. Aber man lebt wie im Traum, die Dinge verwandeln sich einem vor den Augen wie im Traum — und wie in einem solchen Traum war es geschehen, daß sie neugierig und leichtsinnig hatte versuchen wollen, wie das Geliebtwerden der

armen Seele tut — das Geliebtwerden! Und so war sie dumpf diesem Wunsche gefolgt, Schritt für Schritt, und es war alles in schönster Ordnung vor sich gegangen und doch alles im tiefsten Traum.

Die dumpfen Orgeltöne, die schwerwiegenden Worte brausten ihr immer noch im Kopfe. Die Verantwortung lag auf ihr, die war nicht abzuschütteln — der nüchterne Mann mit der Glatze, den glückstrahlenden Augen, den fidelen Bewegungen, der war nicht mehr von ihr fortzudenken. Sie war nicht mehr allein. Schrecklich! Wie es sie durchrieselte!

Sie schaute unverwandt ihr Spiegelbild an. Wie blaß sie war! Einen gespannten Zug um die Lippen, die Augen so weich und groß, wie nach Hilfe ausschauend. Sie beobachtete diesen Ausdruck wie etwas Fremdes.

Wie unverantwortlich hatte sie gehandelt, wie töricht! Welche Last hatte sie auf sich genommen, und weshalb?

Es war der Herzenszug nach Zärtlichkeit gewesen, der sie dazu getrieben — auch dumpf — kaum bewußt.

Sie liebte eine süße, ruhige Zärtlichkeit. Niemand von den Ihrigen hatte es verstanden, ihr die zu gewähren. Hätte sie jemand zu Hause in der Dämmerstunde an sich gezogen und sie zart geliebkost, wie man ein Kätzchen auf den Schoß nimmt und streichelt, dann wäre das Sonderbare nicht geschehen — vielleicht nicht geschehen, daß des kleinen Mannes weicher Händedruck, das Von-ihm-berührt-werden, als wäre sie ein Heiligtum, ihr das Herz geschmolzen hätte.

Aber diese Heiligtumszärtlichkeit hatte sie an ihm während ihres Brautstandes vermißt, diese schützende, schirmende Zärtlichkeit. Heiße Küsse, stürmische Liebe, das war es nicht, wonach ihr Herz verlangte, nein, jener weiche Hauch der Zärtlichkeit, der fast geistig ist, der Leib und Seele verklärt.

„Unbegreiflich!“ sagte sie zu sich selbst. Und jetzt sah sie ein Aufleuchten in ihren Augen. Das innere Seelenfeuer, das sie wohl kannte, bei dessen Flackern sie sich glücklich,

groß und stark gefühlt hatte. Durch alles und über alles hinaus ans Ziel! Ist die Last des Lebens größer geworden, dann soll es auch die Anstrengung werden, der Kampf auf Leben und Tod.

„Es nützt dir nichts, du guter Mensch," sagte sie, „daß wir jetzt nicht nach Paris gehen; du willst eine echte, rechte Hochzeitsreise, und fürchtest dich, daß eine gewisse Olly ... Jawohl, wir kennen dich! Das mit Paris versprachst du — und hast's gebrochen, das heißt, du hast's verschoben, du kluger Mensch!" Sie lächelte. „Das hilft dir alles nichts. Nach Paris kommen wir noch, und glaub' ja nicht, daß ich von meinem eigensten Weg abweiche — nein, nein, mein Junge!"

Da stand sie auf und legte langsam Stück für Stück ihres Brautschmucks ab. Lächelnd sah sie die zusammengeheftete Taille an, die großen weiten Stiche. „Stimmt," sagte sie, „leichtsinnig zusammengeflickt. Riesig leichtsinnig!" — Sie legte die Taille achtlos beiseite. „Aber schlecht bin ich nicht," sagte sie nach einer Weile ernst, „was ich tun kann, tue ich. Du weißt nicht, was du dir geheiratet hast, du guter Mensch; aber so schlimm, wie's werden könnte, soll's weiß Gott nicht werden, das schwör' ich dir, hier mit mir allein schwör' ich dir das."

Das sagte sie ernst und rückte ihren Spiegel beiseite, um in dem engen Zimmer mehr Platz zum Ankleiden zu bekommen.

Wie schon gesagt, feierliche und törichte Stunden, Stimmungen aller Art, zärtliche und wehmütige Flitterwochenstimmungen, Verdruß und Versöhnung, auch Langeweile und Kummer, alles, was ein junges Paar in der ersten Zeit der Ehe durchzuleben hat, lag mit dem ersten Sommer ihrer Ehe hinter ihnen.

Sie hatten Erlebnisse aller Art hinter sich. Gastelmeier meinte, in sechs Jahren sei bei ihm bisher nicht so viel passiert,

wie in den sechs Monaten seit seiner Verheiratung, lächerlich viel!

Auf der Hochzeitsreise hatte er sich vorgestellt, daß er nach Herzenslust bummeln würde und sie mit ihm; er hatte sich aber geirrt. Sie hatte angestrengt gearbeitet von früh bis zum Abend, Tag für Tag, unermüdlich. Sie waren miteinander am Morgen mit ihren Malgerätschaften ausgerückt, und er hatte zum ersten Male im Leben Gelegenheit, den bedürfnislosen, unzerreißbaren Fleiß gewisser Frauennaturen zu beobachten, ihr Nicht-rechts-und-links-schauen bei der Arbeit. Freilich, lieber hätte er diese Beobachtung nicht gerade jetzt an seinem eigenen jungen Weibe gemacht. Unendlich viel lieber wäre er mit ihr bergauf und bergab vogelfrei in die schöne Welt gezogen; aber da war etwas, das seinen Willen brach, etwas Unbezwingliches. Ein paarmal hatte er es durchgesetzt: sie waren miteinander gewandert, aber es war nicht die rechte Freudigkeit dabei gewesen. Sie war auch nicht besonders gut zu Fuß, ermüdete schnell und schien bei allem, was sie sah, präokkupiert zu sein. Sie genoß die Natur nicht naiv und einfach, verarbeitete im Geiste immer, was sie sah, und war immer von dem Triebe erregt, wie sie wiedergeben würde, was sie sah. Sie kannte kein Ausspannen, kein Vergessen. Wenn ein Weib sich einer Sache wirklich hingibt, gibt sie sich grenzenlos hin. Das liegt in der Natur des Weibes: sie gibt sich der Kunst hin, wie sie sich der Liebe hingibt, auf Tod und Leben!

Er hatte es sich nicht vorstellen können, daß Olly diese Arbeitskraft hatte, und doch, wenn er sah, wie sie vorgeschritten war in ihrer Kunst bei ihrer rührenden Jugend, so mußte er an heiße Arbeitsstunden, an einen heiligen Eifer glauben. Wie hatte er selbst mit zwanzig Jahren sich behaglich an das Studieren gemacht! Was war er mit zwanzig Jahren gewesen, was hatte er gekonnt? Mein Gott, wenn er sich mit Olly verglich! Er hatte arbeiten, aber auch das Leben genießen

groß und stark gefühlt hatte. Durch alles und über alles hinaus ans Ziel! Ist die Last des Lebens größer geworden, dann soll es auch die Anstrengung werden, der Kampf auf Leben und Tod.

„Es nützt dir nichts, du guter Mensch," sagte sie, „daß wir jetzt nicht nach Paris gehen; du willst eine echte, rechte Hochzeitsreise, und fürchtest dich, daß eine gewisse Olly... Jawohl, wir kennen dich! Das mit Paris versprachst du — und hast's gebrochen, das heißt, du hast's verschoben, du kluger Mensch!" Sie lächelte. „Das hilft dir alles nichts. Nach Paris kommen wir noch, und glaub' ja nicht, daß ich von meinem eigensten Weg abweiche — nein, nein, mein Junge!"

Da stand sie auf und legte langsam Stück für Stück ihres Brautschmucks ab. Lächelnd sah sie die zusammengeheftete Taille an, die großen weiten Stiche. „Stimmt," sagte sie, „leichtsinnig zusammengeflickt. Riesig leichtsinnig!" — Sie legte die Taille achtlos beiseite. „Aber schlecht bin ich nicht," sagte sie nach einer Weile ernst, „was ich tun kann, tue ich. Du weißt nicht, was du dir geheiratet hast, du guter Mensch; aber so schlimm, wie's werden könnte, soll's weiß Gott nicht werden, das schwör' ich dir, hier mit mir allein schwör' ich dir das."

Das sagte sie ernst und rückte ihren Spiegel beiseite, um in dem engen Zimmer mehr Platz zum Ankleiden zu bekommen.

Wie schon gesagt, feierliche und törichte Stunden, Stimmungen aller Art, zärtliche und wehmütige Flitterwochenstimmungen, Verdruß und Versöhnung, auch Langeweile und Kummer, alles, was ein junges Paar in der ersten Zeit der Ehe durchzuleben hat, lag mit dem ersten Somm[illegible] ihrer Ehe hinter ihnen.

Sie hatten Erlebnisse aller Art hinter si[illegible] meinte, in sechs Jahren sei bei ihm bisher [illegible]

wie in den sechs Monaten seit seiner Verheiratung, [redacted] lich viel!

Auf der Hochzeitsreise hatte er sich vorgestellt, [redacted] Herzenslust bummeln würde und sie mit ihm; [redacted] aber geirrt. Sie hatte angestrengt gearbeitet [redacted] zum Abend, Tag für Tag, unermüdlich. [redacted] einander am Morgen mit ihren Malgerätschaften [redacted] und er hatte zum ersten Male im Leben [redacted] bedürfnislosen, unzerreißbaren Fleiß gewisser [redacted] zu beobachten, ihr Nicht-rechts-und-links-[redacted] heit. Freilich, lieber hätte er diese [redacted] jetzt an seinem eigenen jungen Weibe [redacted] viel lieber wäre er mit ihr bergauf [redacted] die schöne Welt gezogen; aber da war [redacted] brach, etwas Unbezwingliches. Ein [redacted] gesetzt: sie waren miteinander [redacted] die rechte Freudigkeit dabei gewesen. [redacted] sonders gut zu Fuß, ermüdete [redacted] was sie sah, präokkupiert zu sein. [redacted] naiv und einfach, verarbeitete im [redacted] und war immer von dem Triebe [redacted] würde, was sie sah. Sie kannte [redacted] gessen. Wenn ein Weib sich [redacted] gibt sie sich grenzenlos hin. Das [redacted] Weibes: sie gibt sich der Kunst [redacted] gibt, auf Tod und Leben!

Er ho

kraft

in

unritterlich, die Lebensfreudigkeit wird ihnen ausgeblasen. Sie haben das bessere Leben in den Restaurants während ihres Junggesellentums kennen gelernt und können vergleichen.

Olly hatte sich eine Köchin gemietet, ohne viel Federlesens zu machen. Sie ahnte gar nicht, welch wichtiges Geschöpf die Köchin im Grunde ist. Die Köchin aber ahnte sehr bald, daß das Schicksal sie wohl gebettet hatte, daß sie Herrin auf ihrem Gebiete war, und daß das kleine Wesen neben ihr im Haushalt nicht viel zu bedeuten hatte.

Olly arbeitete von früh bis zum Abend, nachmittags besuchte sie einen Aktkursus, zwischendurch griff sie pflichttreu im Haushalt mit zu, — aber wie im Dunkeln und ganz planlos. Sie versuchte zum Abendessen etwas zu kochen, weil die Köchin um diese Stunde gewöhnlich ihren eigenen Interessen nachging. Sie hatte eine Idee, sie wollte ein Gericht zustande bringen, das ihr vorschwebte. Da fehlten die Eier. — Mein Gott, und die Köchin war nicht da! — Sie kam auf etwas andres, da fehlte das Mehl.

Sie war müde, abgearbeitet. Es hätte alles behaglich für sie besorgt sein müssen, nun mußte sie selbst sorgen. Und sie wußte sich nicht zu helfen, es wirbelte ihr im Kopf; was sie anfaßte, war nicht in Ordnung. Sie begann zu kochen mit dem, was sie vorfand, ein Phantasiegericht, das sich zuerst ganz gut anließ, schließlich verkleisterte oder zusammenrann und eine Ähnlichkeit mit Palettenschabs bekam, der von allen übriggebliebenen Farben, wenn sie auf der Palette zusammengekratzt werden, sich bildet; trotz aller schönen Couleuren, aus denen er besteht, immer ein unerfreuliches, schmutziggraues Gemenge.

Ganz so ließen sich ihre Milch-, Fleisch-, Mehl-, Kartoffel- und Gemüsegehäcksel an, die sie in Abwesenheit ihrer leichtsinnigen Köchin bereitete, und die sie manchmal in Schreck und Beschämung, nachdem sie traurige Erfahrungen damit

gemacht hatte, von der Pfanne ab ins Feuer schob, wo ihr Gericht als trauriger Klumpen verkohlte, während ihr Gatte im Zimmer auf und nieder ging, und sie einen höhnisch prüfenden Blick der Köchin aushalten mußte, der ihr den Mut benahm, die pflichtvergessene Person auszuschelten. Sie sagte dann nur zaghaft im Gefühl ihrer Unsicherheit: „Ach, bitte, wären Sie so gut und liefen schnell zum Metzger, aber bitte recht schnell!" Sie wagte sich dann nicht ins Zimmer hinein, bis irgend etwas Eßbares im Hause war. Und dabei war sie so müde.

Von ihrem dreizehnten Jahre an hatte sie angestrengte Arbeit gekannt. Von dieser Zeit an hatte man sie studieren lassen; ein Freund ihres Vaters, ein bekannter Maler, der das Talent des Kindes entdeckt, hatte sie selbst ausgebildet. So war ihr das Leben des jungen Mädchens völlig fremd geblieben. In ihrem Gefühlsleben war sie Kind geblieben und Künstler geworden, rein und leidenschaftlich.

Das Leben und seine Anforderungen verwirrten sie; sie hatte in nichts einen Überblick, denn sie trug die Dinge, die außerhalb ihrer Kunst standen, nicht mit sich in den Gedanken. Sie sprangen immer wie aus einem Nebel hervor, wenn sie dicht vor ihnen stand, und erschreckten sie. Da war das Mittagessen, das immer herankam, wie ein Schreckgespenst. „Herr Gott, schon so spät!" — Was war geschehen, was nicht geschehen, was hatte sie mit der Köchin ausgemacht, was nicht? Was gab's? Wie hatte sie's gemacht? Was hatte sie alles vergessen? Da war ja noch so gut wie gar nichts! Was nun? Hundert Fragen und jede Frage ein Schreck — und mitten aus der Arbeit herausgerissen! Und ihr Mann? Hatte er nicht schon nach der Uhr gesehen? Weshalb hatte er nichts gesagt? Sie fragte ihn: „Weshalb sagtest du nicht, daß es schon so spät ist?"

„Weil ich das unsinnige Auffahren nicht leiden kann." Er war böse. Und alles in Unordnung.

Die Wäsche! Das Wirtschaftsbuch, die Zimmer reinigen! Das Geldausgeben! Die Zeiteinteilung! Das Heizen! Die unendlich vielen Mahlzeiten! All das waren Gespenster, die aus dem Nebel sprangen und sie immer von neuem entsetzten.

Und wie sie sich mühte und quälte! Dabei malte sie ihr erstes Bild nach einem bezahlten Modell, rannte abends in den Aktkursus und war voller Hangen und Bangen, träumte von Ruhm und Glück und ging wie in der Luft vor innerer glückseliger Arbeitserregung. Emil, ihren Bruder, unterrichtete sie auch noch und ließ ihn nicht aus den Augen. Sie war die Peitsche für seine Faulheit und ermüdete nicht und blieb bei Laune und betete, daß es Gott ihr doch erleichtern möchte mit Emil, daß er Eifer und Pflichtgefühl in ihm erwecken möchte, ihm so viel Kraft geben möge, daß wenigstens etwas zustande käme.

Ja, das waren bewegte Zeiten und kein Wunder, daß Gastelmeier nach Ruhe ausschaute.

Und da war etwas, das in Ollys Seele als unsägliche Bangigkeit aufstieg, das wie eine dunkle Furcht nachts über ihr lag, wie ein geheimnisvolles Grauen, das sie sich aus den Gedanken fortarbeitete am Tag, das sie im Gebet zu ihrem Gott trieb. „Mein Gott, mein Gott! Nein — nein, noch nicht!"

Und heiße Tränen flossen deshalb, heiße, versteckte Tränen. Niemand sollte fragen dürfen. — Schweigen, schweigen. —

Sie arbeitete doppelt angestrengt. — „Wie ein zum Tode Verurteilter", dachte Gastelmeier wieder. Ja, sie arbeitete in Angst und Bangen. Gastelmeier selbst mußte sich gestehen, vortrefflich, überraschend. Aber er gestand es sich schweren Herzens, halb unwillig, und Olly empfand, daß er nicht mit ihr lebte. Das freilich hatte sie noch nie von einem Menschen verlangt. Ihr Glück, ihr eigentliches Leben lag in der Zukunft.

Dann, wenn der Ruhm kam, dann, dann — dann wollte sie leben.

— Aber jetzt — da war nur ein Gedanke und der erdrückte ihr die Seele. Sie fürchtete — glaubte — ahnte und es wurde ihr mehr und mehr zur Gewißheit.

Und es kam ein Abend, da saßen sie miteinander im noch nicht erhellten Zimmer. Das Feuer knisterte im Ofen. Draußen schneite es, und sie hockte zusammengekauert in der Sofaecke. Sie war aus der Stadt gekommen durch Schneegestöber, aus dem Aktkursus. Wie atemlos sie gearbeitet hatte — und wie müde sie war! Kalt, durch und durch kalt, die Füße naß, und sie hatte nicht die Kraft Strümpfe und Schuhe zu wechseln. Sie fühlte sich krank und ganz unter dem Druck einer Bangigkeit, die sie nicht bezwingen konnte. Gastelmeier saß am Fenster.

„Olly, hast du deine Schuhe gewechselt?" fragte er.

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Ich bin so müde", sagte sie und fing zu weinen an.

Da war er bei ihr. „Was ist denn, mein armes Kind?" fragte er und kniete vor ihr nieder.

Ja, jetzt kniete er, wie sie es sich einmal vorgestellt hatte, und sie sah gerade auf seine Glatze, die im Dämmerlicht glänzte; das kam ihr komisch und öde und langweilig vor — trostlos mit einem Male.

Er faßte ihre Füße an. „Wie naß!" sagte er. „Komm, ich zieh' dir deine Schuhe aus."

Sie rührte sich nicht und er knöpfte ungeschickt die Stiefelettchen auf, zog ihr die nassen Strümpfe von den Füßen und befühlte die eiskalten Füße. Er rieb sie, holte eine Decke und wickelte die Füßchen hinein. „Komm, leg dich doch bequemer", sagte er.

Er blieb vor ihr knien und streichelte sie, und es war, als wenn er sprechen wollte. Er sagte aber nichts und es verging eine Weile, während der es ganz still im Zimmer war, nur das Steinkohlenfeuer knisterte leise. Endlich schien er zu dem, was er sagen wollte, gekommen zu sein. Er bog sich ganz über sie hin, ganz zu ihrem Ohr. „Olly, kleine Frau," sagte er, „verschweigst du mir etwas — etwas — Olly, etwas?"

Er war sehr bewegt und hielt sie wie damals so liebevoll und zart, als wäre sie ein Heiligtum. Er flüsterte ihr wieder ins Ohr. Da brach ein Tränenstrom aus Ollys Augen, so gewaltsam und heiß und schmerzvoll, und er bekam keine Antwort; ihr ganzer Körper war erschüttert, und er faßte ihre Hände und fragte noch einmal dieselbe Frage und bekam eine stumme Antwort, die ihn ganz verwandelte.

„Olly," rief er glückselig, „nun wird alles gut!" Er strahlte, wie das gewöhnlich ist bei dem ersten Wunder, und hielt sie in seinen Armen an sich gedrückt, ohne darauf zu achten, daß das Geschöpf, das ihn eben mit einem Kopfnicken so beglückt hatte, sich in Jammer und Angst und Lebensverwirrung Leib und Seele zerquälte.

Wie sollte es werden? Sie fühlte sich so hilflos, so machtlos. Die schweren, erdrückenden Worte am Traualtar brausten ihr wieder wie Orgeltöne durch den Kopf. Es überstieg alles ihre Kräfte. Jetzt schon! — Das Leben drängte sich so übermächtig ein und trieb sie in die Enge, aus ihrem Paradies, aus der Luft, in der sie allein leben konnte. Sie sah nur Unglück und Trostlosigkeit, Kampf und Qual — und Gastelmeier war glückselig, schwatzte auf sie ein und war kreuzfidel. Sie wendete sich ab. Er tat ihr leid und kam ihr so komisch vor. Er mißfiel ihr. Dann dachte sie wieder: „Er ist ein armer Mensch!"

Sie dachte das alles in einer unsinnigen Erregung. Und diese selbe Nacht erkrankte sie schwer.

Sechstes Kapitel

Die Seele des Geschöpfchens, das sich dem irdischen Jammertale hatte zuwenden wollen, war zurückgeschauert und vor ihrer Erdenwanderung behütet worden.

Olly lag krank und matt in ihren Kissen. In der ersten Zeit hatte sie das dumpfe, drückende Gefühl, als hätte sie das Dasein dem Geschöpfchen nicht gegönnt. — Sie war dabei, sich in schmerzliche, nutzlose Gefühle krampfhaft hineinzurütteln. Aber nein, nein, das sollte nicht Macht über sie bekommen. Die Gedanken wurden wieder frei und ruhig. Es war gut so.

Es stand ihr klar vor der Seele, wie sie von der bangen Erwartung zu Boden gedrückt war, wie sie sich so schwach, so hilflos, so unfähig gefühlt hatte, wie ihr die Anforderungen des Lebens wie Wasserwogen über den Kopf zusammenzustürzen gedroht hätten. Sie empfand, wie alles elendes Stückwerk geworden wäre — alles.

Jetzt hatte ihr das Schicksal Zeit gegönnt. Wie wollte sie diese ausnützen! Ehrlich und ernst in allen Dingen, und er sollte auch nicht so viel Grund haben, über sie zu klagen, nein, sie wollte lernen. Und ihre Arbeit? Welches Feuer, welche Freudigkeit, welche Sehnsucht lebte doch in ihr! Sie war so ganz erfüllt und ganz Ungeduld, wieder zu beginnen. Er, der gute Mensch, war niedergedrückt, er hatte sich so gefreut, und konnte sich nicht genug tun, zu trösten und immer wieder zu trösten, war voller Aufmerksamkeit und Rücksicht und Zartheit. Olly nahm den Trost wortlos hin, sie fühlte, er konnte sie nicht verstehen, wenn sie ihm sagen würde, wie sie empfand. Weshalb sollte er sie denn auch verstehen? Sie verlangte das von keinem Menschen. Sie war noch immer ganz davon überzeugt, daß einer den andern eben nicht versteht, daß jeder Mensch im Grunde einsam lebt. So litt sie nicht unter diesem Schweigen und Verschweigen.

groß und stark gefühlt hatte. Durch alles und über alles hinaus ans Ziel! Ist die Last des Lebens größer geworden, dann soll es auch die Anstrengung werden, der Kampf auf Leben und Tod.

„Es nützt dir nichts, du guter Mensch," sagte sie, „daß wir jetzt nicht nach Paris gehen; du willst eine echte, rechte Hochzeitsreise, und fürchtest dich, daß eine gewisse Olly... Jawohl, wir kennen dich! Das mit Paris versprachst du — und hast's gebrochen, das heißt, du hast's verschoben, du kluger Mensch!" Sie lächelte. „Das hilft dir alles nichts. Nach Paris kommen wir noch, und glaub' ja nicht, daß ich von meinem eigensten Weg abweiche — nein, nein, mein Junge!"

Da stand sie auf und legte langsam Stück für Stück ihres Brautschmucks ab. Lächelnd sah sie die zusammengeheftete Taille an, die großen weiten Stiche. „Stimmt," sagte sie, „leichtsinnig zusammengeflickt. Riesig leichtsinnig!" — Sie legte die Taille achtlos beiseite. „Aber schlecht bin ich nicht," sagte sie nach einer Weile ernst, „was ich tun kann, tue ich. Du weißt nicht, was du dir geheiratet hast, du guter Mensch; aber so schlimm, wie's werden könnte, soll's weiß Gott nicht werden, das schwör' ich dir, hier mit mir allein schwör' ich dir das."

Das sagte sie ernst und rückte ihren Spiegel beiseite, um in dem engen Zimmer mehr Platz zum Ankleiden zu bekommen.

Wie schon gesagt, feierliche und törichte Stunden, Stimmungen aller Art, zärtliche und wehmütige Flitterwochenstimmungen, Verdruß und Versöhnung, auch Langeweile und Kummer, alles, was ein junges Paar in der ersten Zeit der Ehe durchzuleben hat, lag mit dem ersten Sommer ihrer Ehe hinter ihnen.

Sie hatten Erlebnisse aller Art hinter sich. Gastelmeier meinte, in sechs Jahren sei bei ihm bisher nicht so viel passiert,

wie in den sechs Monaten seit seiner Verheiratung, lächerlich viel!

Auf der Hochzeitsreise hatte er sich vorgestellt, daß er nach Herzenslust bummeln würde und sie mit ihm; er hatte sich aber geirrt. Sie hatte angestrengt gearbeitet von früh bis zum Abend, Tag für Tag, unermüdlich. Sie waren miteinander am Morgen mit ihren Malgerätschaften ausgerückt, und er hatte zum ersten Male im Leben Gelegenheit, den bedürfnislosen, unzerreißbaren Fleiß gewisser Frauennaturen zu beobachten, ihr Nicht-rechts-und-links-schauen bei der Arbeit. Freilich, lieber hätte er diese Beobachtung nicht gerade jetzt an seinem eigenen jungen Weibe gemacht. Unendlich viel lieber wäre er mit ihr bergauf und bergab vogelfrei in die schöne Welt gezogen; aber da war etwas, das seinen Willen brach, etwas Unbezwingliches. Ein paarmal hatte er es durchgesetzt: sie waren miteinander gewandert, aber es war nicht die rechte Freudigkeit dabei gewesen. Sie war auch nicht besonders gut zu Fuß, ermüdete schnell und schien bei allem, was sie sah, präokkupiert zu sein. Sie genoß die Natur nicht naiv und einfach, verarbeitete im Geiste immer, was sie sah, und war immer von dem Triebe erregt, wie sie wiedergeben würde, was sie sah. Sie kannte kein Ausspannen, kein Vergessen. Wenn ein Weib sich einer Sache wirklich hingibt, gibt sie sich grenzenlos hin. Das liegt in der Natur des Weibes: sie gibt sich der Kunst hin, wie sie sich der Liebe hingibt, auf Tod und Leben!

Er hatte es sich nicht vorstellen können, daß Olly diese Arbeitskraft hatte, und doch, wenn er sah, wie sie vorgeschritten war in ihrer Kunst bei ihrer rührenden Jugend, so mußte er an heiße Arbeitsstunden, an einen heiligen Eifer glauben. Wie hatte er selbst mit zwanzig Jahren sich behaglich an das Studieren gemacht! Was war er mit zwanzig Jahren gewesen, was hatte er gekonnt? Mein Gott, wenn er sich mit Olly verglich! Er hatte arbeiten, aber auch das Leben genießen

wollen. Das ganze Leben lag damals vor ihm. Er konnte wie ein Verschwender damit umgehen und hatte es gründlich getan — und hier bei diesem jungen Weibe war ihm zumute, als arbeite sie wie ein zum Tode Verurteilter, der ein großes Werk noch zu guter Letzt mit Hangen und Bangen zustande bringen will. Ja, so war es; er hatte diesen peinigenden Eindruck von ihrer Art zu arbeiten. Dabei war sie liebenswürdig, geduldig, war sein süßes, kleines Weib. Er fühlte sich in keiner Weise enttäuscht. Er hatte ihr nichts vorzuwerfen. — Doch! Sie war ihm gewissermaßen fremd geblieben. Er gewöhnte sich nicht an sie. Sie erregte ihn. Sie war das Weib nicht, das in der Person ihres Mannes aufgeht.

In der ersten Zeit ihrer Ehe sagte er manchmal zu ihr: „Wenn ich dich doch einmal ganz hätte — deine ganze Seele und deine Gedanken! Du bist nicht wie eine verheiratete Frau, sondern wie ein leichtsinniges Mädchen, die im Arme des einen an den andern denkt. Dieser andre ist deine Kunst."

„Du wußtest es ja", erwiderte sie ihm darauf. — —

In München hatten sie sich ein Nest eingerichtet, ein Atelier und ein paar Zimmerchen. Sie wollten beide in demselben Atelier arbeiten so lange, bis einmal die Einnahmen reichlicher flössen. Vor der Hochzeit war das Nötigste besorgt worden, aber erst nach ihrer Zurückkunft von der Reise machten sie sich daran, das neue Heim behaglich auszustaffieren. Olly schien dies wirklich Vergnügen zu machen. Sie stöberte alle möglichen Dinge auf, die andre Leute nie finden, zahlte auch nicht unvernünftig, und Gastelmeier war glückselig, wie klug sie sich der Sache annahm; aber eilig geschah alles, sie wirtschaftete von früh bis abends, rannte zu den Antiquaren, es war kein Halten. Es läutete alle Nasenlang, und Dienstmänner brachten etwas angeschleppt; es polterte, hämmerte unaufhörlich, als wäre kein Augenblick Zeit zu verlieren.

„Sag' einmal, mein Schatz, weshalb denn so eilig?" fragte Gastelmeier.

„Ja, was meinst du, wieviel Zeit soll ich damit verlieren?“ antwortete sie.

Als aber alles soweit fertig schien und Gastelmeier ganz bereit war, nun behaglich aufzuatmen, kam er nicht dazu. Er hatte auf vollkommene Windstille gerechnet und wollte es sich nun in seinen vier Wänden wirklich gemütlich machen; aber, was es nur war, mit diesem „sich gemütlich machen“ schien er immer noch warten zu müssen.

Sie hatten noch kein einziges Mal, so lange sie nun daheim waren, etwas wirklich Vernünftiges gegessen. — Während der Wirtschaftstage schien dies Gastelmeier ganz erklärlich, trotzdem er sich nicht gerade wohl dabei befand. Er war in seinem Restaurant, in dem er als Junggeselle gespeist hatte, verwöhnt worden. Man hatte für ihn und einige seiner Kollegen täglich ein bestimmtes Fleischstück auf eine besondere Weise als Vorspeise, wie er es daheim gewöhnt war, zubereitet. Er war etwas Gourmet auf seine Weise und hatte sich mit der Wirtin auf guten Fuß zu setzen gewußt, so daß er wirklich wohlversorgt gewesen und gut gediehen war. Seine Zunge war außerordentlich empfindlich und bei dem geringsten Versehen hatte er sich dort ganz gehörig beklagt. Dieser Mittagstisch, dem er präsidierte, hatte während seines Regiments einen guten Ruf erlangt.

Olly in ihrer Bedürfnislosigkeit hatte die Küchenfrage sehr naiv genommen. Zu Hause war sie auch an nichts besonders Ausgeklügeltes und Wohlzubereitetes gewöhnt. Sie hatten es über so eine Art „Schlangenfraß“, wie sie in München sagen, nie hinausgebracht, eine Art, sich zu nähren, wie sie in den Familien üblich ist, in denen die Frau keinen Sinn für Küche und Haushaltung hat. Die meisten Menschen können bei einem so gleichgültigen, langweiligen, seelenlosen Sich-voll-füllen-müssen gedeihen; aber junge Männer, die beim Eintritt in die Ehe sich zu solch einer traurigen Ernährungsweise verurteilt sehen, werden mißmutig, ärgerlich,

unritterlich, die Lebensfreudigkeit wird ihnen ausgeblasen. Sie haben das bessere Leben in den Restaurants während ihres Junggesellentums kennen gelernt und können vergleichen.

Olly hatte sich eine Köchin gemietet, ohne viel Federlesens zu machen. Sie ahnte gar nicht, welch wichtiges Geschöpf die Köchin im Grunde ist. Die Köchin aber ahnte sehr bald, daß das Schicksal sie wohl gebettet hatte, daß sie Herrin auf ihrem Gebiete war, und daß das kleine Wesen neben ihr im Haushalt nicht viel zu bedeuten hatte.

Olly arbeitete von früh bis zum Abend, nachmittags besuchte sie einen Aktkursus, zwischendurch griff sie pflichttreu im Haushalt mit zu, — aber wie im Dunkeln und ganz planlos. Sie versuchte zum Abendessen etwas zu kochen, weil die Köchin um diese Stunde gewöhnlich ihren eigenen Interessen nachging. Sie hatte eine Idee, sie wollte ein Gericht zustande bringen, das ihr vorschwebte. Da fehlten die Eier. — Mein Gott, und die Köchin war nicht da! — Sie kam auf etwas andres, da fehlte das Mehl.

Sie war müde, abgearbeitet. Es hätte alles behaglich für sie besorgt sein müssen, nun mußte sie selbst sorgen. Und sie wußte sich nicht zu helfen, es wirbelte ihr im Kopf; was sie anfaßte, war nicht in Ordnung. Sie begann zu kochen mit dem, was sie vorfand, ein Phantasiegericht, das sich zuerst ganz gut anließ, schließlich verkleisterte oder zusammenrann und eine Ähnlichkeit mit Palettenschäbs bekam, der von allen übriggebliebenen Farben, wenn sie auf der Palette zusammengekratzt werden, sich bildet; trotz aller schönen Couleuren, aus denen er besteht, immer ein unerfreuliches, schmutziggraues Gemenge.

Ganz so ließen sich ihre Milch-, Fleisch-, Mehl-, Kartoffel- und Gemüsegehäcksel an, die sie in Abwesenheit ihrer leichtsinnigen Köchin bereitete, und die sie manchmal in Schreck und Beschämung, nachdem sie traurige Erfahrungen damit

gemacht hatte, von der Pfanne ab ins Feuer schob, wo ihr Gericht als trauriger Klumpen verkohlte, während ihr Gatte im Zimmer auf und nieder ging, und sie einen höhnisch prüfenden Blick der Köchin aushalten mußte, der ihr den Mut benahm, die pflichtvergessene Person auszuschelten. Sie sagte dann nur zaghaft im Gefühl ihrer Unsicherheit: „Ach, bitte, wären Sie so gut und liefen schnell zum Metzger, aber bitte recht schnell!" Sie wagte sich dann nicht ins Zimmer hinein, bis irgend etwas Eßbares im Hause war. Und dabei war sie so müde.

Von ihrem dreizehnten Jahre an hatte sie angestrengte Arbeit gekannt. Von dieser Zeit an hatte man sie studieren lassen; ein Freund ihres Vaters, ein bekannter Maler, der das Talent des Kindes entdeckt, hatte sie selbst ausgebildet. So war ihr das Leben des jungen Mädchens völlig fremd geblieben. In ihrem Gefühlsleben war sie Kind geblieben und Künstler geworden, rein und leidenschaftlich.

Das Leben und seine Anforderungen verwirrten sie; sie hatte in nichts einen Überblick, denn sie trug die Dinge, die außerhalb ihrer Kunst standen, nicht mit sich in den Gedanken. Sie sprangen immer wie aus einem Nebel hervor, wenn sie dicht vor ihnen stand, und erschreckten sie. Da war das Mittagessen, das immer herankam, wie ein Schreckgespenst. „Herr Gott, schon so spät!" — Was war geschehen, was nicht geschehen, was hatte sie mit der Köchin ausgemacht, was nicht? Was gab's? Wie hatte sie's gemacht? Was hatte sie alles vergessen? Da war ja noch so gut wie gar nichts! Was nun? Hundert Fragen und jede Frage ein Schreck — und mitten aus der Arbeit herausgerissen! Und ihr Mann? Hatte er nicht schon nach der Uhr gesehen? Weshalb hatte er nichts gesagt? Sie fragte ihn: „Weshalb sagtest du nicht, daß es schon so spät ist?"

„Weil ich das unsinnige Auffahren nicht leiden kann." Er war böse. Und alles in Unordnung.

unritterlich, die Lebensfreudigkeit wird ihnen ausgeblasen. Sie haben das bessere Leben in den Restaurants während ihres Junggesellentums kennen gelernt und können vergleichen.

Olly hatte sich eine Köchin gemietet, ohne viel Federlesens zu machen. Sie ahnte gar nicht, welch wichtiges Geschöpf die Köchin im Grunde ist. Die Köchin aber ahnte sehr bald, daß das Schicksal sie wohl gebettet hatte, daß sie Herrin auf ihrem Gebiete war, und daß das kleine Wesen neben ihr im Haushalt nicht viel zu bedeuten hatte.

Olly arbeitete von früh bis zum Abend, nachmittags besuchte sie einen Aktkursus, zwischendurch griff sie pflichttreu im Haushalt mit zu, — aber wie im Dunkeln und ganz planlos. Sie versuchte zum Abendessen etwas zu kochen, weil die Köchin um diese Stunde gewöhnlich ihren eigenen Interessen nachging. Sie hatte eine Idee, sie wollte ein Gericht zustande bringen, das ihr vorschwebte. Da fehlten die Eier. — Mein Gott, und die Köchin war nicht da! — Sie kam auf etwas andres, da fehlte das Mehl.

Sie war müde, abgearbeitet. Es hätte alles behaglich für sie besorgt sein müssen, nun mußte sie selbst sorgen. Und sie wußte sich nicht zu helfen, es wirbelte ihr im Kopf; was sie anfaßte, war nicht in Ordnung. Sie begann zu kochen mit dem, was sie vorfand, ein Phantasiegericht, das sich zuerst ganz gut anließ, schließlich verkleisterte oder zusammenrann und eine Ähnlichkeit mit Palettenschabs bekam, der von allen übriggebliebenen Farben, wenn sie auf der Palette zusammengekratzt werden, sich bildet; trotz aller schönen Couleuren, aus denen er besteht, immer ein unerfreuliches, schmutziggraues Gemenge.

Ganz so ließen sich ihre Milch-, Fleisch-, Mehl-, Kartoffel- und Gemüsegehäcksel an, die sie in Abwesenheit ihrer leichtsinnigen Köchin bereitete, und die sie manchmal in Schreck und Beschämung, nachdem sie traurige Erfahrungen damit

gemacht hatte, von der Pfanne ab ins Feuer schob, wo ihr Gericht als trauriger Klumpen verkohlte, während ihr Gatte im Zimmer auf und nieder ging, und sie einen höhnisch prüfenden Blick der Köchin aushalten mußte, der ihr den Mut benahm, die pflichtvergessene Person auszuschelten. Sie sagte dann nur zaghaft im Gefühl ihrer Unsicherheit: „Ach, bitte, wären Sie so gut und liefen schnell zum Metzger, aber bitte recht schnell!“ Sie wagte sich dann nicht ins Zimmer hinein, bis irgend etwas Eßbares im Hause war. Und dabei war sie so müde.

Von ihrem dreizehnten Jahre an hatte sie angestrengte Arbeit gekannt. Von dieser Zeit an hatte man sie studieren lassen; ein Freund ihres Vaters, ein bekannter Maler, der das Talent des Kindes entdeckt, hatte sie selbst ausgebildet. So war ihr das Leben des jungen Mädchens völlig fremd geblieben. In ihrem Gefühlsleben war sie Kind geblieben und Künstler geworden, rein und leidenschaftlich.

Das Leben und seine Anforderungen verwirrten sie; sie hatte in nichts einen Überblick, denn sie trug die Dinge, die außerhalb ihrer Kunst standen, nicht mit sich in den Gedanken. Sie sprangen immer wie aus einem Nebel hervor, wenn sie dicht vor ihnen stand, und erschreckten sie. Da war das Mittagessen, das immer herankam, wie ein Schreckgespenst. „Herr Gott, schon so spät!“ — Was war geschehen, was nicht geschehen, was hatte sie mit der Köchin ausgemacht, was nicht? Was gab's? Wie hatte sie's gemacht? Was hatte sie alles vergessen? Da war ja noch so gut wie gar nichts! Was nun? Hundert Fragen und jede Frage ein Schreck — und mitten aus der Arbeit herausgerissen! Und ihr Mann? Hatte er nicht schon nach der Uhr gesehen? Weshalb hatte er nichts gesagt? Sie fragte ihn: „Weshalb sagtest du nicht, daß es schon so spät ist?“

„Weil ich das unsinnige Auffahren nicht leiden kann.“ Er war böse. Und alles in Unordnung.

Die Wäsche! Das Wirtschaftsbuch, die Zimmer reinigen! Das Geldausgeben! Die Zeiteinteilung! Das Heizen! Die unendlich vielen Mahlzeiten! All das waren Gespenster, die aus dem Nebel sprangen und sie immer von neuem entsetzten.

Und wie sie sich mühte und quälte! Dabei malte sie ihr erstes Bild nach einem bezahlten Modell, rannte abends in den Aktkursus und war voller Hangen und Bangen, träumte von Ruhm und Glück und ging wie in der Luft vor innerer glückseliger Arbeitserregung. Emil, ihren Bruder, unterrichtete sie auch noch und ließ ihn nicht aus den Augen. Sie war die Peitsche für seine Faulheit und ermüdete nicht und blieb bei Laune und betete, daß es Gott ihr doch erleichtern möchte mit Emil, daß er Eifer und Pflichtgefühl in ihm erwecken möchte, ihm so viel Kraft geben möge, daß wenigstens etwas zustande käme.

Ja, das waren bewegte Zeiten und kein Wunder, daß Gastelmeier nach Ruhe ausschaute.

Und da war etwas, das in Ollys Seele als unsägliche Bangigkeit aufstieg, das wie eine dunkle Furcht nachts über ihr lag, wie ein geheimnisvolles Grauen, das sie sich aus den Gedanken fortarbeitete am Tag, das sie im Gebet zu ihrem Gott trieb. „Mein Gott, mein Gott! Nein — nein, noch nicht!"

Und heiße Tränen flossen deshalb, heiße, versteckte Tränen. Niemand sollte fragen dürfen. — Schweigen, schweigen. —

Sie arbeitete doppelt angestrengt. — „Wie ein zum Tode Verurteilter", dachte Gastelmeier wieder. Ja, sie arbeitete in Angst und Bangen. Gastelmeier selbst mußte sich gestehen, vortrefflich, überraschend. Aber er gestand es sich schweren Herzens, halb unwillig, und Olly empfand, daß er nicht mit ihr lebte. Das freilich hatte sie noch nie von einem Menschen verlangt. Ihr Glück, ihr eigentliches Leben lag in der Zukunft.

Dann, wenn der Ruhm kam, dann, dann — dann wollte sie leben.

— Aber jetzt — da war nur ein Gedanke und der erdrückte ihr die Seele. Sie fürchtete — glaubte — ahnte und es wurde ihr mehr und mehr zur Gewißheit.

Und es kam ein Abend, da saßen sie miteinander im noch nicht erhellten Zimmer. Das Feuer knisterte im Ofen. Draußen schneite es, und sie hockte zusammengekauert in der Sofaecke. Sie war aus der Stadt gekommen durch Schneegestöber, aus dem Aktkursus. Wie atemlos sie gearbeitet hatte — und wie müde sie war! Kalt, durch und durch kalt, die Füße naß, und sie hatte nicht die Kraft Strümpfe und Schuhe zu wechseln. Sie fühlte sich krank und ganz unter dem Druck einer Bangigkeit, die sie nicht bezwingen konnte. Gastelmeier saß am Fenster.

„Olly, hast du deine Schuhe gewechselt?" fragte er.

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Ich bin so müde", sagte sie und fing zu weinen an.

Da war er bei ihr. „Was ist denn, mein armes Kind?" fragte er und kniete vor ihr nieder.

Ja, jetzt kniete er, wie sie es sich einmal vorgestellt hatte, und sie sah gerade auf seine Glatze, die im Dämmerlicht glänzte; das kam ihr komisch und öde und langweilig vor — trostlos mit einem Male.

Er faßte ihre Füße an. „Wie naß!" sagte er. „Komm, ich zieh' dir deine Schuhe aus."

Sie rührte sich nicht und er knöpfte ungeschickt die Stiefelettchen auf, zog ihr die nassen Strümpfe von den Füßen und befühlte die eiskalten Füße. Er rieb sie, holte eine Decke und wickelte die Füßchen hinein. „Komm, leg dich doch bequemer", sagte er.

Er blieb vor ihr knien und streichelte sie, und es war, als wenn er sprechen wollte. Er sagte aber nichts und es verging eine Weile, während der es ganz still im Zimmer war, nur das Steinkohlenfeuer knisterte leise. Endlich schien er zu dem, was er sagen wollte, gekommen zu sein. Er bog sich ganz über sie hin, ganz zu ihrem Ohr. „Olly, kleine Frau," sagte er, „verschweigst du mir etwas — etwas — Olly, etwas?"

Er war sehr bewegt und hielt sie wie damals so liebevoll und zart, als wäre sie ein Heiligtum. Er flüsterte ihr wieder ins Ohr. Da brach ein Tränenstrom aus Ollys Augen, so gewaltsam und heiß und schmerzvoll, und er bekam keine Antwort; ihr ganzer Körper war erschüttert, und er faßte ihre Hände und fragte noch einmal dieselbe Frage und bekam eine stumme Antwort, die ihn ganz verwandelte.

„Olly," rief er glückselig, „nun wird alles gut!" Er strahlte, wie das gewöhnlich ist bei dem ersten Wunder, und hielt sie in seinen Armen an sich gedrückt, ohne darauf zu achten, daß das Geschöpf, das ihn eben mit einem Kopfnicken so beglückt hatte, sich in Jammer und Angst und Lebensverwirrung Leib und Seele zerquälte.

Wie sollte es werden? Sie fühlte sich so hilflos, so machtlos. Die schweren, erdrückenden Worte am TrauALTar brausten ihr wieder wie Orgeltöne durch den Kopf. Es überstieg alles ihre Kräfte. Jetzt schon! — Das Leben drängte sich so übermächtig ein und trieb sie in die Enge, aus ihrem Paradies, aus der Luft, in der sie allein leben konnte. Sie sah nur Unglück und Trostlosigkeit, Kampf und Qual — und Gastelmeier war glückselig, schwatzte auf sie ein und war kreuzfidel. Sie wendete sich ab. Er tat ihr leid und kam ihr so komisch vor. Er mißfiel ihr. Dann dachte sie wieder: „Er ist ein armer Mensch!"

Sie dachte das alles in einer unsinnigen Erregung. Und diese selbe Nacht erkrankte sie schwer.

Sechstes Kapitel

Die Seele des Geschöpfchens, das sich dem irdischen Jammertale hatte zuwenden wollen, war zurückgeschauert und vor ihrer Erdenwanderung behütet worden.

Olly lag krank und matt in ihren Kissen. In der ersten Zeit hatte sie das dumpfe, drückende Gefühl, als hätte sie das Dasein dem Geschöpfchen nicht gegönnt. — Sie war dabei, sich in schmerzliche, nutzlose Gefühle krampfhaft hineinzurütteln. Aber nein, nein, das sollte nicht Macht über sie bekommen. Die Gedanken wurden wieder frei und ruhig. Es war gut so.

Es stand ihr klar vor der Seele, wie sie von der bangen Erwartung zu Boden gedrückt war, wie sie sich so schwach, so hilflos, so unfähig gefühlt hatte, wie ihr die Anforderungen des Lebens wie Wasserwogen über den Kopf zusammenzustürzen gedroht hätten. Sie empfand, wie alles elendes Stückwerk geworden wäre — alles.

Jetzt hatte ihr das Schicksal Zeit gegönnt. Wie wollte sie diese ausnützen! Ehrlich und ernst in allen Dingen, und er sollte auch nicht so viel Grund haben, über sie zu klagen, nein, sie wollte lernen. Und ihre Arbeit? Welches Feuer, welche Freudigkeit, welche Sehnsucht lebte doch in ihr! Sie war so ganz erfüllt und ganz Ungeduld, wieder zu beginnen. Er, der gute Mensch, war niedergedrückt, er hatte sich so gefreut, und konnte sich nicht genug tun, zu trösten und immer wieder zu trösten, war voller Aufmerksamkeit und Rücksicht und Zartheit. Olly nahm den Trost wortlos hin, sie fühlte, er konnte sie nicht verstehen, wenn sie ihm sagen würde, wie sie empfand. Weshalb sollte er sie denn auch verstehen? Sie verlangte das von keinem Menschen. Sie war noch immer ganz davon überzeugt, daß einer den andern eben nicht versteht, daß jeder Mensch im Grunde einsam lebt. So litt sie nicht unter diesem Schweigen und Verschweigen.

Sie gehörte noch nicht zu den Unverstandenen, die sich herumquälen und die nörgeln, weil sie wollen, daß andre vollkommen die Wichtigkeit ihrer Seelenzustände mitempfinden. Sie war noch kein so armseliges Töpfchen, das glaubt, die ganze Welt müsse es beschauen wie einen speienden Krater, und das enttäuscht und wütend ist, wenn es ganz unbemerkt über seinem Feuerchen zischt und brodelt. Sie war wie ein Bach, der noch nie über seine Ufer getreten ist.

In ihrem Verschweigen aber lag noch etwas andres: Sie hatte das bestimmte Gefühl, daß, wenn sie ihm alles sagen wollte, er sie für schlecht halten würde und sie ihm nicht begreiflich machen könnte, daß dem nicht so sei.

Annele war während Ollys Kranksein gekommen, um die Wirtschaft zu führen. Gastelmeier hatte sie darum gebeten. Es war behaglich und friedlich, als wäre ein guter Geist im Haus. Gastelmeier wurde wieder ganz vergnügt, es schmeckte ihm gut. Annele kochte heimatliche Gerichte. Gastelmeier sprach mit ihr wie mit einem guten Freund, er schüttete ihr sein Herz aus. Er sprach über Olly, wie es so oft unbehaglich bei ihnen sei, wie sie für nichts als für ihre Malerei Sinn habe und eigentlich gar nichts andres verstände.

„Und siehst du, Annele, ich hab' auch geglaubt, daß sie jetzt viel trauriger sein würde."

Annele hatte ihn ruhig und ernst angehört. Sie standen miteinander im Atelier in der Dämmerstunde. Ollys Staffelei war beiseite geschoben und Gastelmeier hatte eine seiner simpeln kleinen Landschaften auf der seinigen stehen, eine jener Landschaften, die er immer ungefähr ähnlich wiederholte und für die er immer Abnehmer fand.

„Friedel", sagte Annele. „Wie hast du dir denn nur alles gedacht, was meinst denn? Was für ein Wunder soll eigentlich ein Frauenzimmer sein?"

„Na, wie denn?" fragte er. „Was verlang' ich denn? — — Ein Wunder?"

„Du hast ja gewußt, daß sie Malerin ist, und du warst selbst ganz erstaunt darüber, was sie konnte. Du, mit zwanzig Jahren, warst denn du so weit?"

„J wo", sagte Gastelmeier. „Olly ist fleißig wie eine Verzweifelte. Wahrhaftig, man kommt außer Atem, wenn man ihr nur zuschaut."

„Wenn du mit zwanzig Jahren so weit wie Olly hättest sein sollen," unterbrach sie ihn, „und dann noch eine gute Köchin und ein Haus in Ordnung halten — und denk' doch — in allen Stücken fix und fertig — stell dir's vor. Und jetzt jammerst du noch, daß sie nicht traurig genug ist! Geh mir! Überleg' doch. Kinder gibt's genug, aber net viel Eltern. Mein Gott, was wärt denn ihr für Eltern fürs erste?"

„Friedel, sei vernünftig!" fuhr Annele fort, „schau, uns oben in Rohrmoos wär's hart, wenn du net glücklich wärst, aber ein bissel Klugheit gehört dazu, ganz aus heiler Haut kann eins net glücklich sein."

„Jetzt kommt's wieder drauf hinaus, daß du mich für einen Esel hältst", sagte Gastelmeier.

„Ah geh!" meinte Annele; „aber ich weiß schon, über uns denkt ihr Mannsleut einfach nicht nach. Ein Frauenzimmer muß immer etwas Fertiges sein, weißt du; daß es halt nach und nach wird, wie ihr auch, fällt euch net ein."

„Was du da sagst, ist so ohne nicht", war Gastelmeiers Antwort. „Du bist ein gescheites Mädel, Annele, aber ich mein' schon, ernst bist du geworden, du bist der Fratz von ehedem nicht mehr."

„Du, Friedel, ein Fratz war ich nie. Ich bin immer sehr ruhig gewesen, soviel ich weiß."

„Ruhig, ja, aber heiterer, so wie die schönen, stillen Tage in Rohrmoos."

„Gerade so wahrscheinlich," sagte sie, „denn ich bin ein Stück von Rohrmoos geworden. Man wird so, wie die Umgebung ist, in der man lebt."

„Mein Gott," sagte Gastelmeier, „da werde ich mit der Zeit ein kleiner Privatrangierbahnhof werden." Er erzählte Annele, wie Emil, sein Schwager, Ollys Familie gekauft hatte, und fragte sie, ob sie sich erinnerte, wie er ihr den Rangierbahnhof, neben dem er gewohnt, damals beschrieben habe.

„Ja", sagte sie ernst. „Ich selbst hab' dich damals gebeten, fortzuziehen."

„Jawohl. Siehst du, so einen kleinen Rangierbahnhof machen wir uns hier wieder zurecht, so einen Ableger von dem aus der Blütenstraße. Bei uns gibt es, gerade wie in der Blütenstraße, immer etwas zu bereden und zu rangieren. Da gehen wir im Zimmer auf und ab, gerade wie die seelenvolle Mama und ihr Erwin und Emil und Olly früher daheim — und rangieren. Das heißt: bereden und beschließen, das Leben von vorn anzufangen, oder wir bereden und rangieren eine wundervolle Zeiteinteilung, die nie eingehalten wird; immer fassen wir allerhand Entschlüsse und beschließen, alles anders zu machen wie bisher, und sind ganz gerührt und voller Hoffnung, wollen zu allererst immer die Köchin fortschicken. Von allen Dingen aber geschieht nichts, als daß wir eben rangieren — immer wieder rangieren — und weißt du, ganz wie in der Blütenstraße. Ich kann es schon ganz gut — scheußlich!

„Weißt du, wenn wir Geld genug hätten und die arme Olly könnte im langen, weißen Kleid hier stehen und malen, und ich könnte ihr den Arm geben und sie zur Zeit zu Tische führen, und der Diener stände da und riß die Flügeltüren vor uns auf — Olly könnte wie so ein schöner Engel ganz im Jenseits leben, weißt du, so wie es sich eigentlich für so ein Geschöpf gehört. — Herr Gott im Himmel, das wäre mit ihr ein Leben! Du ahnst gar nicht, wie reizend sie ist.

„Weißt du, zwei so lange, weiße Kleider hat sie sich machen lassen, sie wollte daheim immer weiß gehen. Haben wir aber wegen diesen Kleidern rangiert! Sie kam nie damit zu-

stande. Sie waren immer beide schmutzig. Die Köchin wusch sie ihr nie zur Zeit und benahm sich überhaupt immer, als wäre es eine Frechheit von uns, zu verlangen, daß die langen Kleider gebügelt und gewaschen sein sollten. Sie tat es einfach nicht, vergaß es absichtlich. Dann haben wir versucht, sie bei einer Wäscherin waschen zu lassen, das wurde zu teuer; dann sind wir noch auf chemische Wäsche gekommen, das erst! Es ging auf keine Weise. Jetzt liegen sie irgendwo. Ich hätte es ihr gar zu gern gegönnt, daß es uns gelungen wäre. Wenn sie so neben mir im Atelier stand, so weiß und zart, und arbeitete, weißt du, mit einem Eifer, da war mir's immer zumute, als sollte ich aufstehen und ihr den Kleidersaum küssen oder die Lockenspitzchen. Es hat mir gar keine Ruhe gelassen, es war etwas zu ungewohnt Süßes."

Annele hörte ihm still zu, dann sagte sie: „Was ich euch helfen kann, das tu ich gern. Eh' ich geh', muß ich euch wenigstens eine andre Köchin finden."

„Ans Gehen denkst du doch noch nicht, Annele?"

„Bald", sagte sie. „Sie brauchen mich oben." Ein leichter Seufzer bewegte ihre Brust, so ein Seufzer, der aus einem starken, stillen, wehen Herzen kommt.

„Schade," sagte Gastelmeier, „schade."

Annele hatte wirklich die kleine Wirtschaft der beiden in eine einfache, gute Ordnung gebracht, ganz still und unmerklich, hatte eine neue Köchin eingesetzt, Olly Ausgabebücher eingerichtet, ihren Wäscheschrank aufgeräumt, die Speisekammer bequem hergerichtet, die Schlüssel für die verschiedenen Schränke mit kleinen Etiketten versehen und an einen Ring angereiht. Sie hatte ihr eine Tafel zum Wäscheaufschreiben auf den Schreibtisch gelegt, den Griffel daran gebunden. Ja, sie hatte ihr einen Speisezettel für den ganzen Monat gemacht, den sie immer nur bis auf einige Änderungen

umzukehren brauchte, und sie hatte der Köchin ausführlich Anweisungen gegeben. Olly war ihr so dankbar und versprach ihr, alles heilig zu halten.

„Tu das, Olly," hatte das Mädchen zu ihr gesagt. „Mach' ihn glücklich. Er ist ein guter, guter Mensch." Sie hatte das so weich und ernst gesagt, daß Olly ihr unwillkürlich in die Augen blickte; die waren aber ruhig und klar, wenn auch keine frohe Augen. Sie waren so verständig.

Und erst in der Einsamkeit, als sie im fortrollenden Coupé saß, wurden diese verständigen Augen unverständig, wie das arme Herz es wollte, und weinten heiße Tränen unter fremden Leuten.

Es schien wirklich, als wäre ein guter Geist im Hause gewesen und hätte Segen gebracht. Es war etwas mehr Frieden, alles ging glatter und ruhiger. Olly war gut und liebenswürdig wie ein Kind. Wie sie zum ersten Male wieder an ihre Staffelei trat und ihr Modell in die Stellung gebracht hatte, wie vor einigen Wochen, hatte sie die Augen voller Tränen. Sie wußte selbst nicht, weshalb eigentlich, sie war so froh, wieder zu beginnen, so ergriffen, und das Gefühl, mit ganzer Kraft weitergehen zu dürfen, dem Ziele zu, erschütterte sie. Doch sie fühlte sich noch immer nicht recht wohl.

So kam Weihnachten heran. Sie hatte eine Woche vor Weihnachten ihre Arbeit wieder begonnen, und in dieser Woche war ein Porträt, vielmehr eine Studie von ihr, in den Kunstverein geschickt, zum ersten Male — Tante Zänglein hatte ihr dazu Modell gesessen. Ein altes Weibchen im dämmerigen Zimmer am Fenster. Tante Zänglein kehrte dem Fenster den Rücken zu und das Licht floß an ihr gewissermaßen vorüber, sie nur streifend. Das Gesicht lag zu ihrem großen Ärger ganz im Schatten.

Außerdem waren noch ein paar kleinere Arbeiten von Olly hingeschickt, die sie auf der Reise im Freien gemacht hatte

und von denen ihr alter Lehrer gewünscht hatte, daß sie sie ausstellen sollte. Er war sehr zufrieden damit gewesen.

Olly war die ganze Zeit über in innerster Aufregung. Es war das erstemal, — die erste Verbindung zwischen ihr und der Welt. Sie wollte diese Erregung nicht zeigen, aber sie klopfte ihr in den Adern, sie ließ ihr keine Ruhe, sie fand keinen Frieden bei der Arbeit. Sie war ganz ruhelos und machte sich allerlei im Hause zu tun.

Gastelmeier beobachtete sie und sagte sich: „Jetzt hat sie Angst und quält sich, das arme Ding." Zu ihr sagte er: „Weißt du, stell' dir nur net vor, daß mit dieser Ausstellerei jetzt irgend etwas herauskommt, das ist grenzenlos wurscht, ob einer davon kräht oder nicht kräht, ob er gut kräht oder da schlecht kräht."

„Gewiß", sagte Olly, aber sie sagte es nur. Sie haßte sich selbst, daß sie so albern war. Sie fühlte sich unsinnig erregt.

„Erzähl' mir, was deine Freunde von den Sachen meinen", sagte sie einmal wieder.

„Weißt du, wenn wir zusammenkommen, simpeln wir grundsätzlich nicht Kunst", antwortete Gastelmeier. „Und ehe sie sich um die Arbeit von einem Frauenzimmer kümmern, ja, das stellst du dir ganz anders vor. Wenn einer überhaupt was sagt, ist's höchstens: ‚Gastelmeier, die Dinger von deiner Frau sind net übel' — das ist viel, sehr viel sogar! — Ich glaub' nicht, daß das einer sagt, aber möglich ist's."

Olly ging am Morgen des heiligen Abends mit Emil aus. Sie wollten miteinander einen Weihnachtskarpfen kaufen — und sie ging hauptsächlich, um sich zu zerstreuen. Sie kauften einen wundervollen Goldkarpfen, groß und schwer, und trugen ihn in einem Marktnetz nach Hause, denn sie hatten nicht gewollt, daß der Fischer vor ihren Augen das Tier

tötete. Emil trug ihn und der Karpfen schnickte hin und wieder ganz gewaltig, immer unvermutet. Gewöhnlich lag er still und gekrümmt in seinem Netz.

Auf dem Marienplatz standen die Weihnachtsbäume aufgereiht, ein ganzer Wald. Weihnachtsduft, eilende Menschen, Schnee auf den Dächern.

„Olly, jetzt machst du auch Geschichten, zu Weihnachten auszustellen, das hättest du auch nicht gebraucht; aber du bist wenigstens nicht wie Erwin und Mama", sagte Emil auf seine brummige Weise. „Heut' sind sie daheim wie des Kuckucks, seit sie am Morgen in den ‚Neuesten' über dich das gelesen haben. Gottlob, daß du nicht wie die andern bist. Dir scheint's wenigstens wurscht zu sein."

„Was denn?" sagte Olly wie erstickt. Sie hatte heute nach der Zeitung gefragt, aber ihr Mann hatte ihr gesagt, daß sie nicht gekommen wäre. Er wußte also — er hatte es ihr verheimlicht. — Da war es gekommen.

„Weißt du's gar net?" fragte Emil und sah seine Schwester an, der die Qual, die sie litt, in den Augen geschrieben stand. „I wo, du wirst wohl außer dir sein wegen so einer Lumperei! — Gar net."

Olly war stehen geblieben, ihr schwindelte, sie sagte kein Wort, sie fragte nicht, sie ging unwillkürlich weiter. Weshalb sollte sie fragen?

Wie ihr auf einmal die Kälte bis ins innerste Mark ging! Wie trostlos war alles — so winterlich, so tot, das Hetzen der Leute, der Lärm auf der Straße — alles häßlich! Und wie sie fror!

Am Karlstor sagte sie, nachdem sie bisher ganz stumm gegangen war: „Wir wollen einen Wagen nehmen."

„Meinetwegen, wenn du so üppig sein willst." Und sie stiegen mit ihrem Fisch ein.

„Deine Lippen sind ganz weiß", sagte Emil.

„Albern."

„Doch.“

„Nein,“ sagte Olly, „es ist mir ganz gleichgültig. Mögen sie sagen, was sie wollen, meinetwegen. Häßlich ist's oft genug, was ich mache, abstoßend, aber es lebt — ja es lebt eben, — da mögen sie sagen, was sie wollen.“

„‚Affektiert‘, ‚gemacht‘ sagen sie“, brummte Emil.

Da fuhr Olly auf und dicke Tränen standen ihr in den Augen. „Das ist's nicht!“ rief sie. „Sie werden es schon sehen! das, das ist's nicht! Aber die Gänse im Atelier haben es auch gelesen. Die werden eine Freude haben — die ...! Die gönnen's mir.“

„Verflucht! Verflucht! Verflucht! Verflucht!“ platzte jetzt Emil heraus und er schlug sich mit der einen Hand aufs Schenkelchen, mit der andern hielt er den Fisch im Netze fest. Er dachte, daß Gastelmeier nicht sehr erbaut sein würde, daß er Olly die Geschichte verraten hatte — und die Gänse im Atelier ärgerten auch ihn.

„Weißt du, ein andermal gelingt's besser. Na — na — ich meine, gelingt's besser, du weißt schon, dem Esel, der kritisiert hat! Es kommt vielleicht ein andrer dran. Erwin hat heute morgen in der ersten Wut hinstürzen wollen, ich weiß nicht, er wollte Skandal machen. Mama wollte auch hin, sie wollte auch Skandal machen. Sie waren ganz desperat — verrückt. Ich habe immer dazwischen schreien müssen. Sie sind übrigens nicht dort gewesen. Sie wußten nicht wohin — und so aufs Geratewohl auf die Straße laufen. Na — und Tante Zänglein kam auch dazu und hat sich über die ganze Wirtschaft wieder einmal amüsiert und sagte immer: ‚Das kommt davon, weshalb hat sie mein Gesicht nicht mit gemacht! Das ist freilich gesucht, einen Menschen zu malen und mein Gesicht ins Dunkel zu stecken, gerade als wenn ich mich schämte, mein Gesicht sehen zu lassen. Ein nettes Porträt ohne Gesicht. Meine Bekannten, denen ich gesagt hatte, ich wäre auf der Kunstausstellung zu sehen, haben sich

auch gar nicht genug verwundern können!' — Tante Zänglein war ganz aufgebracht."

Emil erzählte die komische Seite von der Geschichte. Er wußte, wie sehr Olly das Komische liebte. Aber ist einmal die Wunde geschlagen, so ist sie geschlagen, da ist nichts zu machen; auch wenn man den Schmerz verbeißt und lächelt — er ist einmal da, und die Bewegungen sind schmerzbeladen, und es ist nicht wie sonst.

Es war nicht gutzumachen, das fühlte auch Emil, als er seine Schwester ansah. „Verflucht! Verflucht! Verflucht! Verflucht!" Sie sah so elend aus, so zart, so arm. Erwin und Mama hatten ihm eigentlich noch nie recht leid getan, wenn sie bei einem Mißerfolg Geschrei machten, aber hier, das stumme Weh, ging ihm zu Herzen.

„Na da halt Ruh", sagte er zu seinem Fisch, weil er sonst nichts zu sagen wußte.

Daheim erzählte er Gastelmeier, was er angerichtet, und er zeigte ihm auch den Fisch.

„Da weiß sie's also, und grad zu Weihnachten! Verflucht! Verflucht!"

Er hatte diesen schönen Gefühlsausdruck Emil unwillkürlich abgelernt und gebrauchte ihn im selben Augenblick, als auch Emil sich wieder seiner bedienen wollte. Beide sahen sich verständnisvoll an. Diese Schwäger kamen überhaupt gut miteinander aus.

„Wir reden nicht mehr davon, wenn sie nicht anfängt", sagte Gastelmeier.

Sie fing nicht an, benahm sich, als wäre nichts geschehen. Den Fisch ließen sie in einem großen Wasserschaff schwimmen, in dem es ihm sehr wohl zu sein schien. Auch sah er wunderhübsch darin aus.

Als die Köchin ihn abschlachten wollte, verbot Olly dies. „Nein, er soll leben", sagte sie.

„Na und?" fragte die Köchin und lachte und dachte bei sich: „Die spinnt einmal wieder!"

„Nimm grüne Heringe, das sind auch Fische", sagte Emil, der in der Küche gerade beim Karpfen war.

„Also bringen Sie grüne Heringe", sagte Olly.

„Da heißt's aber laufen, Köchin," meinte Emil, „die kriegt man später nicht mehr, ich weiß schon, wir haben sie immer gewollt, aber nie bekommen. Laufen Sie schnell!" Er spritzte sie mit dem Karpfenwasser gewissermaßen zur Küche hinaus.

Emil war sehr familiär und flegelhaft mit jeder Köchin, die sie daheim gehabt hatten. Das machte, er war immer der Kamerad der Köchin gewesen, er als der Wirtschaftlichste im Haus, und dann sah er in den Köchinnen Geschöpfe, die zu seinem Gaudium da waren. Er spielte ihnen allerhand Streiche, spritzte sie mit Wasser, warf ihnen die Asche in die Küche, die Kohlen die Treppe herab, wenn sie den Kohlenkasten den halben Tag vor der Korridortüre stehen ließen, schrieb ihnen Ungezogenheiten mit Kreide auf den Küchentisch, rahmte langbewährte Eierflecken auf Töpfen und Tassen mit Tinte ein und schrieb das Datum, an dem so ein Fleck entstanden war, darunter. Oder er legte einen großen Zettel unter schlecht abgewaschene Tassen, Schüsseln oder Töpfe und schrieb darauf: „Diese Töpfe sind ungebraucht!!!" Darunter schrieb er: „Reinlichkeit!!" dick unterstrichen, und: „Lassen Sie den Zettel liegen, den brauch' ich doch noch ein paarmal."

Er war der Gefürchtete bei den Köchinnen gewesen, ohne ihn wäre die Wirtschaft in der Blütenstraße völlig in sich zusammengefallen.

Auch jetzt brachte die Köchin richtig die grünen Heringe zum heiligen Abend. Sie war aber sehr schlechter Laune. „Was ist das für ein Weihnachten", sagte sie zur Köchin von der untern Etage. „Meine Gnädige scheint an nix zu glauben.

Backen hat s' net lassen, für die ganze Weihnachten net. Grüne Heringe haben wir am Abend, sonst nix." Einen Weihnachtsbaum hatten sie, den zählte die Köchin nicht mit, und Olly putzte ihn am Nachmittag still und gleichgültig auf.

Ja, wenn man den Schmerz verbeißt, den eine Wunde uns macht und wenn man auch lächelt und spricht, die Bewegungen bleiben gehemmt und schmerzen fast und es ist nicht wie sonst. Welche Mühe hatte sie, das Bäumchen zu putzen, wie schwer wurde es ihr, wie lang dauerte es — und wie müde — wie müde! Es lag ihr wie Blei in den Gliedern.

Eine Redensart ihrer Mutter kam ihr nicht aus dem Kopf. Jedes Nein ist Unglück, jedes Ja ist Glück. Sie hatte das nie leiden können. Doch war es so. Wie hatte sie dieses Niedergedrücktsein, dieses Verzweifeltsein daheim gehaßt, wie erbärmlich war's ihr erschienen! Nun lag es auch ihr in den Gliedern, — wie ein Fluch.

So ein böser Anfang zum Ruhm. Wie hatte sie sich immer frei und stolz gefühlt, so unantastbar! Mißerfolge, mein Gott, die waren natürlich. Sie hatte immer damit gerechnet. Sie hatte die andern verurteilt, die sich einen vorübergehenden Erfolg oder Mißerfolg so zu Herzen nahmen, daß sie blind und taub für alles um sich her wurden, und nun war sie gerade so, beim erstenmal gleich! Sie war wie in einen grauen Nebel geraten. Jawohl, über etwas von oben herab urteilen und selbst darin stecken, das sind zweierlei Dinge. — Sie schämte sich ihrer Härte, wenn sie an früher dachte. Alle ihre Gedanken kamen ihr wie gebrandmarkt vor. Es waren die Gedanken einer Blamierten. Alles war ihr an sich selbst reizlos geworden, armselig, bedeutungslos, nicht berechtigt zu existieren. Und warum? Weil irgendein Unbekannter über ihre Sachen etwas Ungünstiges geschrieben hatte, was sie noch nicht einmal recht wußte. Wie und was er geschrieben, war ihr gleich. Und ein erfolgloser Künstler, der niemand hat, der an ihn glaubt, als sich selbst,

was ist das für eine armselige Kreatur; einer, der auf schlechte Kritiken schimpft, sich reinwaschen will, erklären will, wie recht er hat, wie vortrefflich alles ist, was er schafft, und wie dumm die sind, die es nicht begreifen!

So etwas werden zu können!

Nein, jeden Schlag stumm hinnehmen, nie klagen, nie sich verteidigen — nicht einmal an sich selbst stumm glauben wollte sie, um sicher zu sein, nie eine Taktlosigkeit zu begehen, wie die daheim. Totschlagen lassen wollte sie sich Seele und Körper ohne zu zucken.

Der Fluch der Kunst, der die Schwachen beugt, lag auf ihr. Ja, sie steckte plötzlich wie mitten im grauen Nebel, und dieser umgab nicht nur sie. Von ihr aus verbreitete er sich im ganzen Haus, löschte die Weihnachtsfreude aus, legte sich dem ehrlichen Gastelmeier wie eine schwere Last aufs Herz. Es waren die ersten Weihnachten, die er nicht daheim in Rohrmoos feierte.

Weihnachten auf Rohrmoos! In der Heiligenabenddämmerung stieg ihm das sehnsuchtsvolle Bild auf. Welch ein Treiben — welch ein Duft; Weihnachtskuchen! Weihnachtsbier! Weihnachtskarpfen! Weihnachtsgebäck aller Art, feines und grobes, alles in Haufen, alles Duft ausströmend, das Rennen und Laufen auf dem Hof, das hurtige Arbeiten in den von Laternen erhellten Ställen, um fertig zu werden und das Feiertagsgewand anzulegen! — Und im Wohnzimmer die gute Mutter, mit der großen, weißen Schürze, die den Leuten die Bescherung herrichtete und in wollenen Socken, Joppen, Röcken, Pfefferkuchen und Nüssen und Äpfeln fast begraben war, und Annele, die jetzt auch gerade den Christbaum putzt, zufällig zur selben Zeit wie Olly. Er wußte das, die Zeiteinteilung am heiligen Abend war unverrückbar, ein Jahr wie das andre, — und der Vater, der sich an seinem Sekretär mit den Geldpäckchen zu schaffen machte, auf jedes ein Siegel drückte und den Namen des

Empfängers mit der steifen, ungeübten Schrift darauf schrieb. Das war ein Weihnachten! — Draußen der tiefe, weiße Schnee und die stillen Berge, drinnen im Haus die rührige Festfreude. — Und hier bei ihm? Wenn alles noch so gewesen wäre, wie vor wenigen Wochen, so hätte er sich auf nächste Weihnachten gefreut und mit diesen vorlieb genommen; aber so wie es jetzt war, kam es ihm trübselig vor.

Der Arzt hatte nicht erlaubt, daß er mit Olly nach Rohrmoos reiste. Hätten sie nur nicht gefragt! Das arme, stille, gedrückte Geschöpf am Christbaum, war denn das Olly — seine liebreizende Olly?

Er sah ihr bange zu. Sollte er mit ihr von der dummen Geschichte reden, die sie sich so sehr zu Herzen nahm? Er wagte es nicht, er hatte Furcht davor und meinte auch, daß es besser sei, zu schweigen, als daran zu rühren. So standen sie, sich gegenseitig ganz fremd, vor dem Christbaum und schauten ihn sich miteinander an. Er war nur mit blaßrosa Rosen besteckt, sehr schön, aber kein eigentlicher Weihnachtsbaum. Gastelmeier hatte noch nie so einen gesehen.

„Du hast ja gar nichts daran gehängt, Olly. Annele machte immer bunte Netze und steckte allerlei hinein, und es hing alles dick voll Gebäck, das die Mutter mit uralten Holzförmchen selbst gebacken hatte."

Olly sah ihn ganz verwundert an. Sie fühlte sich auch etwas gekränkt, daß er ihren Weihnachtsbaum nicht schön zu finden schien; so hatte sie ihn Jahr für Jahr als ganz kleines Mädel daheim aufgeputzt und hatte früher gemeint, daß es so etwas Schönes wie ihren Baum nicht mehr geben könnte, einen Busch so voll Rosen, wie man ihn nur im Traume sehen konnte. Aber das war ganz gleichgültig jetzt. Sie fühlte es nur so nebenbei. Es kam ihr vor, als hätte sie gar keine Berechtigung mehr zu fühlen, als wäre sie vernichtet. Und geradeso nebenbei dachte sie, daß er auch seinen Weihnachts-

baum liebe, wie er ihn gewohnt war, und es tat ihr leid, daß sie ihn nicht darum gefragt hatte.

Aber wie dumpf war alles, was sie dachte. — So also stellte sie sich an, wenn ihr etwas in die Quere gegangen war? So? Schlimmer als die andern? Ja, aber es war ihr nicht irgend etwas Beliebiges in die Quere gegangen, sondern sie war mit dem ersten Schritt ins wahre, einzige Leben in einen Abgrund gestürzt und lag nun tief unten, wie zerschmettert. Wie sie so ins Maßlose hineinfühlte! Sie empfand das selbst; aber sie war nun einmal fortgerissen.

Gastelmeier hing seinen sehnsüchtigen und trüben Gedanken weiter nach. Der Arzt hatte mit ihm über Olly gesprochen. Er hatte gefragt, an was Ollys Vater gestorben sei: „Wie jeder dritte Pole wohl an der Schwindsucht", hatte er geantwortet, so — er hörte sich noch, es lag darin die ganze Gleichgültigkeit, die er für Ollys Familie hatte. An was er gestorben war, wußte er nicht. Es war ihm dem Arzte gegenüber unangenehm, daß er sich so hatte gehen lassen, und er hatte von der Tür aus in Ollys Zimmer, wo diese im Bette lag hineingerufen: „Olly, an was ist dein Vater eigentlich gestorben?"

„Bst", hatte der Arzt gemacht, um ihn zurückzuhalten. Es war zu spät. Wie dumm, sie an so etwas zu erinnern!

Olly aber antwortete ruhig und matt, er hörte sie noch, wie sie es sagte: „Papa starb an einer Kehlkopfkrankheit."

Sie hatte es so leise gesagt, daß es nur Gastelmeier hatte hören können. Das referierte er dem Arzt: „An einer Kehlkopfkrankheit."

„So — so", hatte der gesagt und war, nachdem er noch einige Anordnungen gegeben, fortgegangen.

Wie kam er jetzt darauf, ganz unvermittelt? Er hatte sich damals dumm benommen, das war ihm fatal, jetzt noch — und was war es denn weiter? Eine Gedankenlosigkeit!

Empfängers mit der steifen, ungeübten Schrift darauf schrieb. Das war ein Weihnachten! — Draußen der tiefe, weiße Schnee und die stillen Berge, drinnen im Haus die rührige Festfreude. — Und hier bei ihm? Wenn alles noch so gewesen wäre, wie vor wenigen Wochen, so hätte er sich auf nächste Weihnachten gefreut und mit diesen vorlieb genommen; aber so wie es jetzt war, kam es ihm trübselig vor.

Der Arzt hatte nicht erlaubt, daß er mit Olly nach Rohrmoos reiste. Hätten sie nur nicht gefragt! Das arme, stille, gedrückte Geschöpf am Christbaum, war denn das Olly — seine liebreizende Olly?

Er sah ihr bange zu. Sollte er mit ihr von der dummen Geschichte reden, die sie sich so sehr zu Herzen nahm? Er wagte es nicht, er hatte Furcht davor und meinte auch, daß es besser sei, zu schweigen, als daran zu rühren. So standen sie, sich gegenseitig ganz fremd, vor dem Christbaum und schauten ihn sich miteinander an. Er war nur mit blaßrosa Rosen besteckt, sehr schön, aber kein eigentlicher Weihnachtsbaum. Gastelmeier hatte noch nie so einen gesehen.

„Du hast ja gar nichts daran gehängt, Olly. Annele machte immer bunte Netze und steckte allerlei hinein, und es hing alles dick voll Gebäck, das die Mutter mit uralten Holzförmchen selbst gebacken hatte."

Olly sah ihn ganz verwundert an. Sie fühlte sich auch etwas gekränkt, daß er ihren Weihnachtsbaum nicht schön zu finden schien; so hatte sie ihn Jahr für Jahr als ganz kleines Mädel daheim aufgeputzt und hatte früher gemeint, daß es so etwas Schönes wie ihren Baum nicht mehr geben könnte, einen Busch so voll Rosen, wie man ihn nur im Traume sehen konnte. Aber das war ganz gleichgültig jetzt. Sie fühlte es nur so nebenbei. Es kam ihr vor, als hätte sie gar keine Berechtigung mehr zu fühlen, als wäre sie vernichtet. Und geradeso nebenbei dachte sie, daß er auch seinen Weihnachts-

baum liebe, wie er ihn gewohnt war, und es tat ihr leid, daß sie ihn nicht darum gefragt hatte.

Aber wie dumpf war alles, was sie dachte. — So also stellte sie sich an, wenn ihr etwas in die Quere gegangen war? So? Schlimmer als die andern? Ja, aber es war ihr nicht irgend etwas Beliebiges in die Quere gegangen, sondern sie war mit dem ersten Schritt ins wahre, einzige Leben in einen Abgrund gestürzt und lag nun tief unten, wie zerschmettert. Wie sie so ins Maßlose hineinfühlte! Sie empfand das selbst; aber sie war nun einmal fortgerissen.

Gastelmeier hing seinen sehnsüchtigen und trüben Gedanken weiter nach. Der Arzt hatte mit ihm über Olly gesprochen. Er hatte gefragt, an was Ollys Vater gestorben sei: „Wie jeder dritte Pole wohl an der Schwindsucht", hatte er geantwortet, so — er hörte sich noch, es lag darin die ganze Gleichgültigkeit, die er für Ollys Familie hatte. An was er gestorben war, wußte er nicht. Es war ihm dem Arzte gegenüber unangenehm, daß er sich so hatte gehen lassen, und er hatte von der Tür aus in Ollys Zimmer, wo diese im Bette lag hineingerufen: „Olly, an was ist dein Vater eigentlich gestorben?"

„Bst", hatte der Arzt gemacht, um ihn zurückzuhalten. Es war zu spät. Wie dumm, sie an so etwas zu erinnern!

Olly aber antwortete ruhig und matt, er hörte sie noch, wie sie es sagte: „Papa starb an einer Kehlkopfkrankheit."

Sie hatte es so leise gesagt, daß es nur Gastelmeier hatte hören können. Das referierte er dem Arzt: „An einer Kehlkopfkrankheit."

„So — so", hatte der gesagt und war, nachdem er noch einige Anordnungen gegeben, fortgegangen.

Wie kam er jetzt darauf, ganz unvermittelt? Er hatte sich damals dumm benommen, das war ihm fatal, jetzt noch — und was war es denn weiter? Eine Gedankenlosigkeit!

Außerdem war etwas Trübseliges in dieser Erinnerung, in Ollys Stimme, in allem. Wie sie das so gesagt hatte, — selbst krank. Es wollten keine frohen Gedanken kommen, so eine bleierne Stimmung, keine Freudigkeit, nicht einmal zu Weihnachten, und sie liebten sich — und es hätte so schön sein können!

Aus der Küche kamen auch keine verlockenden festlichen Gerüche. „Karpfen haben wir doch?" sagte Gastelmeier und sog einen sonderbaren, unvermuteten Duft ein, der mit der Köchin eben ins Zimmer gekommen war.

„Der Fisch ist so schön," sagte Olly befangen, „ich wollte nicht — draußen im Wasser schwimmt er. — Grüne Heringe sind auch Fische. Nicht wahr, Sie backen sie gut?" wendete sie sich fragend und bittend an die Köchin.

„Na," sagte Gastelmeier, „das ist auch das erstemal! Diese Aussicht hatte ihm vollends alle Laune verdorben und noch eine andre: Die vergeistigte Mama, Erwin, Emil, Tante Zänglein und der lange, sparrige Mensch kamen natürlich, um Weihnacht mitzufeiern, um die grünen Heringe mit essen zu helfen, der ganze Rangierbahnhof! Das war ein Weihnachten, ohne Saft und Kraft, ganz ohne Herz!

Und sie kamen, so gedrückt und wehleidig. Es war das erstemal, daß sie wieder seit Ollys Krankheit alle beisammen waren. Die vergeistigte Madame erschien ganz in der Rolle der mitfühlenden Mutter. Sie hatte jetzt zwei, um die sie hangen und bangen konnte. Erwin hatte ihr kürzlich erst wieder den Genuß bereitet, nach Herzenslust jammern und die Nerven strapazieren zu können. Es gelang ihm so gut wie nichts oder wenigstens sehr wenig. Sie führte, während der Weihnachtsbaum brannte, mit Erwin und dem sparrigen Menschen ein literarisches Gespräch, und so hörten und sahen sie nichts.

„Na, komm", sagte Tante Zänglein zu Olly. „Du Pechprinzeß, fällt denn bei euch keines einmal aus der Rolle — erst

das eine, dann das andre, in etwas sollte der Mensch doch Glück haben. — Da hast du wenigstens etwas für den Ärger", und sie gab Olly ein kleines Päckchen in die Hand; darauf stand in der zierlichen Schrift des Weibchens: „Für das Porträt ohne Gesicht." — — Und wie es nun kam!? Von diesem Augenblick an schlug Ollys Stimmung um.

„Kein Glück?" sagte sie lachend, „Tante Zänglein, so? Denkst du, daß ich mich quäle? — Gar nicht. — Kein Glück? Glück sage ich dir, die Hülle und Fülle, wart' nur! Aber kein so miserables Glück wird es sein, da einmal, dort einmal — so im großen Zug, verstehst du? Mit einem Schlag ist mir's, als würde es so, wie ich will. Arbeiten — und dann der Lohn, und einen Lohn, wie ich ihn mir denke. Am Arbeiten soll's nicht fehlen! Und wenn ich dann bin, wo ich sein will, dann heißt es sich oben halten," lachte sie, „und jemand haben, den man liebt!" Das war die alte Olly, das freie, stolze Mädchen, das an sich und seine Schönheit und seine Kraft und sein Können glaubte. — „Weißt du, Tante Zänglein, wie ich arbeiten kann? Herrgott, wenn du das wüßtest!"

„Schau", sagte das kleine Weibchen, „so eine Frau, so ein Mädel! Das ist einmal etwas! So gefällst du mir. Endlich eine! Die Trübsal spritzen, das sind scheußliche Leute, denen glückt auch nichts."

Wie umgewandelt war die Stimmung mit einem Male. Olly wurde so übermütig, daß die andern auch aufschauten. Gastelmeier war vergnügt, so konnte sich sein Weihnachten im eigenen Heim doch auch sehen lassen und brauchte sich nicht zu verkriechen vor dem, was er „Weihnachten" nannte.

Die grünen Heringe schmeckten ganz gut; Gastelmeier spendierte ein paar Flaschen guten Weißwein, den er von daheim geschickt bekommen hatte, und der Rangierbahnhof feierte wirklich Weihnachten und hielt einmal Ruhe.

Und draußen in der Küche schwamm der Goldkarpfen,

das schöne Weihnachtstier, und freute sich seines Lebens im Wasserschaff.

„Ich danke dir, kleine Olly", sagte Gastelmeier zärtlich und umarmte seine junge Frau in ganz fideler Stimmung.

„Ist nichts zu danken", erwiderte sie ihm ehrlich. „Ich kann nichts dafür."

„Desto besser", meinte er.

„Nimm, mein armes Jüngelchen," so nannte sie ihn, und sie drückte ihr Gesicht an seinen Hals, „es ist ein großes Unglück für dich, daß du mich geheiratet hast."

„Dummes Zeug!" sagte er.

„Ganz gewiß — du tust mir leid." Sie sagte das zärtlich und wie überlegen zu ihm, so einfach, daß es ihm einen wunderlichen Eindruck machte. Es war, als wenn wieder eine dunkle Wolke über die Sonne, die eben erst aus dem Nebel gekrochen, hingezogen wäre.

„Du bist so heiß und so erregt, Olly", sagte er besorgt.

„Ein bissel erkältet."

Das hatte die vergeistigte Madame aufgefangen. „Olly, dein Hals," sagte sie wie außer sich, „du sprichst ja wieder ganz heiser! Wo hast du dir das geholt?"

Die Vergeistigte war jetzt in ihr Fahrwasser hineingekommen und so ängstlich und aufgeregt, wie nur zu wünschen. Sie machte ein großes Aufheben von Ollys Heiserkeit.

„Ihr sollt sehen, das wird sie diesen Winter nicht wieder los, das ist die alte Halsgeschichte. Und bei dem dummen Fischkauf hat sie sich das geholt. Und nicht einmal zu essen bekommen haben wir ihn! Was soll der Fisch draußen im Wasser?"

„Leben, nur leben", sagte Olly ruhig.

Siebentes Kapitel

Dritter Weihnachtsfeiertag. Olly ist nicht wohl, die Erkältung vom heiligen Abend hat sich gesteigert; aber unbekümmert darum, arbeitet sie im Atelier. Sie hat ein Modell. Ein vierschrötiges Bauernmädchen hält das Kinn in die Hand, den Arm auf das Knie gestützt, und blickt vor sich hin, so schläfrig und stumpf, wie nur ein Modell, das stundenlang sich schon ruhig hält, blicken kann.

Auf Ollys Bild sitzt ein Mädchen unter einem Apfelbaum, der hie und da noch blüht. Es ist schon zu Ende mit der Blütezeit. Das Laub ist ausgebrochen, und die abgeblühten Blumenblätter geben den Zweigen etwas Bräunliches, Verblichenes. Olly hat von ihrer Reise Studien zu diesem Baume mitgebracht und auch die Idee zu dem Bilde. Ein blasser, nebliger Maiabend, feucht und kühl. Der Baum steht auf dem Felde, auf dem das Mädchen hart gearbeitet hat. Hecken, Wiesenfläche, Weiden, Abendnebel. Das Mädchen sitzt müd und mattgearbeitet. Es ist, als hörte sie auf einen Vogel, der im Baum singt, oder auf von fern herüberklingende Abendglocken. In der Haltung soll sich die Ermattung eines kräftigen Menschen und ein stilles Beobachten und Umsichschauen ausprägen, so ein schläfriges, gleichgültiges, zufriedenes Beobachten von irgend etwas, ein Sichausspannen nach der Arbeit.

Und Olly war glücklich, das Modell zu dem Bilde gefunden zu haben. Die starken Glieder des Mädchens sanken, wenn es eine Weile gesessen hatte, so zusammen, als hätte es die härteste Arbeit hinter sich. Sie bekamen trotz ihrer Kraft etwas Weiches, Unbehilfliches, wie es die Glieder eines schläfrigen Kindes haben.

Gastelmeier kam nach Hause. Olly winkte ihn zu sich heran und flüsterte ihm zu: „Nimm, es liegt eine Poesie in ihr.“

„Na, weißt du," sagte Gastelmeier, „ich bin nu mal für diese Art muffliche Poesie nicht besonders eingenommen. — Aber ganz gut — sehr gut. Na ja! Übrigens, es hat wirklich einer, wie ich dir's vorher gesagt habe, mich wegen deines Bildes angesprochen. Wenn du dich's erinnerst? ‚Gastelmeier, die Dinger von deiner Frau sind net übel.' Weißt du noch?" Olly nickte, ganz in ihre Arbeit vertieft. „Grad' von dem ist's das reine Wunder, du kannst dir's hoch anrechnen. Es ist der Köppert!"

„Ach nein!" rief Olly, wie von einem märchenhaften Glück ganz überwältigt, und legte ihre Palette aus der Hand.

„Na, er hat es halt, wie er so ist, auf seine Weise in den Bart gebrummt. Das wär' mir übrigens nicht der Rechte."

„Wie kannst du das sagen, Mimm!"

„Kennst du ihn?" fragte er.

„Persönlich nicht; aber seine Arbeiten. Solang ich weiß, waren die immer das, was ich liebe. Eigentlich der einzige in Deutschland, der ganz das ist, was ich fürs Beste halte." Olly war tief erregt, ihre Wangen glühten. „Mimm, ist es auch wahrhaftig wahr?" fragte sie noch einmal und sah gespannt auf ihn. „War's Spaß?"

„Nein, Herrgott noch einmal! Was ist denn da so Extras dran? Er hat's einfach gesagt."

„Siehst du, er ist der einzige, der das Leben so ganz nimmt, wie es ist — so nur die Wahrheit, ohne alles Dazutun, und so tief. Wie habe ich den Menschen immer beneidet!" Sie fiel ihrem Mann mit einer heftigen Bewegung um den Hals. „Also er hat's wirklich gesagt?" Sie mußte husten und richtete sich auf. „Neulich war ich in der Pinakothek bei den alten Sachen. Wie hab' ich sie — viele davon — immer angebetet, was hab' ich da für Stunden verlebt und wie tu' ich's noch! Aber weißt du, bei den wundervollen, braunen Schwarten war mir's auf einmal, als ich an Köpperts einfache Menschen mit dem alltäglichen tiefen Menschenausdruck, an seine matte

Sonne, an seine graue Luft dachte, als wenn ich in einem engen, vornehmen Zimmer atmen müßte, darin eingesperrt wär' — und Köppert, der hatte die reine frische Luft und die Freiheit."

„Olly," sagte Gastelmeier, „mußt du denn immer gleich oben hinaus? Du armes Hascherl machst dich krank."

„I wo! Daß du ihn nicht so verstehst, wie ich ihn verstehe, Mimm, wie schade!"

„Weißt du, liebes Kind, ich bin etwas ruhiger und vernünftiger in dieser Beziehung als du. Er selbst wird sich einfach mit der Zeit ändern. Was er jetzt ist, bleibt er nicht."

„Doch — doch, Mimm, so wahr ich lebe — du mußt ihn um Gottes willen nicht unter die gemachten Leute zählen, die modern sein wollen und gar nicht wissen, um was es sich handelt, die die Mode mitmachen und die Mode wechseln. Daß ich dir das sagen muß! Er ist goldecht."

„Von dem Götzendienst wußt' ich ja gar nichts."

„Mimm, ärgere mich nicht."

„Ärgern?" lachte er. „Aber du hast mich nicht ausreden lassen. Er kommt heute nachmittag und will uns besuchen und sich deine Sachen ansehen."

Olly erschrak offenbar, sie griff nach der Palette und war ganz verwirrt. Sie schwieg, wollte wieder zu arbeiten anfangen — die Hand zitterte ihr. Gastelmeier sah auf sie hin. Sie legte die Palette wieder nieder. „Jetzt geht's nicht", sagte sie.

„Es ist auch hohe Zeit zum Essen", meinte Gastelmeier seelenruhig.

„Das ist doch net möglich", sagte sie.

„Wo ist denn deine Uhr, Olly? Die sollte doch immer neben dir liegen, damit du zeitig vor dem Essen aufhörst."

„Wo ist sie denn?" fragte Olly geistesabwesend. „Gar net aufgezogen, ich weiß. Sie ist hinters Bett gefallen — vor ein paar Tagen."

„Da hast du sie liegen lassen?"

„Weil ich keinen Stock hatte, sie liegt ganz zu hinterst."

„Das ist ja recht nett."

„Mimm, brumme nicht," bat sie.

Gastelmeier ahnte und wußte, daß es mit dem Essen noch einige Zeit dauern werde. Er warf sich auf seine Chaiselongue und nahm ein Buch zur Hand. Olly schickte das Modell fort, rief nach heißem Wasser und Seife zum Pinselwaschen, und als die Köchin damit hereinkam, sagte sie: „Bitte, eilen Sie sich doch heute etwas mit dem Essen; was gibt's denn eigentlich? Bitte, recht rasch."

„Eine nette Hausfrau," dachte Gastelmeier, der zugehört hatte. Er fühlte sich nicht besonders guter Laune, war hungrig, hatte Appetit auf etwas Extras und wußte im voraus, daß dieser Appetit unbefriedigt bleiben würde.

Als endlich das Essen aufgetragen wurde und die Köchin die Liebenswürdigkeit hatte, dieses Geschäft in der schmutzigen Küchenschürze zu besorgen, hob Gastelmeier den Deckel von einer Schüssel: „Wissen möcht i, was 's heut für ein Schlangenfraß ist!" sagte er gereizt. Olly achtete nicht darauf. „Na, was für ein Schlangenfraß ist's denn?" fragte er noch einmal.

„Weiß net, Mimm." Sie war immer noch in einer wunderlichen Erregung und rührte vom Essen kaum etwas an. „Mimm, wann kommt er denn?"

„Herrgott noch einmal! — Da ist ja eine nette Bombe ins Haus gefallen! Olly, nimm dich zusammen. Diese ewigen Aufregereien, wohin sollen die führen? Du ißt nix. Und mit so einem Husten. Heiser bist du! Ins Bett gehörst du! Weißt du, ich bestell' ihn ab — der kann auch ein andermal kommen."

„Nein — nein", sagte sie erregt. „Wenn nun einmal ein Glück kommt! Mimm, wie kannst du? Das tust du nicht!" Sie stand auf und sah ihn angstvoll an.

„Das ist ja zum Teufel holen, Kleine, so ein Lärm um nix. Mag er kommen. — Aber sag einmal, ist denn der Karpf noch immer draußen im Wasserschaff? Wie lang soll er denn eigentlich dableiben? Ich dächte, der täte besser daran, statt dieses scheußlichen Hammelfleisches zu uns hübsch blau gesotten hereinzukommen." Gastelmeier lief das Wasser im Munde zusammen, während er sich seinen Karpfen, wie er ihn liebte, vorstellte. „Zum Beispiel: von mir gar net zu reden, dir täte so ein Stück Karpfen jetzt wirklich gut."

„Nein, nein, Mimm," protestierte sie, „damit wird's nichts; ich weiß schon, du willst ihm ans Leben — das leid' ich aber nicht. Er ist schon ganz zahm."

„So. — Meinst du, daß er dann weniger gut schmeckt?"

„Ja, — ich könnte keinen Bissen von ihm essen."

„Mir aber macht seine Zahmheit nichts aus — liebe Olly, ich dächte, unser Menu wär' nicht so reichhaltig, daß wir es mit anzusehen brauchten, wie das beste Stück vom ganzen Jahr sinn- und zwecklos sich in der Küche amüsiert."

„Du Raubtier", sagte Olly.

„Ach was, Raubtier bei der Esserei! Du kannst darauf schwören, wenn's niemand tut, koch ich mir den frechen Burschen selbst."

„Mimm — nein!" sagte Olly, legte ihren Kopf an seinen Hals und streichelte ihm die Glatze, den wunden Punkt seiner Persönlichkeit. Das liebte sie zu tun, er aber liebte es durchaus nicht. „Laß ihn mir. Du, laß den Karpfen in Ruh!"

„Ja, wenn du dafür sorgst, daß ich was Anständiges zu essen bekomme; nach noch so einem Schlangenfraß, wie wir heut' einen hatten, geht's ihm sicher ans Leben."

„Beim ersten? — Beim dritten, Mimm! Drei müssen es immer sein, bei allen Dingen."

„Meinetwegen, aber dann auch auf die Minute, also morgen, übermorgen und noch einmal — dann."

Die Köchin kam herein. „Sie müssen jetzt sehr gut kochen", sagte Olly. „Wenn dreimal so schlechtes Essen ist wie heute, dann will der Herr sich den Karpfen selbst kochen. Also bitte, passen Sie auf. Sehr gut muß alles sein. Hören Sie?"

„Jawohl", sagte die Köchin und lachte. Sie amüsierte sich köstlich hier im Haus. Auch diese Köchin tat wieder vollkommen, was ihr beliebte.

Nach Tische legte Gastelmeier sich zu einem Nachmittagsschläfchen hin. Olly warnte ihn und sagte: „Tu's nicht, Mimm, du wirst zu fett."

„Was geht's dich an?" erwiderte er, „da werd' ich wenigstens vom Schlafen fett — vom Essen schwerlich."

„Ja, willst du denn durchaus fett werden?"

„Ja", brüllte Gastelmeier im tiefsten Brustton. „Ich will mein Behagen!"

„Die Speckseiten mit sich herumtragen, als wenn das Behagen wäre!"

„Freilich ist's das!"

„Aber ich will keinen fetten Mann!"

Sie nahm ihn an einem Fuß und wollte ihn vom Sofa herunterziehen.

„Verdammte Kröte!" schrie er. „Halt Ruh!"

Sie wirtschaftete mit ihm herum, versuchte auf alle Art ihn vom Sofa zu werfen, hustete dabei und ihre Stimme hatte einen eigentümlich heiseren Klang. Ihre Wangen glühten.

„Du bist ja krank, Olly, halt Ruh!" sagte er. Sie war aber wie ein Kind, zudringlich und ausgelassen und riß und zerrte an ihm herum. „Du Faß!" sagte sie.

„Pfui, Olly!"

„Meinst du etwa nicht?"

Es war ihm schändlich unbequem, diese Unvernunft nach Tische; aber dieses reizende, mädchenhafte Frauchen sein eigen! Sie kam auf die tollsten Ideen und schwatzte und spek-

takelte mit ihm. „Pfui, deine Stimme," sagte er, „heiser wie ein Rabe!"

„Wirklich?" meinte sie ganz betreten. „Mimm, ist's so schlimm? Kann ich mich sehen lassen?"

„Aha! Soll ich ihn abbestellen?"

„Nein, nein, Mimm! Das Glück muß man halten. Aber dumm ist's, Mimm, daß ich so eine Stimme heute haben muß — so dumm. In allen Dingen Unglück! Immer dasselbe. Das war von jeher so; immer, wenn ich mich freute, kam etwas dazwischen, immer ein Schnupfen, eine Heiserkeit oder so was. — Gibt's denn nichts dafür?"

„Ja, halt Ruh! das ist das beste!"

„Nein, nein, dann rostet die Stimme ein — und ich kann auch gar nicht!"

„Herrgott, so ein Frauenzimmer!"

„Wart, Mimm, ich weiß was!" Fort war sie und kam mit einer Palette und Pinseln wieder. Sie stellte sich hinter ihn. „So, sie scheint wieder arbeiten zu wollen und hat sich ausgetobt", dachte Gastelmeier und reckte sich behaglich zurecht. Da fühlte er auf seiner Glatze ein eigentümliches, ganz angenehmes Streichen und Kitzeln. Was aber wäre ihm auf seiner Platte angenehm gewesen, außer ein neuer Haarwuchs? „Olly, was treibst du?" fragte er.

„Ich mal dir Haare", sagte sie, „wunderbare Haare!"

Jetzt riß ihm die Geduld. „Dir ist nichts heilig", brummte er, stand auf und ging aus dem Zimmer; Olly aber lief ihm nach. Er wollte sich grollend auf sein Bett legen. Sie ließ ihm aber keine Ruhe. „Lieber, lieber Mimm, sei wieder gut." Sie schmeichelte so lange und bat und versprach, bis er ihr endlich verzieh.

„Aber Mimm, es sind noch von den Haaren welche oben!"

„Olly!" fuhr er sie böse an.

„Mimm, er ist doch eigentlich der einzige Mensch in München, der ein Gesicht hat."

„Wer?"

„Köppert!"

„So, und was hab' ich denn da gefälligst," fragte Gastelmeier, „wenn nur er ein Gesicht hat?"

„Eine Kartoffel, Mimm."

„Räum' etwas auf", sagte er, „und geh nun." Jetzt war er wirklich böse. Diesmal aber bemerkte sie es nicht. Sie dachte daran, sich umzukleiden. Das erschien ihr aber dumm und weibisch und sie wollte wahr sein, nicht für ihn vorbereitet. Sie war dessen auch sicher, daß sie nichts trug, was sie nicht kleidete. Etwas, was nicht zu ihr gehörte, konnte sie nicht einen Tag an sich dulden. Alles mußte leicht sein, anschmiegend, so eine Art Haut.

Und Köppert kam um vier Uhr, pünktlich wie er gesagt hatte. Als er eingetreten war und beide begrüßt hatte, sagte er: „Gastelmeier, was meinst du, darf ich meinen Hund mit hereinnehmen, den Astralhund?"

„Freilich!"

Er ging hinaus mit großen, leichten Schritten und kam mit seinem Hund, einer gelben, struppigen istrischen Bracke, wieder herein. Der Hund schaute auf ihn hin mit so einem großen Blick, in dem eine tiefe Freundschaft lag. Sie schienen im besten Einvernehmen miteinander zu sein.

„Astralhund?" fragte Olly lächelnd und strich dem Hund über den Rücken.

„Schauen Sie uns an", sagte Köppert.

Es war etwas Ähnliches zwischen den beiden. Beide hager, energisch, aufmerksam; auch er hatte den Blick, den die Bracken haben.

„Verstehen Sie's?"

„Ja, ich weiß nicht", sagte Olly. „Ein Astralkörper; soll das nicht so unser zweiter Körper sein, der überall mit uns geht?"

„Stimmt", sagte Köppert. — „Kusch, drück' dich."

Sie kamen bald miteinander tief ins Gespräch. Köppert ließ sich Ollys Arbeiten zeigen und lobte vieles. Von einem Kopfe sagte er: „Reife, gute Arbeit — und wie alt können Sie denn sein? Zwanzig, zweiundzwanzig?"

„Ja."

„Und ich alter Mensch bin sechsunddreißig und hätte den Kopf net besser machen können. Bei wem haben Sie gelernt?"

Olly sagte es. Sie war so glückselig. Jetzt kam es ja, das Glück. Von wem auf der Welt wäre sie lieber gelobt worden als gerade von Köppert. Und so wahr und ehrlich, wie er es tat! Sie durfte ihm glauben. Sie selbst sprach wenig, das Wenige aber ganz verklärt.

„Sie sind etwas heiser", sagte Köppert.

„Leider." Sie wurde dunkelrot, es bedrückte und beschämte sie, diese Stimme. Mit einmal war's ihr wie ein Unglück, daß sie so gehemmt sprach. Sie fühlte sich gequält, krank mitten in ihrem Jubel.

Köppert merkte ihre Verstimmung. „Roheit," sagte er, „ich habe Sie jetzt daran erinnert. Na, so etwas vergeht. Sie sind ein ganz glückliches Geschöpf, sehe ich, ein gutes Talent, einen guten Mann — und ganz jung." Für sich dachte er: und so ein rührendes Hühnchen, so ein hübscher, netter Kerl.

Sie waren im besten Gespräch, da klingelte es. Ollys Mutter, Erwin und Emil kamen. Über Ollys Gesicht ging es wie ein Schatten. Die Stunde war gestört.

Die Neuangekommenen kannten Köppert dem Namen nach sehr wohl. Seine Werke waren schon oft bei ihnen Gegenstand schöngeistiger Unterhaltung gewesen. Sie hatten ihn schon nach allen Richtungen hin kritisiert, waren seinetwegen öfters hart aneinander gekommen, denn ihre Haupt-

leidenschaft war nun eben, literarisch und künstlerisch zu kannegießern. Frau Kovalski war hochbefriedigt, bei ihrem Schwiegersohne einen so interessanten Mann zu treffen. Und sie stellte sich mit ihm sogleich auf einen gewissermaßen kollegialischen Fuß, sprach mit ihm in Kunstausdrücken — die neuen Worte schwirrten auf Köppert zu, wie Fliegen, deren er sich vorderhand nicht erwehren konnte. Sie wollte ihm imponieren und außerdem betrachtete sie ihn als einen der Ihrigen. Sie hatte sogar das dunkle Gefühl, als hätte sie ihn gewissermaßen mit „freieren" helfen. Alles, was Kunst war, und was sich gar moderne Kunst nannte, war ihr Departement. Von alledem wußte er aber nichts und dachte nur: „Was ist denn das für ein Huhn?"

Sie fingen jetzt im Chor an, über die Verfolgung, die die moderne Kunst zu erdulden habe, zu lamentieren, alle drei — Emil auch mit. „Verflucht! Verflucht! Verflucht! — Die Menschen sind Mistjauche! — um nichts besser als Mistjauche!"

„Erlauben Sie!" sagte Köppert und wendete sich nach beharrlichem Stillschweigen an die Mutter des vorlauten Jünglings, „erstens kenne ich eine moderne Kunst gar nicht. Ich weiß nicht, was Sie darunter verstehen. Zweitens: ein Mensch, wie ich, versteht von Kunst überhaupt nichts; Sie können mich totschlagen, ich wüßte nichts darüber zu sagen. Ich bin erstaunt, was Sie alles wissen, gnädige Frau. Und drittens! Was ist das für ein ungebackenes Brötchen, was da hinten sitzt und mitspricht?"

„Wie denn?" fragte sie.

„Das halbgebackene Brot da, an einer Seite angebrannt und an der andern noch Teig."

Die vergeistigte Dame, Erwin und Emil schauten ganz verblüfft drein, es ergab sich aber, daß Köppert Emil meinte.

„Wie alt sind Sie, mein Sohn?" fragte er.

„Er ist siebzehn, mein Herr," erwiderte die Dame, „für sein Alter merkwürdig entwickelt."

„O weh!" sagte Köppert. „Das ist ein Zeichen der Zeit. Wer sagt das doch: die Kinder sind erst jetzt erfunden worden? Früher wußte man gar nichts von ihnen, man hörte sie unter Erwachsenen nicht. Wie lange zählt Ihr Herr Sohn schon unter die Menschen und tut so ausgezeichnete Aussprüche? Und ist Weltverächter? Verzeihen Sie, gnädige Frau, die Freiheit, die ich mir nehme. Bei solcher Gelegenheit setze ich nämlich wie der Uhu mein Federohr auf. Warten Sie, mein Söhnchen," fuhr er fort, „wie wär's, wenn Sie ein bissel unter meine Fuchtel kämen? Was wollen wir denn werden?"

„Maler", antwortete Emil kleinlaut.

„So. Proste Mahlzeit, und werden vorerst Kunstjünger und Kunstkritiker? O, du heiliges unausgebackenes Brot! Weiß Gott, ich würde die Knute einführen!"

„Köppert, Köppert!" sagte Gaßelmeier wie ermahnend.

Da lachte Köppert kurz auf. „Nun werde ich mich heute abend wieder ohrfeigen können; so eine Art Teufel sollte immer die Hände gebunden haben. — Ein Uhu mit dem Federohr!" — Dabei flocht er seine mageren, energischen Finger ineinander.

„Nein, Sie sollen reden", sagte Ollys leises, heiseres Stimmchen.

„So," lachte Köppert wieder; „aber ganz manierlich und liebenswürdig. Haben Sie sich nicht über mich geärgert?"

„Nein", erwiderte Olly.

„Bravo."

„Sie sind also gegen die Erziehung, die die Kinder wie Menschen behandelt? Mensch zum Menschen?" fragte die vergeistigte Dame höflich und gewählt, wie man einen groben, berühmten Mann immer fragen muß.

„Was Menschen?“ fuhr Köppert wieder auf. „Sind's denn Menschen? Gefälligst? Einen Menschen, der noch keiner ist, als Menschen behandeln, ist das Mittel, daß er nie einer wird. Punktum — totschießen!“

„Ja freilich“, sagte die vergeistigte Dame. Es wurde ihr schwer, der sprunghaften, zerstückten Unterhaltung des vielbesprochenen Köppert zu folgen. Er sprach undeutlich und murmelte alles in den dichten Schnurrbart hinein; so ging ihr zum Glück das meiste verloren, sie kam aber auch nicht zur Erkenntnis, daß Köppert sehr wenig Neigung hatte, sich mit ihr schöngeistig zu unterhalten. Sie ließ ihn nicht los.

Endlich wendete er sich von ihr ab und Olly zu, und die beiden sprachen miteinander leise und für die andern undeutlich. Er sprach mit ihr von ihrer Kunst, und ihre Augen strahlten in einem fieberhaften, seligen Feuer. Er bog sich zu ihr hin, um ihr das Sprechen zu erleichtern.

Es war die Stunde, in der zum erstenmal ein Mensch mit ihr sprach, von dem sie fühlte, daß er sie verstand. Weshalb eigentlich? Sie wußte es selbst nicht zu sagen. Seine Worte waren für sie lebendig und in ihren Worten, diesen armen, heisern Worten, lag auch ein Leben, das er in ihr erweckt hatte. Sie sprach zum ersten Male nicht ins Leere hinein. So war es: sie fühlte, daß sie bisher das, was ihr am heiligsten war, immer ins Leere gesprochen hatte, wie in eine große Einsamkeit hinein. Und jetzt auf einmal ein Widerhall — zum ersten Male. Früher hatte sie gedacht: die Menschen sind eben einsam, jeder ist im Grunde einsam — und nun doch nicht, nicht alle, nicht immer. Und war sie denn immer wirklich einsam gewesen? Bewahre. Nur bis zu einem Punkt ihrer Seele war nie ein Menschenwort gedrungen. Und dann war es auch der Erfolg, daß er sie gelobt hatte, — die Anerkennung. Hätte er sie getadelt, wäre sie wie vernichtet gewesen, so erschien es ihr; aber jetzt, welches Leben, welche Lebenshoffnung!

Wie eine weite Sonnenbahn lag mit einem Male alles vor ihr. Das war eine Stunde!

Sie sah zwar so alltäglich aus, wie irgendeine andre. Emil saß da und brummte; er war wütend auf Köppert. Erwin und die Mutter führten ein literarisches Gespräch trotzig allein. Es war ihnen unmöglich, wenn sie in Gesellschaft saßen, sich nicht schöngeistig zu betätigen. Sie taten dann gewissermaßen, als wären sie nicht Mutter und Sohn, sie taten fremd miteinander.

Gastelmeier setzte seinen Gästen Wein vor, nahm sein Zigarrenetui aus der Brusttasche und reichte es Köppert. „Bitte, Köppert, bediene dich, kuhwarme Zigarren."

„So ein Mensch!" sagte Köppert zu Gastelmeier, „wo nimmst du eigentlich den Mut zu dergleichen her? Und außerdem?" Er blinzelte auf Olly hin. „Natürlich, ein Ehemann — eine Rothaut."

Das Mädchen kam in das dämmerige Zimmer hereingeschlichen und meldete den Doktor an.

„Kommt der denn immer noch zu euch?" fragte Frau Kovalski.

„Er hat mich heute auf der Straße nach Olly gefragt, da habe ich ihm von ihrer Heiserkeit gesagt und so weiter, daß sie bei ihrem Fieber arbeitet", sagte Gastelmeier.

Der alte Doktor trat ein. „Nun, Frauchen", begrüßte er Olly. Gastelmeier rückte ihm einen Stuhl zurecht.

Olly war tief erregt. Das Glück, das Köppert ihr gebracht hatte, ließ ihr das Blut durch die Adern stürmen; ihr war, als wenn von den Füßen her Flammen durch ihren ganzen Körper schlügen, freudige, erregte Flammen. Da war nun das Glück, und es schien ihr, als wäre es nicht leicht zu ertragen. Es beengte ihr die Brust, trieb ihr das Blut zu Kopf. Sie war so beunruhigt und wendete sich wieder zu Köppert und sagte: „War es Ihnen auch so, als der erste

Mensch, wissen Sie, einer, dem Sie ganz vertrauen, Ihnen sagte, daß — — Sie haben mir doch gesagt, daß meine Arbeiten gut sind?" unterbrach sie sich und schaute mit großen Augen auf ihn.

„Ja, gut — mehr als das", antwortete Köppert und blickte teilnahmvoll auf sie hin.

„War es Ihnen da auch so — beinah qualvoll glückselig zumute?"

„I wo," sagte Köppert, „lassen Sie die Esel reden, was sie wollen, einen wie den andern! Was geht Sie das eigentlich an? Aber lassen Sie's gut sein, ich versteh' schon, wir sind nun einmal solche Narren, daß wir uns von andern das Lebenslicht anbrennen und ausblasen lassen. Wenn uns die verdammte Kunst hat, gehören wir den andern, nicht mehr uns selbst, — die können machen mit uns, was sie wollen; das ist so eine Einrichtung. — Aber das darf nicht sein! So ein Hunde- und Sklavenleben! Ich habe die Frechheit, an mich selbst zu glauben, ich bin mir selbst die Hauptsache. Da sagt doch, was Ihr wollt — Ihr —! Denken Sie so. Einfach: die andern gehen Sie nichts an. So allein ist die Kunst gesund, und wie kann man sonst ein anständiger Kerl bleiben? Auf sich selbst hören, auf niemand anders, das ist die einzige Rettung."

„Ja," erwiderte Olly treuherzig; „aber zwischen dieses ruhige Überlegen kommen Stürme und werfen alles durcheinander."

„Stürme im Waschbecken", brummte Köppert. „Wir nehmen uns viel zu wichtig. Übersetzen wir uns in Raupen und Insekten. — Was sind wir denn anders? Stellen Sie sich so ein Insekt vor — und den Summs darin — komisch! Und was meinen Sie — der da oben," Köppert zwinkerte zur Decke hinauf, „kennt sich zwischen einer Handvoll Räupchen und einer Handvoll Leut' längst net mehr recht aus."

Olly sah ihn ernst an. „Ja, wahrscheinlich ist es gut, so zu denken,“ sagte sie; „aber man müßte es erst lernen.“

Sie hatten beide leise miteinander gesprochen. Köppert immer noch zu ihr hingeneigt, damit sie sich beim Sprechen nicht anstrengen sollte.

„Nun, Frauchen,“ sagte der Doktor, „wir haben auch ein Wort miteinander zu reden.“ Er bot ihr wie im Scherz seinen Arm, und sie gingen miteinander in das Nebenzimmer.

Köppert und der Arzt verabschiedeten sich miteinander. Der Arzt sagte vorher zu Olly: „Frauchen, morgen, wenn Sie hübsch ruhig sind, muß ich schon noch einmal kommen — was? Wir müssen das Hälschen uns ordentlich ansehen.“ Dann gingen sie.

„So eine Art Seelchen hat der Gastelmeier erwischt,“ sagte Köppert zum Arzt, als sie in die Winterkälte hinaustraten, „ich habe seine Frau zum erstenmal heut gesehen.“

„Frau?“ erwiderte der alte Doktor, der mit Köppert gut bekannt war, „‚Frau‘ ist das nicht — das hat nichts von ‚Frau‘.“

„Ein armes Seelchen“, meinte Köppert. „Wie kommt der Gastelmeier eigentlich zu ihr und sie zu ihm?“

„Sie ist Todeskandidatin“, sagte der Arzt trocken.

„Wie, das Seelchen?“ fragte Köppert.

„Im Vertrauen, ja. Es ist mir herausgerutscht — die oben wissen von gar nichts noch — also unter uns. Mir ist's schon längst klar; eine abschließende Untersuchung ist zwar noch nicht vorgenommen, aber es wird nicht viel anders aussehen, als ich jetzt annehmen muß.“

„So ein ahnungsloses Geschöpf“, sagte Köppert.

„Soll's auch bleiben, so lange als möglich. Die wird ihrem Mann noch genug zu raten aufgeben — Herrgott noch einmal! Ich habe das Gesicht gesehen, als es vor ein paar

Wochen hieß, sie brauchte vorderhand nicht mehr zu befürchten, Mutter zu werden, — das heißt, ich sagte damals nicht ‚befürchten', sondern teilte es ihr schonend mit, wie man das so nennt. Dies Gesicht! Die vollkommene Erlösung! Nur einen Augenblick war der Ausdruck ganz klar. Ich habe ihn nie ähnlich bei einer Frau gesehen. Sie hat nichts als ihre verdammte Kunst im Kopf. Es hat ihr davor gegraut, daß sie ihre Kraft nicht mehr für sich ganz allein haben sollt' und nun — das wird eine nette Geschichte werden. Mir tut der Mann leid. — Also, ganz unter uns."

Sie trennten sich, und jeder ging seines Weges.

Oben bei Gastelmeiers wurde indes von Köppert gesprochen.

„Originell, sehr originell," sagte Frau Kovalski, „aber etwas abspringend, und spricht so undeutlich."

„Ein frecher Mensch", sagte Emil. Sie sagten alle etwas. Olly schwieg. Für sie war er ein gottgesandter Mensch. „Ihren Messias" hatte Mimm ihn vorher spottend genannt. Ja, ihr Messias. Mimm hatte ganz recht gehabt. Sie hatte jetzt jemand, für den sie arbeitete. Der Ruhm, der gestaltlose Ruhm, hatte fürs erste Köpperts Gesicht bekommen.

Ehe ihre Mutter und die Brüder sich heute verabschiedeten, nahm Olly Emil beiseite und sagte: „Morgen wollen wir beide miteinander den Karpfen in die Isar tragen. Komm so früh du kannst. Wenn wir's nicht tun, holt Mimm ihn doch."

„Du sollst ja aber nicht ausgehen", sagte Emil.

„I wo! Weißt du, wir fahren. Du besorgst die Droschke, und wir stecken den Karpfen wieder in sein Netz. Du mußt kommen, wenn Mimm zu seinen Schülern geht, von neun bis zehn."

„Na, mir ist's recht. Ich könnte ihn ja auch allein fortbringen."

„Nein, ich will mit, ich will's sehen."

Und wie die beiden es verabredet hatten, so geschah es. Es war ein sonnenklarer, windiger Januartag, kristallhell, da fuhren sie mit ihrem Fisch der Isar zu. Niemand wußte davon. Olly hatte auch die Köchin aus dem Hause geschickt, damit sie den Karpfen in aller Ruhe aus dem Schaff in sein Netz stecken konnten. Jetzt hielt sie ihn unter ihrem Wintermantel verborgen. Wie fest und gesund er war und wie er schnickte! Im Wagen gab sie ihn Emil wieder zu halten. Sie fuhren bis über die Maximiliansbrücke, stiegen dann aus und bogen in die Isaranlagen ein.

Es war bitterkalt und der Wind schneidig. Olly schüttelte sich vor Frost — die Zähne klapperten ihr. „Wie du frierst", sagte Emil. „Es war am Ende doch dumm, daß wir gegangen sind. Ich lauf' voraus und steck' ihn rasch ins Wasser."

„Nein, laß mich's sehen."

So gingen sie miteinander weiter. Olly war plötzlich müde. Sie kamen nur langsam vorwärts. „Ich weiß nicht, was mir ist", meinte sie. „Es ist wieder die bleierne Müdigkeit. So mit einem Mal."

„Na, das kam ja immer schon früher," sagte Emil, „das hat wohl nichts zu sagen. Komm nur."

Jetzt standen sie miteinander unten an der Isar. Die floß so klar und durchsichtig und eisigkalt vor ihren Füßen hin, und der Wind strich darüber und drang ihnen durch die Kleider. Der Fisch schnickte ganz gewaltig, es war, als wenn er die Freiheit witterte.

„Ob's ihm nun gerade hier in der Isar behagt?" sagte Emil. „Ich glaube, da unten fließt das Wasser ruhiger, da kann er sich besser aufhalten, das ist so wie eine Art Teich. Weißt du, ein Karpf liebt das Ruhige und Sumpfige."

Sie gingen miteinander dem Wind entgegen. Olly war ganz kraftlos und hielt sich an Emils Rockärmel. Emil wirtschaftete im Netz mit beiden Händen an dem Karpfen herum. „Jetzt haben wir ihn", sagte er. Der Karpfen glänzte in der

Sonne und unter dem blauen Himmel wie ein großes Stück Gold.

„Jetzt! Paß auf!" Emil bog sich weit vor, und Olly sah, wie der Fisch wie ein Pfeil, goldglänzend, in das Wasser schoß. Ein kleiner Wirbel — ein Huschen — ein glänzender Streif — und er war verschwunden.

„Da fährt er hin", sagte Emil.

„Der ist nun frei", meinte Olly, „und gesund."

„Jawohl," bestätigte Emil, „dem fehlt nix."

Jetzt mußte der Weg wieder erstiegen werden. „Verflucht! Verflucht! Verflucht! Du bist aber nett müde."

Sie kamen gar nicht vorwärts. „Wir müssen uns ein bißchen setzen", sagte sie. „Ich weiß nicht, was ist denn das nur?"

So brauchten sie längere Zeit. Olly konnte kaum sprechen vor Heiserkeit. Und Emil lief jetzt nach einer Droschke voraus. „Was ist denn mit ihr?" dachte er unterwegs.

Als sie miteinander in der Droschke saßen, wurde Olly von einem inneren Frost geschüttelt, und Emil schaute ihr ganz verblüfft zu. „Das ist eine dumme Geschichte", dachte er.

Daheim legte sie sich auf ihr Sofa, Wangen und Kopf glühten. Emil blieb bei ihr, trotzdem sie immer von neuem sagte: „So geh doch, dummer Junge. Du mußt an deine Arbeit — Faulpelz! Nun wärst du wieder einmal froh, für drei Pfennig Ursach' zu haben zum Bummeln."

„Nein, nein, wir hätten nicht gehen sollen, Olly", meinte Emil ganz bedrückt. „Ich wollte, Mimm hätte den Karpfen im Magen. Das wär' besser gewesen. Du kannst das Sentimentale doch nicht leiden. Die Karpfengeschichte ist aber schändlich sentimental."

„Nein", sagte Olly. „Gar nicht."

An diesem selben Tage kam der Doktor, wie er gesagt hatte, und nahm die erste eingehende Untersuchung vor. Gastelmeier stand betroffen dabei. Als er Olly unter den

Händen des Arztes sah, so hilflos unter einer fremden Macht — da legte sich es ihm wie eine dunkle Wolke über die Seele. Was war denn das? Es drängte sich etwas bei ihnen ein, etwas Dunkles, Unerwartetes, etwas, auf das nicht gerechnet war.

Der Arzt sagte, daß alles, was jetzt nicht so ganz in Ordnung sei, sich geben werde. Er sprach von Ruhe und Pflege, schimpfte über den Unsinn, daß Olly bei dem Winde heute ausgefahren war. Sie sollte jetzt daheim bleiben wochenlang, jedenfalls ohne ärztliche Erlaubnis nicht ausgehen.

„Na, was ist's denn?" fragte Gastelmeier hart, um seine Sorge zu verbergen.

„Was wird's denn sein?" sagte der Arzt. „Wir haben da ein sehr zartes Frauchen, das eine Weile noch gepflegt werden muß. Wenn sie vernünftig ist, macht sich alles gut." Er hieß Olly sich ruhig auf das Sofa legen. Emil breitete ihr eine Decke über die Kniee. „So, mein Kind, so werden Sie jetzt ganz ruhig und friedlich bleiben. Sie haben Fieber, und ich sollte Sie eigentlich zu Bett schicken; aber ich weiß, wir haben es mit einem unruhigen Geist zu tun."

Olly äußerte sich in keiner Weise. Sie lag still und matt da und schien sich nach der Anstrengung des Tages doch recht unwohl zu fühlen. In der Dämmerstunde aber kam Köppert unerwartet. Als das Mädchen ihn meldete, flog es wie ein Sonnenstrahl über Ollys Gesicht, und auch Gastelmeier kam er wie gerufen.

Olly wollte sich erheben, aber Köppert ging auf sie zu und drückte sie zart und freundlich wie ein krankes Kind in die Kissen zurück, so einfach und natürlich und ohne ein Wort dabei zu sagen. Er legte ihr auch die Decke wieder über die Kniee — geschickt und sorgsam. Es war keine Spur von Fremdheit bei ihm zu spüren: dann setzte er sich neben Ollys Lager und erzählte dies und jenes, und kam auch wieder auf ihre Bilder zu sprechen und machte ihr allerlei Vorschläge. Er

sprach zu ihr wie zu seinesgleichen, ohne alles Gönnertum, wie der Künstler zum Künstler.

„Sonderbar," sagte Olly, „weshalb sind Sie so gut zu mir? Halten Sie mich wirklich für etwas — etwas — ich weiß nicht — darf ich's nennen?"

„Ja", sagte Köppert.

„Für ein Talent?" Wie klang die arme Stimme tonlos, zaghaft und heiser.

„Ja", sagte Köppert.

„Und deshalb sind Sie wieder gekommen, um es mir noch einmal zu sagen?"

„Na ja."

„Nun heißt es rasch gesund werden!" sagte sie, und die Augen leuchteten ihr in einem fieberhaften Glück.

„Ruhig — ruhig! Sie wissen doch noch. Erinnern Sie sich — ‚Insekt'. Erinnern Sie sich's?"

„Ja, ja", flüsterte Olly. „Man muß es erst lernen, so zu denken."

Köppert wohnte bei seiner alten Mutter und hatte ihr, auf die Frage, wohin er ginge, gesagt: „Zu einem armen Seelchen."

„Na, was das nun heißen soll? Da wird er wieder so etwas aufgetrieben haben," hatte die alte Frau gedacht, „irgendeinen Unsinn."

Achtes Kapitel

In einer Nacht erwachte Olly in tiefer Dunkelheit. Sie hatten ihr das Bett auf dem Schlafsofa im geheizten Zimmer gemacht. Es war eine ungewohnte Art zu liegen für sie und ein ungewohnter Raum. Sie erwachte vollkommen verwirrt und wußte sich nicht zurecht zu finden. Wo lag sie? In welchem Zimmer? Sie starrte vor sich hin, ratlos und angstvoll, wollte nach den Streichhölzern an ihrem Bett suchen, kam nicht damit zurecht. Das Blut stieg ihr zu Kopf, das Herz schlug ihr, Hände und Füße brannten. Im Hals empfand sie, was sie schon lange empfunden, — etwas Fremdes.

Es war da etwas, was nicht sein sollte, etwas Unerträgliches, ein Körper, ein Splitter, etwas, das heraus mußte, etwas, das ihr Angst machte. Es war ihr, als müßte sie in dieser Verwirrung ersticken. Sie ertastete die Wand, und mit einem Ruck war alles in Ordnung.

Jetzt sah sie auch die Fenster. Es schimmerte von draußen ein kaum merkliches, mattes Licht herein. Sie atmete auf; aber die Last, die sich während der Verwirrung ihr auf die Brust gewälzt hatte, blieb. Die dunkeln Gedanken kamen, die Gedanken, die vom Licht verscheucht werden, die aber in der Nacht sich wie Raubvögel auf die stürzen, die der Schlaf flieht. Mit ihren großen, dunkeln Flügeln kommen sie herangeflogen, mächtig, lautlos, und senken sich auf die arme Seele nieder, die sich wie ein Hase zusammenduckt, wenn der Uhu über ihm ist.

So kauern tausend und abertausend armer Seelen schlaflos in dunkler Nacht, und irgendein Entsetzen hat die Krallen in sie eingedrückt und schlägt mit den Riesenflügeln brausend und betäubend über ihnen. Und Scharen solcher urweltlicher Riesennachtvögel gibt es. Scharen, die seit Anbeginn nachts ihre Jagd auf die Menschen machen.

Sie zögern mit dem Todesstreich. Die Herzensangst, die sie unter sich zappeln fühlen, macht ihnen Spaß. Sie weiden sich an der Todesangst ihrer Opfer — und sie vergnügen sich daran, bis das Tageslicht sie verscheucht. Aber sie kommen wieder und immer wieder.

Über der kleinen, armen Hasenseele in der dunkeln Stube schwebte jetzt der grauenhafteste Unhold und quälte sein Opfer.

„Mimm!" rief Olly in Todesangst, mit einer ganz herzzerrissenen Stimme und so heiser und krank und zitternd. „Mimm!" noch einmal. Er hörte nicht. Er lag in der Nebenstube und schlief so fest.

„Mimm!" klang es wieder, und jetzt mit einer Bangigkeit, daß sie sich selbst vor ihrer Stimme fürchtete.

„Was denn, Olly?" rief er schlaftrunken.

„Bitte, Mimm, bring' Licht."

Es dauerte eine geraume Weile, bis er in seinem grauen, steifen Schlafrock und mit einem Licht eintrat. „Was ist denn los, Olly?"

Sie lag stumm da, ohne zu antworten. Der Mann im Schlafrock fühlte ein Paar große, ängstliche Augen auf sich gerichtet. Was fällt ihr denn nur ein? Es war das erstemal in seinem Leben, daß seine Nachtruhe durch die Qual eines andern gestört wurde. Das war unbequem. Aber er nahm sich zusammen und sprach sehr freundlich und schläfrig mit ihr.

„Na, was ist denn, mein Herzblatt?"

„Mimm," sagte sie, „Mimm." Weiter kam sie nicht. Aber er sah, wie ihr zwei große Tränen über die Wangen rollten. „Mimm, ich bring's zu nichts — es wird nichts mit allem."

„Herrgott, in deine Hände!" dachte Gastelmeier. „Jetzt fängt das Rangieren auch nachts an. Natürlich nachts, das ist ja das Eigentliche. — Himmlische Christine!"

Er stand stumm da, denn außer zu diesem eben berichteten Gedankengang war er zu nichts fähig. Sie tat ihm sehr leid, daß sie nicht schlafen konnte und sich, wie es schien, nicht wohl fühlte; aber was sollte er dabei tun?

„Mimm, ich bin sehr krank."

„Dummes Zeug", sagte er. „Bis heute ist dir das doch nicht eingefallen, nun mit einem Mal. Dieser verdammte Mensch, der Doktor, das haben wir von seiner Untersucherei."

„Ja, mit dem Hals. — Papa ist auch daran gestorben", sagte Olly eigentümlich kühl.

„Na, und da meinst du, weil du ein bisserl Halsschmerz hast, es geht auch gleich zu Ende. Du kleiner Narr." Er tätschelte ihr die Wange; aber es war ihm nicht behaglich zumute. „Ist es dir denn sehr schlecht?" fragte er.

„Nein, nur so angst."

„Unsinn."

„Mimm, ob du eine Ahnung hast, was mir meine Arbeit ist?" fragte sie.

„Das dächt' ich, müßt' ich wissen, du."

„Du weißt nichts. Ich möchte noch ein paar Jahre leben."

„Na, das wirst du ja doch auch", lachte er.

„Hast du gehört, was Köppert von mir sagt?"

„Das läßt dich nicht schlafen, du Eitelkeit?"

„Nein", sagte sie.

„Schäm' dich."

„Wenn ich einmal berühmt bin, werd' ich unendlich geduldig sein — aber bis dahin —"

„Werden wir rangieren", fügte Gastelmeier hinzu.

„Was meinst du damit?"

„Gar nichts."

„Ach, Mimm!"

„Geh, schlaf nun." Er wollte sich wieder aufmachen, in sein Zimmer zu gehen.

„Bleib noch“, bat Olly angstvoll.

„Was ist denn nur?“ fragte er. „Das kannst du mir ja, dächt' ich, alles morgen sagen.“

Wieder sah er Tränen über ihre Wangen rollen. Er war zu barsch gewesen. Aber das mußte sie sich abgewöhnen. Wahrhaftig, er kam sich wie eine Kindermuhme vor. Das war nichts für ihn. Nachts auch so eine Wirtschaft, und wenn er sich nicht etwas auf die Hinterbeine stellte, gewöhnt sie sich womöglich diese nächtlichen Unterhaltungen an. „Also schlaf jetzt“, sagte er kurz.

„Mimm, weißt du noch, als du mir damals in den Wagen halfst, war deine kleine, dicke Pfote so sanft und sorgsam. Lach' mich nicht aus; — aber damals hast du eigentlich mein Herz gewonnen.“

„So“, sagte Gastelmeier. Er wußte nicht recht, was er darauf erwidern sollte. Er war riesig schläfrig. „Weißt du, Olly, das ist wirklich nur möglich in der allerersten Verliebtheit.“

„Schade,“ sagte sie, „es war so hübsch. Sag wenigstens noch etwas Gutes.“

„Na, was denn?“

„Irgend etwas. Sag', daß alles gut wird.“

„Na, ja, es ist ja schon alles gut.“ Er klopfte ihr auf die Wange und wollte nun endlich gehen.

„Laß das Licht hier brennen“, bat sie ihn.

„Mach's aber aus, Olly, vergiß nicht.“

„Ich vergeß nicht. Morgen möcht' ich aber ein Nachtlicht haben.“

„Dann besorg's dir, mein Kind.“ Damit schlürfte er ab. Sie hörte das Bett krachen, als er sich schwer und halb schon wieder im Schlaf hineinwarf. Sie aber stand auf und holte aus einem Schiebkasten, den sie behutsam aufzog, ein Spiegelchen und schaute mit blinzelnden Augen und geöffnetem

Mund den armen Hals an, in dem das Fremde steckte. „Damit geht's nicht“, dachte sie. „Er hat ja auch ein Extraspiegelchen gehabt.“

Matt und müde legte sie sich wieder und schaute ins Licht — und wagte nicht, es zu löschen, weil sie sich vor der Dunkelheit fürchtete und vor neuer Angst und Qual.

Aber endlich wurden die Augen wieder schwer, das Unbehagen dumpfer. Sie löschte das Licht mit den Fingerspitzen, um sich nicht bewegen zu müssen, und schlief ein, so schnell, daß der uralte Vogel, der die schlaflosen Kranken nachts besucht und ängstigt, nicht Zeit hatte, sich auf sie niederzulassen.

Am andern Morgen kleidete sie sich hastig an und blieb den ganzen Vormittag stumm über ihrer Arbeit. Sie arbeitete mit heißen Wangen und feuchter Stirn. Ihre Hand war nicht sicher, sie zitterte, und es machte ihr Mühe, die Palette zu halten. Das war die ganze letzte Zeit schon so gewesen, heute aber war es bedeutungsvoller als sonst. Sie fühlte es mehr, sie war darauf aufmerksam gemacht worden. Dennoch arbeitete sie anhaltender als sonst. Es war aber kein frohes Arbeiten wie früher, sondern ein Kampf gegen einen Riesen, der unsichtbar, wie im grauen Nebel steckte, dessen Faust aber schwer auf ihr lag.

Sie hatte seit ihrer Krankheit schon öfters während des Malens eine sonderbare Schwäche gefühlt. Die Haut wurde feucht, wie übergossen. Jeder Lufthauch machte sie dann erschauern, durch das geschlossene Atelierfenster schien ihr ein eisiger Zug zu dringen. Und sie hatte sich nicht anders helfen können, als damit, daß sie sich umzog und hastig einfeuerte. Heute kam es wieder schlimmer als je. Die Arbeitswut und der Eifer aber, der sie gepackt hatte, war stärker als alles. Sie stemmte sich gegen die Schwäche, gegen die feuchte Kälte.

Sie fühlte bei jeder Bewegung, wie ihr das Leinen an der Haut klebte. Das Haar lag ihr auch feucht auf der Stirn; aber sie hielt nicht inne, biß die Zähne aufeinander und arbeitete weiter.

Und während sie arbeitete, hörte sie Köppert sprechen, so deutlich, als wäre er im Zimmer. Er sprach von ihrer Arbeit. Er lobte, er sagte alles noch einmal, was er ihr schon gesagt hatte. Das Bild hatte ihm gefallen. Die Haltung des Mädchens hielt er für vollkommen gut, die sprach aus, was sie aussprechen sollte: das Dumpfe, das Müdgearbeitete, das Ausruhen, das Menschliche, das Einfache. Er hatte es ganz verstanden.

Und wie sie das Menschliche, das Einfache, das Tiefwahre liebte! Mit welcher Leidenschaftlichkeit, mit welchem Jubel gab sie es wieder! Und mit welchem Jubel fühlte sie sich verstanden, — und von dem verstanden, der ihr der Meister war, der sie durch seine Werke diesen tiefinnerlichen Weg hatte finden lassen!

„So redet doch von Schönheit, redet doch und sucht sie über den Menschen und über den Wolken und stolpert darüber. Und überall ist sie — und so rührend und so geheimnisvoll, so ganz fürs Herz! — Ja, man sieht einen Menschen und denkt gar nichts dabei. Von dem, was schön ist, ist er weit entfernt. Und mit einem Mal, wenn man sich in ihn hineindenkt, ist er so schön, so unnachahmlich, so voller Ausdruck, so ganz Mensch, ganz Geschichte seines Daseins."

So hatte er gesprochen. Und sie dachte jedes seiner Worte wieder zu erhaschen. Sie tauchten vor ihr auf wie die frühen Sterne am dämmerigen Abendhimmel, ein Stern nach dem andern. — Einer — dann noch einer, dann wieder einer. Und mehr und mehr. Den Worten nachjagen, die ein Mensch gesprochen, mit einer Wonne nachjagen, daß ihrer keins verloren ging — ja, das war Leben. Und zum allererstenmal!

Hatte sie sich je aus innigstem Bedürfnis ein Wort zurückgerufen, das irgendein Mensch gesprochen? Nie. Und jetzt mit welcher Lust, welcher Tollheit, als wenn es Perlen wären, die ihr davonrollen wollten. Und sie wurde nicht müde und arbeitete dabei mit einer Hast, einer Inbrunst, einem Jubel. — Wie unheimlich! Es rann ihr über die Stirn ein Tropfen an der Schläfe herab, so, als wäre sie in Sommerhitze einen Berg hinaufgeklommen — und es war Winter, und im Atelier war's kühl. Das innere Feuer ließ nach, und wie ein krankes Kind, das vom Spiel ermüdet ist, legte sie sich nieder, das Gesicht in die Arme vergraben.

„Soll ich gehen?" fragte das Modell.

„Nein, bleiben." Und es dauert nicht lange, da war sie wieder an der Arbeit, hatte sich aber ein dickes Tuch umgelegt und es wie eine Kapuze über den Kopf gezogen.

Am Nachmittag kam Köppert wieder. Er traf sie noch bei der Arbeit. Sie hatte sie nur unterbrochen, um hastig zu Mittag zu essen.

„Nun, gottlob!" sagte Gastelmeier, „nun wird ja wohl endlich Ruhe werden." Und es wurde Ruhe. Köppert bestand darauf, daß Olly sich auf das Sofa legte, und er und Gastelmeier setzten sich zu ihr.

Wie sie geborgen war, und wie in einer Festfreude! Das Glück kam wahr und wahrhaftig!

„Deine Frau ist zu fleißig, Gastelmeier."

„Jawohl", sagte der arme, geprüfte Ehemann. „Da ist eine Lokomotive eher aufzuhalten als so ein Frauenzimmer. Das versuch' mal einer."

„Was — soll denn so ein Hühnchen, so schwer —"

„I wo, Hühnchen", unterbrach ihn Gastelmeier. „Nein, wahrhaftig, Köppert, red' gefälligst von den Frauenzimmern gar nicht mit. Wart' erst!"

„O du!" sagte Olly zu ihrem Mann, „was weißt denn du, kleiner Mimm."

„Ich? na, weißt du, Olly — reden wir nicht davon."

„Ich weiß, ich bin eine ungemütliche Person", sagte Olly und strich Mimm über den Rockärmel. „Mimm müßte eine ganz andre haben, er ist so gemütlich. — Herrgott, und daß ich jetzt krank bin! Weshalb hat mich das nun gerad' getroffen, gerad' jetzt!"

„Sagen Sie mal," fragte Köppert, „haben Sie jemals gehört, daß einer sagt, wenn etwas Gutes kommt: Herrgott, weshalb trifft mich's gerade? Haben Sie das?"

„Nein", sagte Olly, „nie!"

„Aber wenn etwas Böses kommt, sagt's jeder. — Weshalb trifft mich's nun gerade? Verstehen Sie? ich meine — —"

„Das wär' so eine Frage für deine Mama, Olly," warf Gastelmeier dazwischen, „die würde disputieren, Herr du meine Güte, ich hör' sie ordentlich: Kant sagt — und so weiter."

„Gut, daß niemand da ist, verzeihen Sie, jemand, der nichts andres weiß, als: Kant sagt — Schopenhauer sagt und so weiter. — Zum-aus-der-Haut-fahren! Zum Beispiel, Kant ist einfach ein Julklapp, man muß ihn nur kennen, diesen Menschen", sagte Köppert.

„Oho!" sagte Gastelmeier, etwas von oben herab. Er kannte seinen Goethe, wie wir wissen, und von Schopenhauer wußte er, wie alle gebildeten Leute, daß er in einem Kapitel großartig über die Weiber losgezogen war. „Wieso ist Kant ein Julklapp? Weißt du, Köppert, es gibt Dinge, an die wagt man sich meines Dafürhaltens nicht so ohne weiteres heran."

„Möcht' wissen, weshalb nicht, Kant ist und bleibt ein Julklapp, da hilft ihm gar nichts. Jeder halbwegs Vernünftige muß das einsehen."

„Wissen Sie", wendete er sich an Olly, die nicht recht verstand, was er mit dem Wort sagen wollte, „die Weihnachtsgeschichte? — Julklapp — das ist ein Gebrauch so im Norden droben — irgendwo. Es wird eine große Kiste zum Fenster hereingeschoben, die wird mit unsinniger Müh' aufgemacht, da ist ein Sack in der Kiste, und in dem Sack wieder ein Sack, und in dem Sack wieder ein Sack — und so fort bis in die Unendlichkeit; — und im letzten Sack ist ein Bündel, und in dem Bündel wieder ein Bündel, und im letzten Bündel Lappen, und in den Lappen Papiere, und in den Papieren wieder Papiere, und in den Papieren eine Schachtel, und in der Schachtel Schachteln, immer eine kleiner als die andre, und in dem alleraller letzten Schächtelchen: Na? — was ist da drin gefälligst? Gar nichts — so ein Zettelchen, und da steht was drauf — und man denkt Gott weiß was — und was ist's? — ‚Grüß Gott!' — so etwas, was jeder schon weiß. — So ist Kant, genau so. Kennen Sie Kant?"

„Nein", sagte Olly und lachte.

„Na also? Es ist mein voller Ernst. Wenn ich nur von den sogenannten großen Tieren nichts mehr zu hören brauchte! Die verdummen schließlich mit ihrem bißchen Weisheit die ganze Welt. Kein Mensch denkt mehr, sondern jeder sagt: Kant sagt — Schopenhauer sagt, und so weiter — die reine Pest! Die paar Firmenschilder, die sich die Menschheit angeheftet, damit soll der ganze Sums gemacht sein. Die sollen alles tun — und zum Dahinterverkriechen sind sie auch famos. Schade, daß ihr keine Freßgenies gehabt habt, die Jahrtausende vordem euch schon alles vorgekaut haben. Das möcht' euch passen? He? Proste Mahlzeit, die würde gefälligst niemand zitieren. Selber essen macht fett."

„Gewiß", sagte Olly lachend.

„Jetzt möcht' ich wirklich wissen," fuhr Köppert lebhaft fort, „sowie einer im lieben Deutschland für drei Pfennig Bildung, das heißt, so viel wie nötig Firmenschilder aus-

gehängt hat, daß man möglichst von seiner Person nichts mehr zu sehen bekommt; ob der noch ein vernünftiges, nicht gestohlenes Wort spricht? — Gott bewahre. Wenn er spazieren geht, und er will irgend jemand mitteilen, daß er sich von dem Anblick der Natur angenehm gekitzelt fühlt, so wett' ich, daß er sagt: Sieh' mal so etwas — der reine Millet, oder der reine Dagnan-Bouveret, oder der reine Böcklin! — Er wird irgendwen zitieren — einen Namen, versteht sich —"

„Nu, sag mal, Köppert," fragte Gastelmeier, „weshalb eigentlich hast du dich jetzt ereifert? Kein Mensch hat irgend etwas gesagt."

„Nein," erwiderte Köppert, „niemand. Aber sieh dich gefälligst einmal im Zimmer um, eine gewisse kleine Person hat ihren Spaß daran gehabt — sieh doch. Als ob es nichts wäre, wenn so ein Seelchen zum Lachen kommt. Oder etwa nicht?" Er fuhr sich durch den Haarschopf. „Meinst du, es ist verdienstlicher, eine Kanone abzuschießen? Oder es ist verdienstlicher, eine Vorlesung zu halten, oder vor fünfhundert Eseln das hohe C zu singen, oder auf dem Seil zu tanzen? Was ist eigentlich vernünftiger? Weißt du, Gastelmeier, wenn du deine Frau vergnügen willst, sei kein zu großer Biedermann. Das ist nichts für Weiber!"

„Oho," meinte Gastelmeier, „ich sagte dir schon, Köppert, was weißt denn du von den Weibern? Heirate eine, wenn du's wissen willst — vorher red' net."

„Weiß er's denn?" fragte Köppert und kniff die Augen zusammen.

„Er weiß gar nichts", lachte Olly. „,Die' Weiber, das ist überhaupt ein sehr komischer Sammelname", fuhr sie fort. „Wer ‚die' Weiber sehr gut zu kennen glaubt, kennt ‚das' Weib gewiß nicht. — Jawohl, Mimm. Und wissen Sie, noch etwas —"

„Na?" sagte Köppert.

„Es gibt jetzt etwas, das hat es noch nie gegeben, so wie ich's meine: — das moderne Weib, und das ist immer in der Einzahl. Verstehen Sie?"

„Nein — nein, das hab' ich noch nicht verstanden." Er fuhr sich mit seinem energisch geformten Zeigefinger über die Stirn bis zur Nasenwurzel. „Sie sollen es mir auch nicht erklären — nicht viel reden. Passen Sie auf, ob ich's hab'. Natürlich ist's das Weib, das die Hände nach Dingen ausstreckt, die wir Scheusäler ihm jahrtausendelang vorenthalten haben."

Er murmelte immer, man verstand ihn nicht leicht, dazu sprach er undeutlich aus.

„So, was sich ‚moderne Frau' nennt, meinen Sie? Sie sagten doch ‚moderne Frau'? — Da, stell' ich mir vor, ist ein Hunger, ein Verschmachten nach: sagen wir ganz trocken — sie will Selbständigkeit und Heraustreten aus den Massen. Da kocht es in den kleinen Töpfchen, als brodelte Genie darin, mag auch hie und da vorhanden sein; weshalb nicht? Im ganzen aber wirft die Natur Blasen auf, es will etwas werden. Natürlich kocht es überall. Wir Mannsbilder werden Gott weiß was, Maler, Mediziner, alles mögliche. Da gibt es keine Hindernisse, da ist Windstille, alles in Ordnung."

Köppert fuhr sich wieder über die Stirn bis zur Nasenwurzel; man hätte meinen sollen, er hätte sich schon im Lauf der Jahre eine förmliche Rinne gegraben. „Das Weib aber, das Weib in der Einzahl," murmelte er, „da ist die Sache anders. Es greift nach etwas, zitternd vor Kraft und Wollen. Es ist eine Heldin, es kämpft und hat keinen Boden unter den Füßen, muß erst jede Handbreit Boden erkämpfen. Das ist eine Unmöglichkeit, scheint es, aber sie macht's möglich, natürlich mit wunderlichen Sprüngen. Lacht nur über sie. Sie rechnet auch mit dem Lachen. Aber aufhalten! Teufel auch, das kann sie nicht vertragen. Sie will eben vorwärts.

Punktum. Ist das so ungefähr der Sums? Sie wird ein Dämon, wenn sie aufgehalten wird!"

„Wahrhaftig", sagte Olly. „Und wissen Sie noch etwas. Sie hat Durst nach Ruhm. Ich kann es nicht anders sagen. Es graut ihr davor, wie ein Hund zu sterben. Tausende von Männern haben Ruhm errungen; sie will die Wonne auch haben, und ihr Ruhmdurst ist fürs erste größer als eurer. Sie will's natürlich für sich erreichen; aber doch nicht nur für sich. Mit dem, was ich erreicht habe, adle ich euch alle. Ihr hättet es auch gekonnt, viele von euch — und besser. Verstehen Sie mich auch?" fragte sie heiser. Und wunderlicherweise standen ihr Tränen in den Augen.

Sie war vom Sofa aufgestanden und ging im Zimmer auf und nieder. „Ja," sagte sie mit zitternder Stimme, „alles Aufhalten ist Qual. Sie haben ganz recht. — Und krank sein! Wissen Sie, krank sein, das ist's."

„Und so was", meinte Gastelmeier im Scherz, „so was hat man geheiratet. Ja, siehst du, Köppert."

„Armer Mann", sagte Olly erregt und mit glühenden Wangen. „Du bist an etwas Schönes gekommen."

„Ruhig, ruhig", brummte Köppert. „Insekt — einfach Insekt — erinnern Sie sich's noch? Der da oben kennt sich längst nicht mehr zwischen einer Handvoll Leuten und einer Handvoll Räupchen aus. Also wozu der Sums? Na, wozu? Trauerspiele aufführen hat keinen Sinn, absolut nicht. Hören wir endlich damit auf, dem Schicksal immer wieder den Gefallen zu tun. Nicht wahr? Na, also." Er fuhr sich durch den Haarschopf. „Neulich ging ich nachts an der Türkenkasern' vorüber, da standen zwei besoffene Kerle, der eine drosch auf den andern, hob den Arm, um auszuholen, und brummte: ‚Sag' du noch einmal Lallenstedt — du!' Na, und der andre sagte: ‚Lallenstedt' ganz gehorsam. Bums, da hatte er's. — ‚Sag noch einmal Lallenstedt, du!' ‚Na — — Lallenstedt' sagte der andre. Bums, da hatte er's wieder.

Und noch einmal, und so ging's fort, es war immer dasselbe, gerad' wie zwischen uns und dem Schicksal. Es will, wir sollen ‚Lallenstedt' sagen — und wir sagen ‚Lallenstedt', so oft es von uns verlangt wird, und werden jedesmal gehauen. Weshalb machen wir ihm eigentlich immer den Spaß? Wenn wir's Maul hielten, würde es schon mürb werden und uns in Ruhe lassen. Maul halten, das ist auch eine Art Erlösungswerk für die Menschheit."

„Ich versteh' Sie", sagte Olly immer noch tief erregt. „Aber Sie sind gesund. Sie haben gut reden."

„Und was denn! Sie werden auch wieder gesund", sagte Köppert.

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Weshalb soll mich gerade das Böse nicht treffen? Sagten Sie's nicht?"

„So, das hab' ich dumm gemacht, so ein Schafskopf", erwiderte Köppert und schlug sich vor die Stirn. „Aber wie Sie auch auf alles hereinfallen!" Das unregelmäßige Gesicht mit den gescheiten Zügen nahm einen wunderlich weichen, jungen Ausdruck an. „So ein Teufel! Komme her, um Sie auf frohe Gedanken zu bringen, und hetze Sie, Gott weiß wie."

„Na, Kinder, gebt Ruh jetzt", sagte Gastelmeier.

„Gefühlsflohjagd!" brummte Köppert vor sich hin und war mit seinen Gedanken irgendwo.

„Weißt du, Köppert," sagte Gastelmeier, als Olly in das Nebenzimmer gegangen war, „meine Frau ist jetzt in einer unglaublichen Stimmung, ich versteh' gar nicht, was ist denn eigentlich los?

Olly!" rief er. Sie kam.

„Denk' dir, was sie mit einem Weihnachtskarpfen gemacht hat. Weißt du's? Erst für teures Geld gekauft und dann in die Isar gelassen!"

„Marlitt?" fragte Köppert freundlich schlau lächelnd und kniff dabei die Augen zusammen. „Das ist Marlitt, so etwas.

Herrgott, wozu? Machen Sie damit die Welt besser? Einfach Gefühlsflohjagd. Macht euch doch das Leben nicht so unsinnig schwer, Insekten! Gnädige Frau, der Karpfen ist zum Essen da. Punktum. Nächsten Sommer wollten wir miteinander fischen gehen. Das Raubtier in uns muß hin und wieder etwas zu tun bekommen, das Altjüngferliche in uns muß fort. Das setzt sich sonst an und frißt sich ein. So wird nie ein gewiegtes Huhn aus uns. Wissen Sie, wie ein schöner, strammer, lebenslustiger Karpfen sich erwischen läßt?"

„Nein", sagte Olly.

„Also, so ein Karpfen ist auch ein gewiegtes Huhn. An einem warmen, trüben Tag wirft man die Angel aus. Ein Teich; breite, grüne Blätterfladen schwimmen drauf, welche die Süßlichkeitspoeten uns eben so verekelt haben, daß ein anständiger Mensch sie nicht mehr zu nennen wagt. Na also Seerosen." Köppert fuhr sich zum Zeitvertreib einmal wieder durch den Haarschopf. „Die sind gut für den Karpfen, wie ein Dach liegen sie über dem Wasser und halten die Sonne ab. Er ist Sybarit. Jetzt kommt er, frisch und vergnügt und denkt sich irgend was. Er bummelt oder Gott weiß, was er treiben will. Er ist im schönsten Lebensalter, übermütig, unternehmend, ein Prachtkerl! Jetzt merkt er was. ‚Halt still,' denkt er, ‚was ist denn das? — Aha!' Nun schaut er sich die Geschichte an und streicht unter den großen Blättern hin und her. Er traut nicht und möchte doch. Er ist riesig aufgeregt und tanzt und schnalzt und fährt mit dem Schnäuzchen an die Luft. Und immer die netten Schnalztöne. So ein Prachtkerl, frisch wie's Leben! Er wird ganz des Kuckucks — und überlegt. Er hat gerade einen Appetit auf so etwas und ist so fidel, so zufrieden. Ein Frühstückchen könnte nicht schaden. Es ist ihm immer vortrefflich ergangen. Schließlich, wie das Ding sich so durchaus vertrauenswürdig verhält, meinte er, daß man es versuchen sollte. Er schnappt, und der Haken sitzt fest. Das hat er nun davon.

Und jetzt geht der Tanz los. ‚Pfui Teufel!‘ denkt er und stürzt wie ein Pfeil mitsamt dem Haken in die Tiefe und vergräbt sich in den Schlamm. Die Verzweiflung hat ihn mit einem Schlag gepackt. Er wühlt sich so tief hinein, als er kann. Das kennt man schon, er macht's immer so. Die Angel ist darauf eingerichtet. Im Schlamm hält er sich ganz still und geduldig und verbeißt den Schmerz. Denn der oben zuckt und zerrt und quält ihn auf alle Art. Er soll bald heraus. Aber er liegt wie ein Held und rührt sich nicht. Der Übermut ist ihm freilich vergangen; aber ein Stück Kraft und Seelenstärke ist in ihm, um die man ihn beneiden könnte. Das geht unbegreiflich lang so fort. Der oben immer gezuckt und gezerrt, und der unten immer ganz still abgewartet und ausgehalten und den Schmerz verbissen.

Jetzt mit einem Male tut er einen Schlag auf Tod und Leben, einen Riesenschlag. Er ist ganz Muskel, ganz Willen, ganz Verzweiflung. Auf diesen Schlag hat der oben immer ganz kühl gewartet. Der kennt das schon. Sie nennen den klugen, verzweifelten Streich den Karpfenschlag. Oft genug gelingt's auch, die Schnur reißt, und er hat sich frei gemacht. Gelingt's nicht, reißt die Schnur nicht, so war's umsonst, dann ist er mit einem Mal ganz geduldig und weise und läßt sich heraufziehen wie ein Lamm. Er hat dann alles aufgegeben und fügt sich. — Um nichts schlechter macht er's wie die großartigste Menschenseele. Alle Hochachtung!“

Olly hatte Köppert gespannt zugehört. „Nun freut mich's erst recht,“ meinte sie, „daß ich meinen dicken Freund in Freiheit gesetzt habe, trotz dem Karpfenschlag geschehen noch unerwartete Dinge für alle Geschöpfe. Daß wir Sie kennen lernten, war auch unerwartet.“

„Olly ist köstlich!“ rief Gastelmeier. „Ja, Köppert, du weißt nicht, wir müssen uns nächstens so eine Art Tempel für dich einrichten. Du hast hier eine fanatische Anhängerin.“

„Und wenn Sie wüßten, wie ich Sie beneide“, sagte Olly.

„Sie stehen so kühl da, als wenn nichts auf der Welt Ihnen etwas anhaben könnte — und so gesund, wie Sie aussehen, so fest und leicht. Sie sind gewiß sehr stark."

„Weshalb nicht? Glauben Sie, ich war in Ihrem Alter so weit wie Sie? Ich bin ein alter Kerl jetzt. — Schauen Sie — Eselsfarbe. Wir gewiegten Hühner bummeln kolossal."

„Ja, aber Sie leben! Sie schauen ganz anders ins Leben hinein. Das merk' ich."

„Na, warten Sie, wir gehen nächstes Frühjahr miteinander Karpfen fischen. Sie sollen das alles selbst erleben, wie er so frisch und seelenvergnügt und jung daherkommt, das Schnäuzchen reckt — die netten Schnalztöne — und wie er sich endlich im Haken fängt, wie er verzweifelt in den Schlamm stürzt und sich vergräbt, den Schmerz verbeißt, die brave Heldenseele, wie er gequält wird, und dann — den Karpfenschlag — die Hoffnungslosigkeit und Weisheit und Ergebung. — Großartig! Das müssen Sie selbst erleben."

Da sah Köppert in ein Paar große, zornige, tränenerfüllte Augen. „Selbst erleben — ich fürchte auch", sagte Olly zitternd erregt. „Glauben Sie, daß es mich nach dieser Hoffnungslosigkeit und Weisheit und Ergebung verlangt? — Glauben Sie?"

Sie schluchzte auf. Er sah einen Augenblick in ein ganz verzweifeltes Gesicht. Dann stürzte sie fort und warf die Türe hinter sich zu.

Und im andern Zimmer lag sie auf den Knien und weinte wild und zornig und verzweifelt.

Neuntes Kapitel

Zwei Tage waren vergangen, und Köppert war nicht in der Dämmerstunde gekommen. Sie hatte auf ihn gewartet von Minute zu Minute, gewartet, wie sie nie irgend etwas zuvor erwartet hatte. Den ersten Tag hatte sie bis zu der Stunde, die ihn bringen sollte, krampfhaft gearbeitet. Den zweiten Tag war ihr das nicht möglich gewesen. Sie ließ das Modell zu Mittag gehen und hockte sich mit einem Buch in ihre Sofaecke.

Sie fühlte sich nicht wohl, eine elende Schwäche lag über ihr und die Erwartung wie ein Fieber, das ihr jeden Nerv zittern und beben ließ. Kommt er? Kommt er nicht? Das war alles, was ihre Gedanken beschäftigte. Nicht einen Augenblick wurde sie frei von der Qual.

Mimm kam von Zeit zu Zeit aus dem Atelier von seiner Arbeit, um nach ihr zu sehen. Er fragte sie jedesmal, wie es ihr ginge, und machte ein so komisches Gesicht dazu. Es war ihm ganz neu, sich um jemand zu sorgen, und sein Kommen tat Olly jedesmal weh. Es war ihr immer, als risse er sie aus einem tiefen Schlaf. Sie bebte in jedem Empfinden und blieb ganz stumm, um dem armen Mimm nicht gereizt zu antworten.

Statt Köppert kam am zweiten Nachmittag in der Dämmerstunde der Arzt. Auch er scheuchte sie aus einem tiefen, traumähnlichen Zustand auf. Sie hatte im Geist fortwährend mit Köppert gesprochen. Was hatte sie ihm alles erzählt? Sie hat ihm ihr Kranksein geklagt; aber nicht verzweifelt, nicht bang — ganz kühl. Es war nichts Erschreckendes, wenn sie mit ihm darüber sprach. Sie hatte ihm von ihrer Arbeit vorgeplaudert und von Mimm und von ihrer Kindheit. Kleine Geschichten, die sie wahrscheinlich nie gewagt hätte, ihm wirklich zu erzählen.

Da war eine, über die lachten sie in Ollys Vorstellung beide miteinander. Als sie bei ihrer alten Tante wohnte und zu Weihnachten und Ostern nach Hause reiste, fuhr sie jedesmal derselbe alte Kutscher nach der Bahn und brachte nach einiger Zeit seine Rechnung, auf der stand regelmäßig zu lesen: „Eine Furie nach der Bahn".

Sie erzählte ihm von ihrer Verlobung, von daheim. Wie in einem Bilderbuch blätterte sie in ihrem Leben — und alles sollte er erfahren, mitsehen. Es war ein sonderbares fieberhaftes, inniges Sichmitteilen.

Vom Arzt wurde sie daraus aufgescheucht.

„Ich weiß schon", sagte Olly zu ihm in ihrer erregten Weise. „Mit mir steht's schlecht."

„Oho", lachte der alte Doktor behaglich.

„Doch. Lassen Sie's nur. Jetzt kommen eine Menge schöne Redensarten, ich weiß schon. Wenn man so etwas im Hals hat wie ich, das ist immer eine dumme Geschichte. — Wie war's mit Papa? — Ganz dasselbe."

Sie sagte das lauernd, bis aufs äußerste gespannt, aber äußerlich vollkommen kühl und wie im Scherz. Es war ihr eben eingefallen, im Augenblick erst, es so zu machen.

„Was, dumme Geschichte!" sagte der Doktor. „Wenn Sie sich gut halten und alle Vorschriften befolgen und vernünftig sind, da macht sich alles —"

„Ja, aber es ist doch wie bei Papa", erwiderte sie, wieder ruhig und sachgemäß und als wäre für sie kein Zweifel mehr.

„Na, und warum? Das wär' net übel, wenn alles so ausgehen müßte wie bei Ihrem Herrn Papa."

„So, also es ist dasselbe?" sagte sie überwältigt — fassungslos. Ihre Stimme konnte den Gefühlsausdruck nicht verbergen, und die Frage klang schreiend heiser. Es kamen Töne, über die sie keine Macht hatte.

Sie war vom Sofa aufgestanden und starrte den Arzt an. Die Hände hielt sie ineinander gepreßt.

„Frauchen! Ruhig Blut", brummte der Doktor und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Was ist denn nu? Na? — Gar nichts. So jung wie Sie sind. Und ich sag's ja, wenn Sie vernünftig sind und sich gut halten und mir folgen — Sie sollen sehen!"

Olly hatte sich wieder in ihre Sofaecke gekauert und schüttelte zu allem, was der Doktor ihr zum Trost vorbrachte, den Kopf.

„Außerdem", sagte sie, nachdem sie eine Weile stumm dagesessen hatte, „bin ich nicht vernünftig. Damit rechnen Sie bei mir nicht. Wie lange denken Sie, daß ich noch arbeiten kann?" Sie fragte es mit zuckendem Mund. In ihren Augen lag ein unbändiger, verzweiflungsvoller Trotz.

„Sie sollen vernünftig und maßvoll arbeiten, mein Kind. Haben Sie je einen Menschen gesehen, der gewußt hätte, wie lange er noch arbeiten oder sonst irgend etwas tun darf? — Wie?"

„Redensarten sind auch eine Medizin, lieber Doktor; aber bitte, geben Sie mir die nicht." Ihr Gesicht war ganz von Tränen überflutet, und sie faßte die Hände des alten Herrn.

„Also: die Hauptsache ist, sich ruhig halten. Vergessen Sie das nicht. Sind Sie denn so ganz allein? Wo ist denn Ihr Mann?"

„Im Atelier", sagte sie. „Er arbeitet!" Das war wieder so ein heiserer Aufschrei. „Er arbeitet."

„Ruhig, ruhig, mein Kind", sagte der Arzt wieder. „Gut, Sie halten es für Redensart, dafür kann ich nichts; aber ich sag's Ihnen, allein in Ihrer Gemütsruhe und Heiterkeit liegt Ihre Heilung. Sie haben den guten, lieben Mann, die vergnügte Seele, lassen Sie sich von dem helfen und helfen Sie ihm."

Da war eine, über die lachten sie in Ollys Vorstellung beide miteinander. Als sie bei ihrer alten Tante wohnte und zu Weihnachten und Ostern nach Hause reiste, fuhr sie jedesmal derselbe alte Kutscher nach der Bahn und brachte nach einiger Zeit seine Rechnung, auf der stand regelmäßig zu lesen: „Eine Furie nach der Bahn".

Sie erzählte ihm von ihrer Verlobung, von daheim. Wie in einem Bilderbuch blätterte sie in ihrem Leben — und alles sollte er erfahren, mitsehen. Es war ein sonderbares fieberhaftes, inniges Sichmitteilen.

Vom Arzt wurde sie daraus aufgescheucht.

„Ich weiß schon", sagte Olly zu ihm in ihrer erregten Weise. „Mit mir steht's schlecht."

„Oho", lachte der alte Doktor behaglich.

„Doch. Lassen Sie's nur. Jetzt kommen eine Menge schöne Redensarten, ich weiß schon. Wenn man so etwas im Hals hat wie ich, das ist immer eine dumme Geschichte. — Wie war's mit Papa? — Ganz dasselbe."

Sie sagte das lauernd, bis aufs äußerste gespannt, aber äußerlich vollkommen kühl und wie im Scherz. Es war ihr eben eingefallen, im Augenblick erst, es so zu machen.

„Was, dumme Geschichte!" sagte der Doktor. „Wenn Sie sich gut halten und alle Vorschriften befolgen und vernünftig sind, da macht sich alles —"

„Ja, aber es ist doch wie bei Papa", erwiderte sie, wieder ruhig und sachgemäß und als wäre für sie kein Zweifel mehr.

„Na, und warum? Das wär' net übel, wenn alles so ausgehen müßte wie bei Ihrem Herrn Papa."

„So, also es ist dasselbe?" sagte sie überwältigt — fassungslos. Ihre Stimme konnte den Gefühlsausdruck nicht verbergen, und die Frage klang schreiend heiser. Es kamen Töne, über die sie keine Macht hatte.

Sie war vom Sofa aufgestanden und starrte den Arzt an. Die Hände hielt sie ineinander gepreßt.

„Franchen! Ruhig Blut", brummte der Doktor und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Was ist denn nu? Na? — Gar nichts. So jung wie Sie sind. Und ich sag's ja, wenn Sie vernünftig sind und sich gut halten und mir folgen — Sie sollen sehen!"

Olly hatte sich wieder in ihre Sofaecke gekauert und schüttelte zu allem, was der Doktor ihr zum Trost vorbrachte, den Kopf.

„Außerdem", sagte sie, nachdem sie eine Weile stumm dagesessen hatte, „bin ich nicht vernünftig. Damit rechnen Sie bei mir nicht. Wie lange denken Sie, daß ich noch arbeiten kann?" Sie fragte es mit zuckendem Mund. In ihren Augen lag ein unbändiger, verzweiflungsvoller Trotz.

„Sie sollen vernünftig und maßvoll arbeiten, mein Kind. Haben Sie je einen Menschen gesehen, der gewußt hätte, wie lange er noch arbeiten oder sonst irgend etwas tun darf? — Wie?"

„Redensarten sind auch eine Medizin, lieber Doktor; aber bitte, geben Sie mir die nicht." Ihr Gesicht war ganz von Tränen überflutet, und sie faßte die Hände des alten Herrn.

„Also: die Hauptsache ist, sich ruhig halten. Vergessen Sie das nicht. Sind Sie denn so ganz allein? Wo ist denn Ihr Mann?"

„Im Atelier", sagte sie. „Er arbeitet!" Das war wieder so ein heiserer Aufschrei. „Er arbeitet."

„Ruhig, ruhig, mein Kind", sagte der Arzt wieder. „Gut, Sie halten es für Redensart, dafür kann ich nichts; aber ich sag's Ihnen, allein in Ihrer Gemütsruhe und Heiterkeit liegt Ihre Heilung. Sie haben den guten, lieben Mann, die vergnügte Seele, lassen Sie sich von dem helfen und helfen Sie ihm."

Da war eine, über die lachten sie in Ollys Vorstellung beide miteinander. Als sie bei ihrer alten Tante wohnte und zu Weihnachten und Ostern nach Hause reiste, fuhr sie jedesmal derselbe alte Kutscher nach der Bahn und brachte nach einiger Zeit seine Rechnung, auf der stand regelmäßig zu lesen: „Eine Furie nach der Bahn".

Sie erzählte ihm von ihrer Verlobung, von daheim. Wie in einem Bilderbuch blätterte sie in ihrem Leben — und alles sollte er erfahren, mitsehen. Es war ein sonderbares fieberhaftes, inniges Sichmitteilen.

Vom Arzt wurde sie daraus aufgescheucht.

„Ich weiß schon", sagte Olly zu ihm in ihrer erregten Weise. „Mit mir steht's schlecht."

„Oho", lachte der alte Doktor behaglich.

„Doch. Lassen Sie's nur. Jetzt kommen eine Menge schöne Redensarten, ich weiß schon. Wenn man so etwas im Hals hat wie ich, das ist immer eine dumme Geschichte. — Wie war's mit Papa? — Ganz dasselbe."

Sie sagte das lauernd, bis aufs äußerste gespannt, aber äußerlich vollkommen kühl und wie im Scherz. Es war ihr eben eingefallen, im Augenblick erst, es so zu machen.

„Was, dumme Geschichte!" sagte der Doktor. „Wenn Sie sich gut halten und alle Vorschriften befolgen und vernünftig sind, da macht sich alles —"

„Ja, aber es ist doch wie bei Papa", erwiderte sie, wieder ruhig und sachgemäß und als wäre für sie kein Zweifel mehr.

„Na, und warum? Das wär' net übel, wenn alles so ausgehen müßte wie bei Ihrem Herrn Papa."

„So, also es ist dasselbe?" sagte sie überwältigt — fassungslos. Ihre Stimme konnte den Gefühlsausdruck nicht verbergen, und die Frage klang schreiend heiser. Es kamen Töne, über die sie keine Macht hatte.

Sie war vom Sofa aufgestanden und starrte den Arzt an. Die Hände hielt sie ineinander gepreßt.

„Frauchen! Ruhig Blut", brummte der Doktor und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Was ist denn nu? Na? — Gar nichts. So jung wie Sie sind. Und ich sag's ja, wenn Sie vernünftig sind und sich gut halten und mir folgen — Sie sollen sehen!"

Olly hatte sich wieder in ihre Sofaecke gekauert und schüttelte zu allem, was der Doktor ihr zum Trost vorbrachte, den Kopf.

„Außerdem", sagte sie, nachdem sie eine Weile stumm dagesessen hatte, „bin ich nicht vernünftig. Damit rechnen Sie bei mir nicht. Wie lange denken Sie, daß ich noch arbeiten kann?" Sie fragte es mit zuckendem Mund. In ihren Augen lag ein unbändiger, verzweiflungsvoller Trotz.

„Sie sollen vernünftig und maßvoll arbeiten, mein Kind. Haben Sie je einen Menschen gesehen, der gewußt hätte, wie lange er noch arbeiten oder sonst irgend etwas tun darf? — Wie?"

„Redensarten sind auch eine Medizin, lieber Doktor; aber bitte, geben Sie mir die nicht." Ihr Gesicht war ganz von Tränen überflutet, und sie faßte die Hände des alten Herrn.

„Also: die Hauptsache ist, sich ruhig halten. Vergessen Sie das nicht. Sind Sie denn so ganz allein? Wo ist denn Ihr Mann?"

„Im Atelier", sagte sie. „Er arbeitet!" Das war wieder so ein heiserer Aufschrei. „Er arbeitet."

„Ruhig, ruhig, mein Kind", sagte der Arzt wieder. „Gut, Sie halten es für Redensart, dafür kann ich nichts; aber ich sag's Ihnen, allein in Ihrer Gemütsruhe und Heiterkeit liegt Ihre Heilung. Sie haben den guten, lieben Mann, die vergnügte Seele, lassen Sie sich von dem helfen und helfen Sie ihm."

Sie blickte vor sich hin, wie in einen gleichmäßigen dichten Nebel, der mit einem Schlag ihr alles Leben überdeckt hatte. Der Arzt sprach lange noch auf sie ein. Sie hörte nicht mehr auf ihn.

„Leben Sie wohl einstweilen, kleine Frau, ich schicke Ihnen Ihren Mann."

Olly rührte sich nicht. Sie hatte ganz mechanisch dem Arzt die Hand gereicht. Jetzt blieb sie eine ganze Weile allein. Sie dachte an den Karpfen. — Wie der Angelhaken festsitzt, wie der Karpfen sich in den Schlamm vergräbt. — Ja — tief hinein. Über ihm der Schlamm und über dem Schlamm das Wasser — so schwer liegt das Unglück, das ihn traf, über ihm. Über dem Wasser scheint die helle Sonne, die geht ihn nichts an.

Als Gastelmeier zu ihr hereinkam, war er sehr freundlich und sehr bewegt. „Ähnlich wie nach der Trauung", dachte Olly. Sie beobachtete ihn ganz kühl. Niemand ging sie eigentlich mehr etwas an. Sie mußte mit sich allein fertig werden. Der Karpfen saß unten im Schlamm, mußte tausend Schmerzen verbeißen, der oben riß an ihm und quälte ihn und zuckte an der Schnur. Die übrigen Karpfen schwammen lustig und guter Dinge weiter und ließen sich's wohl sein. Der im Schlamm war ein ganz andres Tier als die Kameraden geworden. Sie verstanden ihn nicht mehr — und er verstand sie nicht mehr.

In dieser Nacht schlief sie keinen Augenblick, rief aber auch nicht nach Mimm. Wozu?

Sie starrte in gleichmäßigen, dicken Nebel, der sich ihr noch mit keiner Gestalt belebte. Er war so dicht, daß sie die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Der Nebel aber war die vollkommene Hoffnungslosigkeit, die mit einem Mal über sie hergefallen war. Die hatte etwas Einschläferndes, etwas Erstarrendes; ohne den wahren Schlaf zu bringen, brachte sie so ein dumpfes, lebenabgewandtes Brüten.

Am andern Morgen kam Mimm und fragte, wie sie geschlafen hätte.

„Ganz gut", sagte sie. Da freute er sich.

Sie hatte, wie es ihr schien, gar nicht das Bedürfnis, sich mitzuteilen. Darüber verwunderte sie sich selbst. Es war gut so — ganz gleichgültig im Grunde. „Ob das anhalten würde?" fragte sie sich.

Sie arbeitete, und es ging sogar etwas besser wie gestern. „Wenigstens", dachte sie, „werde ich zu den Menschen gehören, die krank fortarbeiten." Sie dachte an allerlei Leute, von denen sie wußte, daß sie berühmt wurden, trotzdem sie krank waren.

Das war ein Trost — mehr als Trost, das war ein Anfeuern der Kräfte, das hatte etwas Begeisterndes. Ja, sie wollte kämpfen, und sie arbeitete bis zur Atemlosigkeit. Und heute — ganz unverhofft kam Köppert. „Weshalb eigentlich sollte er kommen?" hatte sie tagsüber gedacht. Dreimal war er dagewesen, unverhofft, dann war er weggeblieben, wahrscheinlich für immer. Sie hatte ihm außerdem eine Szene gemacht. Wahrscheinlich fürchtete er sich vor ihr. Kein Wunder. Das seelenverzehrende Warten war wie von ihr genommen. Aus dem dichten Nebel, der sie seit gestern umgab, war bisher nichts aufgetaucht als ein: sie wollte arbeiten, arbeiten, vor allen Dingen arbeiten.

Als das Mädchen aber Herrn Köppert meldete, konnte sie sich vor freudigem Schreck nicht auf den Füßen halten. Es durchzitterte ihr den ganzen Körper.

„Mimm," rief sie, „Herr Köppert kommt!"

„Was?" rief Gastelmeier aus dem Nebenzimmer. Da war Köppert aber schon eingetreten.

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Das war ihre Art nicht, die Leute zu empfangen. Aber hier war es ganz natürlich. Es war eben der Gruß für Köppert,

für niemand sonst. Sie begrüßte ihn so unverstellt glückselig, wie ihn bisher eigentlich nur sein Hund begrüßt hatte.

„Armes Seelchen!" dachte er und faßte die schlanken, heißen Hände so zart an und führte das bewegte, kranke Geschöpf zu einem Platz zum Ruhen und fühlte, wie er ihr wohltat. Er hatte sein Lebtag viel mit Tieren sich zu tun gemacht und verstand sich daher auf unverstellte Gefühlsausbrüche. Seine jüngeren Brüder, wie er sie nannte, hatten ihn nie in Ungewißheit gelassen. Das Seelchen hatte eine helle Freude, wenn er kam.

„Wissen Sie," sagte ihm Olly, „daß ich sehr krank bin?"

„Nein", sagte er. „Was heißt sehr krank? Wir sind alle sehr krank. Das Leben ist eine lange Krankheit. Wir glauben nur, daß wir gesund sind."

„Bitte," sagte Olly, „mit mir müssen Sie wenigstens ganz einfach sprechen. Ich weiß, es wird jeder reden, als wenn gar nichts wäre, — tun Sie das nicht."

Gastelmeier trat ein: „Grüß Gott, Köppert."

„Ach, Mimm," sagte sie, „Mimm!" — und lachte.

Sie saßen nun wieder alle drei beieinander, und es kam eine ruhige, gute Stimmung. Emil fand sich auch ein.

„Ah, das einseitig gebackene Brötchen", sagte Köppert lachend, als er eintrat.

„Lassen Sie ihn, er ist so gut," meinte Olly, „nur so ein Faulpelz, denken Sie, gesund und kräftig; aber ohne allen Eifer. Ich weiß nicht, sollte es noch kommen? Sie glauben nicht, wie mir's am Herzen liegt. Was soll aus ihm werden?"

„Na, er ist ein bißchen schwammig", sagte Köppert. „Hat er Knochen?"

„Ich glaube nicht viele", meinte Olly.

„Sehnen natürlich auch nicht?"

„Die gar nicht."

„Dann lassen Sie ihn ums Himmels willen nicht Maler werden. Er sieht aus, als wenn er gegen ein Sinekürchen nicht abgeneigt wär'. Das möcht' ihm passen. Er schriebe dann alle Tage oder alle vierzehn Tage zwei Zeilen, die von der bösen Welt handeln."

„Freilich", meinte Olly und sagte dazu: „Verflucht! — Verflucht! — Verflucht!"

„Zu sonst was hat er nicht Lust?"

„Zu gar nichts, Maler will er werden, weil er meint, er kann dann so daherhocken mit dem Bleistift in der Hand — und das bißchen Essen würde schon von irgendwoher kommen."

„Geht er kneipen?"

„Bewahre, er denkt, das kostet Geld. Nicht leichtsinnig sein! Je weniger du brauchst, um so weniger mußt du dich anstrengen. Wenn Sie wüßten, er hat mich schon manchmal bis zur Tobsucht gebracht — aber er ist so gut."

Emil besorgte das Abendessen, trieb draußen die Köchin an auf seine Weise, spritzte sie mit Wasser zur Küche hinaus und zur Treppe hinab, wenn sie etwas holen sollte, und drohte, ihr die Haare mit Asche zu bewerfen, wenn sie nicht zur Zeit fertig wäre. In das Zimmer kam er möglichst wenig, denn er hatte einen großartigen Ärger auf Köppert.

Den ganzen Abend lag ein ruhiges Behagen über der Gesellschaft. Das Abendessen war gut und pünktlich besorgt.

„Schau, schau", sagte Gastelmeier. „Emil! Na, Olly, dein Bruder, wie kommt denn der mit unserm Drachen aus, und wir net?"

„Das versteht er," sagte Olly — „und wie!"

Sie war so friedlich, so gleichmäßig gestimmt. Köppert erzählte allerhand Jagd- und Tiergeschichten, lebendig und frisch, und sie hörte andächtig zu, wie ein Kind, dem Mär-

chen erzählt werden. Die ganze Welt war für sie nicht mehr vorhanden, nur einzig die kluge Stimme. Gastelmeier begleitete Köppert diesen Abend, sie wollten noch ein Glas Bier miteinander trinken. Emil ging nach Hause. Das Mädchen machte das Bett auf dem Schlafsofa zurecht — und Olly blieb ganz allein.

Sie wanderte im Zimmer auf und nieder. Nach dem muntern Reden, der leichten Stimmung schien ihr die Einsamkeit ganz eigentümlich bedrückend. Der dicke Nebel der Hoffnungslosigkeit lag mit einem Mal wieder über ihr. Das Fieber, das jeden Abend sich einstellte, brannte ihr wieder in Füßen und Händen — und mehr als das brannte die Sehnsucht nach Köppert in ihrer Seele. Er hatte alles mit sich genommen, ihre Ruhe, ihre Fassung, ihr Vertrauen auf eine Arbeitskraft, die Krankheit und Schwäche überwindet — alles. Es war ihr zumute, als sollte sie ohne ihn verschmachten, als hätte er ihr auch Luft und Licht mitgenommen.

Ganz atemlos lehnte sie sich an den großen, weißen Kachelofen und preßte den Kopf mit beiden Händen. Es war ihr zumute, als stände ihr ganzes Wesen in Flammen. Und wie war es gekommen, wie denn? — „Herrgott — ich liebe ihn!“ sagte sie heftig. Dann war sie ganz still und bewegungslos.

Wie eingebrannt war Köpperts Bild in ihrer Seele. Das unregelmäßige Gesicht, die lebendigen grauen Augen, in denen unversteckt die Gefühle zu lesen waren, die leichte, sehnige Gestalt. Man sah an jeder Bewegung, daß er gescheit war. Der Körper war ihm von seinem geistigen Wesen kräftig durchdrungen. Ja, sie hatte schon früher gesagt, als sie ihn nur vom Sehen kannte: „Er ist der einzige Mensch hier, der ein Gesicht hat.“

Jetzt sah sie ihn vor sich, so ganz wie er war. Sie sog durstig seine Züge, seine Stimme ein. Sie hielt ihn an den Händen, und es war, als wenn sie zu ihm sagte: „Verlaß

mich nicht, bleib." Das erschütterte sie bis ins Tiefste. — Und Mimm? Sie konnte kaum atmen. Wie unnobel — wie scheußlich, sich von Mimm füttern zu lassen, Mimm zu quälen, ihn schlecht zu versorgen, seine Liebhabereien nicht zu beachten, seinen Lieblingsspeisen nicht nachzufragen, alles von ihm anzunehmen, ihn gleichgültig beiseite lassen, immer nur an sich denken — einem andern mit jedem Gedanken nachhängen! — War das nicht gemeine Betrügerei?

Das war ein elendes Geschäft, was Mimm gemacht hatte. Sie hatte es bisher nie so gefühlt! aber mit einem Male übersah sie, daß er gar kein Behagen an ihrer Seite gefunden. Wie rührend war es, daß er sich heute Abend über Emils gutgelungenes Nachtessen so gefreut hatte — und wie liebenswürdig war er in dem ganzen Durcheinander, das sie ihm gebracht! Was für Sorgen hatte er sich aufgeladen — und für wen?

Olly brannte in Fieber und Erregung. Sie sollte fort von Mimm gehen — irgendwohin und arbeiten, nichts als arbeiten, das wäre das einzige — das rechte. Entweder: an sich selbst denken und für sich selbst leben — oder: an andre denken und für andre leben. So eine gemeine Seele, die betrügt! Sie hatte nie darüber nachgedacht, heute zum allerersten Mal. Ja, sie hatte mit Mimm einen ganz betrügerischen Handel geschlossen. Alles genommen und nichts gegeben — gar nichts gegeben, sondern nur immer von neuem genommen und genommen, mit einer Roheit und Gedankenlosigkeit — die hätte sie nie in sich gesucht. Mit welcher Angst, mit welcher Verzweiflung hatte sie gefürchtet, Mutter zu werden. Sie hatte nur und einzig an sich dabei gedacht, nicht an Mimm und nicht an das Kindchen. Sie hatte sich immer noch für ihren eigenen Herrn gehalten, und das war sie nicht mehr. Ihre Arbeit, der Weg zum Ruhm war ihr die Hauptsache. Mimm war das sehr gleichgültig, der wollte eine gute Frau, und die hatte er nicht.

Und nun? Jetzt gerade hörte diese Blindheit auf, jetzt, wo sie jede Kraft, jeden Hauch von Kraft an ihre Kunst wenden wollte, jetzt, wo sie jede Minute ausnützen wollte, drängten sich tausend Dinge ein.

So stand sie mit gefalteten Händen und mit gesenktem Kopf ganz fassungslos, ganz erdrückt. Der Nebel, der über sie gefallen war, der dichte, trostlose Nebel, belebte sich nun mit Gestalten, die sie bis aufs Blut ängstigten. Ihre Arbeit, der lange Weg zum Ruhm, die unerfüllten Pflichten, der falsche Handel, den sie unbewußt eingegangen — und Köppert — und Mimm — und das Kranksein — und das frühe Sterben, das gestaltlos, aber grauenhaft unsichtbar in dem schweren Nebel lauert.

„Das ist zuviel, Herr, mein Gott!" jammerte sie auf. Und durch allen Jammer hindurch und über allen peinigenden Gedanken und Erlebnissen die Sehnsucht nach Köppert. Sie sah ihn immer vor sich, und immer streckte sie beide Hände nach ihm aus. Er war der einzige, der sie retten konnte, der einzige, der ihr Ruhe gab. Er war das Leben — und sie wollte leben!

Trotzig sprang sie auf und ging durchs Zimmer, und die bittere, verzehrende Lebenssehnsucht derer, die um das Leben betrogen sind, wühlte ihr im Herzen. — Wenn sie dachte, daß sie ihn nicht mehr sehen und hören sollte — nie mehr! Und auch die Arbeit aufgeben, und das heiße, lebendige Streben — und nur den Kaufpreis abverdienen, den Mimm für sie gegeben, da fuhr eine solche verzweiflungsvolle Empörung durch ihr ganzes Wesen, daß sie an ihren Haaren riß, das Taschentuch, das naß von Tränen war, in Streifen riß, sich auf den Boden niederwarf und heißer schluchzte und schrie. Worte fand sie nicht mehr, Gedanken auch nicht — nur eine fieberhafte Empörung, eine sinnlose Wut, wie ein wildes Tier, das gegen seine Käfigstäbe schlägt.

Und dann kam wieder der bittere Kampf, das Mitleiden,

das sie Mimms wegen fühlte, das Bewußtsein des Betrugs, ja Betrugs, wie sollte man es anders nennen, und das drückte sich ihr wie ein Brandmal in die Seele.

Mimm kam spät nach Hause und fand seine Frau in einem Zustand der tiefsten Erschöpfung. Sie kauerte noch auf dem Boden, als er eintrat.

„Olly!" rief er ganz bestürzt und kniete zu ihr nieder und richtete sie auf — und da fühlte sie wieder ‚die sorgsame Pfote', die ihr Herz gewonnen hatte. Und da sie in ihrer Erregtheit wie ein Mensch ohne Haut war, dem alles die innersten Nerven trifft, wurde sie davon so bewegt, daß sie von neuem in heiße Tränen ausbrach und sich bitterlich vor Mimm anklagte, ganz vernichtet, und vor ihm demütigte.

Mimm war ganz glücklich und freudig erregt, wie es eine kindliche Seele ist, die an eines Menschen plötzliche Umkehr glaubt. Er tröstete sie und suchte sie zu beruhigen. „Siehst du, Ollychen, nun wird alles gut", sagte er einmal übers andremal.

Das ärgerte sie aber, und sie sagte bitter: „Du meinst also, das ich das Malen lasse?"

„Na — na, bewahre, einschränken, ein bissel einschränken. Das wird dir nur gut sein."

Seine Ruhe und Zufriedenheit quälte sie. Nach der hastigen, stundenlangen Erregung schüttelte sie jetzt das Fieber. Mimm half ihr beim Entkleiden und behandelte sie so sorgsam wie ein kleines Kind; aber das Herz war ihm schwer. Was der Doktor ihm von Ollys Gesundheitszustand gesagt hatte, lag düster auf ihm. Es war so etwas Feierliches, Trauriges, Unbegreifliches. Eine ganz gesunde, frische Frau würde er nie wieder an ihr haben, so eine Häuslichkeit, von der er geträumt hatte, war für immer verloren. Wenn sich die arme Olly auch Mühe geben würde, wie könnte es denn werden? Eine Frau muß gesund sein, das ist das erste. Und das wütende Arbeiten, wobei sie nicht hörte und sah!

Wie rührend, wie gut sie eben war, sie wollte das Beste, wie ihn das beglückt hatte! Jetzt lag sie in ihren Kissen, lieblich, aber wie eine Pflanze, die mitten im Aufblühen vom Frost berührt ist. Die Kraft, die Strammheit war hin, etwas Leidendes, Mattes war über sie gekommen, unmerklich fast; aber es war da. Die glänzenden, verweinten Augen schauten so unstet, so ohne Ermüdung. Gastelmeier atmete schwer auf. Er dachte an den Abschied von daheim, Weihnachten vor einem Jahr, an das, was sein Alter daheim von Liebessachen verstand, und es wurde ihm schwer und schwerer ums Herz.

Olly klagte wegen allerlei Beschwerden. Sie fühlte sich sehr unwohl, war so beunruhigt und gequält; und immer hatte sie es mit dem Karpfen zu tun, der sich mit seiner Qual in den Schlamm verkrochen hat.

„Laß das doch", sagte Gastelmeier, dem es dabei nicht wohl zumute wurde. Da schwieg sie.

„Geh schlafen, Mimm", sagte sie nach einer Weile.

Sie lag ruhig, mit offenen Augen, und wußte nun schon, was ihr die Nacht bevorstand. Qualen! Die Wiederholung alles dessen, was sie eben erst durchkämpft hatte.

Die großen Riesenvögel schlugen schon mit den Fittichen. Lautlos und mächtig schwebten sie über ihr. Sie kämpften noch miteinander, wer auf die arme Hasenseele sich herabstürzen sollte.

Der Riesendämon war schon mit den Krallen auf ihrer Brust und wollte den gemächlichen Tanz beginnen, da gesellte sich zu ihm ein zweiter, der die bittere Erkenntnis, vom Leben betrogen zu sein, brachte, und noch einer, der mit seinen Klauen die Stelle aufriß, wo der verzehrende Ehrgeiz saß, und wieder einer, der an versäumte Pflichten mahnte.

Es war eine ganze Schar, die auf sie herabstürzte, Riesenunholde, daß man meinen sollte, sie wären erschaffen, um auf irgendeinem gewaltigen Stern gewaltige Kreaturen zu

quälen und zu bekämpfen, und hätten sich auf unsre kleine Erde nur verirrt, um nun ihre dämonischen Kräfte an uns lächerlich kleinen Seelen zu verschwenden.

Olly lag wie erstarrt, ließ alles über sich ergehen. Durch das entsetzliche Chaos aber, dem sie preisgegeben war, sah ein unregelmäßiges, gescheites Gesicht auf sie nieder, ein Gesicht, das sie Zug für Zug mit aller Kraft festzuhalten suchte, auf das sie hinblickte wie auf eine Seligkeit, mitten im Elend. Das Gesicht war ihr Halt, ihre Rettung. Es strahlte von ihm Kraft aus, zum Widerstehen, Kraft zu siegen und zu überwinden. Und dieses Himmelsgeschenk, das wie ein Licht über all dem Überwältigenden, Unheimlichen, das sie umgab, aufstieg, sollte sie von sich weisen? So sinnlos — so unfrei — so niedrig! Nein danken! — danken! danken!

Es wurde ihr licht. Gott hatte ihn geschickt, ihr gutes Schicksal. Sie sollte nicht ganz verzweifeln.

Und sie streckte ihm wieder die Arme entgegen in ihrer Not, und wie hellsehend, als schaute und fühlte sie ein wirkliches Begebnis, empfand sie, wie er diese hilfesuchenden Hände hielt und sie selbst an sich zog. Und sie schmiegte sich fest — fest an seine Brust, und er sprach zu ihr als Mensch zum Menschen. Da war es ihr wohl, und als der erste blasse Schimmer des Morgens am Fenster aufdämmerte, kam auch der Schlaf, der langersehnte.

Das Leben spann sich weiter.

In dem jungen Haushalt war die Freudigkeit ausgelöscht. Der Arzt kam alle zwei, drei Tage und schaute nach seiner Patientin. Sie war den ganzen Winter über nicht aus dem Haus gekommen. Gastelmeier hatte unruhige Nächte nach freudlosen Tagen kennen gelernt. Eine ungeheure Enttäuschung lag über ihm und es war ihm nicht wohl in seiner Haut. Die Eindrücke, die Olly ihm nachts brachte, lagen wie

Zentnerschwere über ihm. Sie litt oft an qualvollem Luftmangel, Beängstigungen kamen über sie, die Todesangst in ihrer furchtbarsten Gestalt; dann hielt sie den armen Mimm umklammert und wand sich in seinen Armen und mit weit aufgerissenen Augen schaute sie ihn an — und er mußte aushalten und den Jammer ansehen und anhören.

„Mimm, mein Bild!" rang es sich mühselig in solchen Stunden von ihren Lippen.

„Na, laß doch, laß doch!" sagte er dann.

„Ja, laß doch, laß doch!" flüsterte sie heiser, erstickt, voller Trotz und Verzweiflung.

„Ach, Mimm, du Armer!"

Er fand das rechte Wort nie.

Olly arbeitete an einem Bilde, das zur internationalen Ausstellung fertig werden sollte. Das Mädchen unter dem verblühten Apfelbaum hatte sie verkauft. Reproduktionen waren danach gemacht, es war besprochen worden. Köppert hatte die erste Besprechung ins Haus gebracht.

Gastelmeier erinnerte sich, wie er sie ihr damals in die Hand drückte, so von ungefähr, ohne ein Wort zu sagen; aber mit einem Ausdruck von froher Teilnahme. Er erinnerte sich, wie Olly las, wie das Gesicht aufstrahlte, — wie sie Köppert anblickte mit großen, ausdrucksvollen Augen. Köppert, nicht ihn, hatte sie angesehen. Er erinnerte sich, wie sie mit einem Male auflebte. Ein Wunder! Die Krankheit war wie von ihr fortgeweht. Sie lebte auf, sie war die alte Olly.

Ein glücklicher Tag! Wie entzückend sie aussah! Übermütig, vom Glück berauscht.

Und Köppert, der gute, wunderliche Mensch! Er hatte ihn immer für einen sonderbaren Kauz gehalten und für einen Biedermann durch und durch, hatte einen gehörigen Respekt

vor ihm gehabt, vor seinem Können; aber er war ihm ein ungemütlicher Bursche geblieben, borstig, streitsüchtig, selbstbewußt — nun hatte er ihn ganz anders kennen gelernt.

Weiß Gott, das brachte Mimm nicht fertig, so ganz einzugehen auf die Wünsche des kranken Geschöpfchens, so sich ihr widmen! Fabelhaft, wie Köppert ihr, wenn er neben ihr vor der Staffelei stand, mit ein paar Worten helfen konnte! Immer traf er den Nagel auf den Kopf. Und wie sie ihn verstand! So eine Art, zu arbeiten und zu lehren, hatte Gastelmeier noch nicht gesehen. Was er vom Lehren wußte, war ein beschwerliches Kriechen, fortwährendes Mißverstandenwerden, gleichgültiges Eingreifen. Die beiden arbeiten mit einer Spannung, einem vollkommenen Wachsein, so nervös wie zwei Vollblutpferde. Und wie kam sie vorwärts! Ganz erstaunlich.

„Halt' sie doch lieber zurück, sie übernimmt sich", hatte Gastelmeier ihm ein paarmal gesagt.

„Weshalb?" hatte Köppert gefragt. Und in diesem „Weshalb" lag alles. Es lag ihr Todesurteil darin und zugleich: „Gönnst du's ihr nicht?"

Rührend war es anzusehen, wie Olly sich in dieser Zeit der Wirtschaft auf ihre Weise annahm, kindisch und unbeholfen zwar; aber sie zeigte den besten Willen. Sie verstand, so eine Art kleine Kuchen aus Eierschaum zu backen; auf einen Bogen Papier wurde der Schaum getropft und im Ofenrohr gebacken. Dieses Backwerk richtete sie im Zimmer mit der größten Umständlichkeit her. Ein einziges Mal brachte sie es wirklich zustande und war ganz glücklich darüber und sagte im Eifer: „Nicht wahr, Mimm, das gefällt dir, so magst du's? Alles im Haus gebacken, das ist so behaglich. So warst du's auch daheim gewöhnt, alter Mimm."

Mimm fürchtete die Fassung zu verlieren, nickte Olly zu und ging zur Tür hinaus, so ein trauriges, fades Eierschaumküchlein, das Symbol seiner Enttäuschung, noch

zwischen den Zähnen. Sie hatte ihm eins nach dem andern in den Mund gestopft. Er griff nach Hut und Überzieher, es litt ihn nicht mehr im Hause.

Was hatte er für ein Heim, so etwas Lächerliches, Verrücktes, Trostloses!

Im ganzen und großen ging es aber ganz leidlich und besser als vordem.

In der Küche wirtschaftete seit Wochen schon Emil auf seine vortreffliche Weise; er nahm auch das Haushaltungsbuch an sich und führte es pflichttreu. Er wohnte dann ganz bei seiner Schwester, damit diese seine Zeichenstudien besser überwachen konnte, und saß, wenn er nicht draußen in der Küche sein Wesen trieb, in Ollys Wohnzimmer und zeichnete muffig und unzufrieden. Wenn Olly matt, mit fliegendem Atem, im vollen Fieber aus dem Atelier kam und gearbeitet hatte bis auf die letzten Kräfte und sich nun niederlegen mußte, da ruhten ihre Blicke auf Emil, der in seinem behaglichen Fett so träg und indolent dasaß, und eine wahre Wut packte sie da. Einmal erfaßte der Zorn sie dermaßen, daß sie wankend, mit Tränen in den Augen, aufstand und Emil eine unvermutete Ohrfeige gab.

„Prost", sagte Emil und guckte ganz verblüfft auf. „Na, weißt, Olly, mit deinen Kräften steht's gottlob net übel."

Da stand sie ganz beschämt vor seiner Gutmütigkeit. „Wärst du doch nicht so faul", sagte sie heiser. Zu gleicher Zeit aber fühlte sie mit einer jammervollen Verzweiflung, daß Emil sie schon aufgegeben hatte. Sie gehörte nicht mehr zu den Lebenden. Sie durfte beleidigen und beleidigte nicht mehr. Eine Röte schoß ihr ins Gesicht, gleich darauf wurde sie bleich und wankend, das Haar feucht, eine schreckliche Schwäche überkam sie.

Emil schaute auf sie hin, legte ihr den Arm um die Schultern und führte sie zum Sofa, kauerte vor sie nieder und sie

fühlte ein verhaltenes Zucken. Er weinte, versteckt an ihrer Brust, wie um eine Tote.

Sie ließ ihn weinen, ohne sich zu rühren, ein entsetzliches Grausen durchrieselte sie. War es denn so nah?

Nein, nein, es war ja erst der erste Anfang der Krankheit. Man sah sie ihr noch kaum an. Sie war nicht abgemagert. Ja, Qual war da; — aber doch, — es war erst der Anfang. — Der Anfang von was? — Von entsetzlichen Dingen — und dann — und dann? —

Es war ihr, als schnürte sich ihr die Brust zusammen. „Wann kommt Köppert?" fragte sie. „Ist es noch nicht so weit?"

zwischen den Zähnen. Sie hatte ihm eins nach dem andern in den Mund gestopft. Er griff nach Hut und Überzieher, es litt ihn nicht mehr im Hause.

Was hatte er für ein Heim, so etwas Lächerliches, Verrücktes, Trostloses!

Im ganzen und großen ging es aber ganz leidlich und besser als vordem.

In der Küche wirtschaftete seit Wochen schon Emil auf seine vortreffliche Weise; er nahm auch das Haushaltungsbuch an sich und führte es pflichttreu. Er wohnte dann ganz bei seiner Schwester, damit diese seine Zeichenstudien besser überwachen konnte, und saß, wenn er nicht draußen in der Küche sein Wesen trieb, in Ollys Wohnzimmer und zeichnete muffig und unzufrieden. Wenn Olly matt, mit fliegendem Atem, im vollen Fieber aus dem Atelier kam und gearbeitet hatte bis auf die letzten Kräfte und sich nun niederlegen mußte, da ruhten ihre Blicke auf Emil, der in seinem behaglichen Fett so träg und indolent dasaß, und eine wahre Wut packte sie da. Einmal erfaßte der Zorn sie dermaßen, daß sie wankend, mit Tränen in den Augen, aufstand und Emil eine unvermutete Ohrfeige gab.

„Prost", sagte Emil und guckte ganz verblüfft auf. „Na, weißt, Olly, mit deinen Kräften steht's gottlob net übel."

Da stand sie ganz beschämt vor seiner Gutmütigkeit. „Wärst du doch nicht so faul", sagte sie heiser. Zu gleicher Zeit aber fühlte sie mit einer jammervollen Verzweiflung, daß Emil sie schon aufgegeben hatte. Sie gehörte nicht mehr zu den Lebenden. Sie durfte beleidigen und beleidigte nicht mehr. Eine Röte schoß ihr ins Gesicht, gleich darauf wurde sie bleich und wankend, das Haar feucht, eine schreckliche Schwäche überkam sie.

Emil schaute auf sie hin, legte ihr den Arm um die Schultern und führte sie zum Sofa, kauerte vor sie nieder und sie

fühlte ein verhaltenes Zucken. Er weinte, versteckt an ihrer Brust, wie um eine Tote.

Sie ließ ihn weinen, ohne sich zu rühren, ein entsetzliches Grausen durchrieselte sie. War es denn so nah?

Nein, nein, es war ja erst der erste Anfang der Krankheit. Man sah sie ihr noch kaum an. Sie war nicht abgemagert. Ja, Qual war da; — aber doch, — es war erst der Anfang. — Der Anfang von was? — Von entsetzlichen Dingen — und dann — und dann? —

Es war ihr, als schnürte sich ihr die Brust zusammen. „Wann kommt Köppert?" fragte sie. „Ist es noch nicht so weit?"

Zehntes Kapitel

Ein feuchtes, rauhes Frühjahr ist gekommen und von den knospenden, regentriefenden Bäumen herab, unter grauem Himmel, tönt das Amsellied, diese Seelentöne, die Erinnerung und Sehnsucht bringen, die am Herzen rütteln und den Kinderseelen Frühlingswonne schaffen. Diese urweltlichen Stimmchen, die uns erfassen und uns in das Neuerwachen mit hineinreißen, auch dann, wenn wir todmatt sind, wenn wir der Weltverjüngung entfliehen möchten, weil nur der Jammer in uns wieder jung wird. Das Frühlingsamsellied unter grauem Himmel von knospenden, regentriefenden Bäumen herab, reißt erbarmungslos alles, was lebt, was Ohren zu hören und ein Herz hat, mitzuempfinden, in den Verjüngungsstrom hinein. Denen aber, die um ihr Leben betrogen sind, tut es weh zum Aufschreien.

Olly hat mit Mimm und Emil in den Isarauen die erste Ausfahrt gemacht. Aufs äußerste erschöpft, ist sie daheim wieder angelangt, liegt auf dem Sofa und sieht mit großen Augen starr vor sich hin.

Emil deckt den Teetisch, stellt einen großen Strauß Himmelschlüssel darauf und scheint die erste Ausfahrt feiern zu wollen.

Mimm setzt sich auch zum Tee; aber die Feier will nicht in Gang kommen. Olly liegt teilnahmslos, und nur durch ein Zeichen gibt sie zu verstehen, daß man ihr Ruhe lassen soll.

Der junge Duft der frischen Himmelsschlüssel dringt kaum merklich durchs Zimmer. Sie empfindet ihn und er tut ihr weh, weh, wie alles und jedes.

Mimm macht sich zum Ausgehen fertig. Ehe er geht, streicht er Olly über das Haar. — „Geht's denn besser?"

Wie dies unnötige Fragen ihr an der Seele reißt! — Jetzt ist sie allein. Sie regt sich nicht. In ihr kämpft und bebt es; der große Frühlingsschmerz liegt über ihr, der in den Verlorenen, in denen, die das Leben ausgestoßen hat, wühlt und zerrt.

Es schellt. — Emil kommt ins Zimmer geschlichen. „Olly, Köppert ist da. Willst du ihn sehen?“ Sie nickt.

„Darf ich?“ fragt Köppert, ehe er eintritt.

Ein heiseres, kaum hörbares „Ja.“

Er setzt sich ihrem Sofa gegenüber. Beide sind still. Ollys Augen ruhen auf ihm. „Mir ist bang“, sagte sie völlig stimmlos. Es klingt gleichgültig und ohne Ausdruck.

Köppert kann nicht ruhig bleiben. Er ist bleicher geworden, seine hagere Gestalt dehnt und dreht sich gewissermaßen. Diese ausdruckslose Verzweiflung hat es ihm angetan. „Ich habe Ihnen da was mitgebracht,“ sagte er — „auch ein Seelchen — etwas, was Sie nicht kennen — wetten?“ — Er zieht ein Pappschächtelchen aus seiner Tasche, hält es vorsichtig in der Hand. In die Pappe sind Löcher gebohrt.

„Lebendig?“ fragt Olly. Er nickt.

„Ein Vogel?“

„Beinah. Passen Sie auf, ob Sie's kennen.“ Vorsichtig öffnet er die Schachtel und nimmt ein in ein Leinwandläppchen gewickeltes graues Wesen heraus.

„Ein Fledermäuschen“, flüsterte Olly.

„Jawohl. Zusammengelegt wie ein Regenschirm. Sehen Sie sich's nur an.“ Er hält es auf der flachen Hand und zeigt ihr's hin. „Jeder Esel meint, er kennt so ein Seelchen in- und auswendig. Gott bewahre, das könnt' jeder sagen. Der kleine, zart pulsierende Schatten mit dem wundervollen Elfengesichtchen, schauen Sie nur — die Edelsteinaugen! Diese Zartheit im Näschen und im Schnäuzchen, die winzigen Zähne und die großartigen Riesenohren! Nicht? — schaut

sie nicht aus wie eine kleine Pfründnerin in der Haube? Nicht wahr, neu? Das kannten wir noch nicht?" Er lachte etwas auf.

Es reckte die Flügel ein wenig. Olly befühlte es. „Ein Hauch", meinte sie.

„Nun, und wie steht's mit der Kunst?" sagte Köppert. „Ich meine: wir, wir Neuen, wie soll ich sagen, wir kennen das Fledermäuschen! Zum Beispiel: Sie und ich etwa — wir durchgeglühten Seelen. Wir malen's, wollen's wenigstens malen, bis in die feinsten Geheimnisse, wie es pulsiert. Es sieht nicht aus wie eine Fledermaus, sagen die andern, die eine Fledermaus höchstens aus Bilderbüchern kennen, eher wie ein zusammengeklappter Regenschirm. — Affektiert. — Wo sieht's so aus? Niemals. — Jawohl, kennt ihr's denn? — Wer wird eine Fledermaus nicht kennen? sagen sie. Punktum. — Ich aber sage: Die Fledermaus ist ihnen ganz Geheimnis. Gerad' wie der Mensch auch. Sagen Sie selbst, wann steht je einer so niederträchtig superklar da, wie die Leute ihn gemalt haben wollen und wie sie ihn gemalt bekommen? Immer geheimnisvoll. — Lichter, Schatten, Fleisch, Fett, alles unbestimmt ineinander zitternd — dort wieder wie in Fels gehauen, hier wie im Nebel, jetzt strahlend, jetzt verschwommen — auf- und niederwogend. Grau. Blendend. In allen Farben. Fahl. Eine wilde Jagd.

Jetzt schauen wir ganz ruhig und warten's ab, und — halt still — haben's — aber in einem Moment, der so intim, so erhascht, so überrumpelt ist, daß die andern ihn überhaupt nie gesehen haben, sowenig, wie sie das Fledermäuschen je sahen, darum sag ich: Wir erfassen das Fledermäuschen, wir lehren euch die wunderliche Erde wie neu kennen, an der ihr vorbeilauft und davon redet, als kenntet ihr sie.

„Darf ich's zum Fenster hinaustun?"

Er hatte das Tierchen, während er sprach, immer zart in den hohlen Händen gehalten, damit sie sich das Köpfchen beschauen konnte. Er öffnete das Fenster ein wenig. Das Tierchen saß ihm auf der Hand, krabbelte hin und her, ganz vertraulich. „Schlimm hast du's nicht mit mir gemacht", dachte es vielleicht. Ein pfeifendes, piependes Tönchen und fort war es.

„Auch ein Frühlingsbote", sagte er und schloß das Fenster. „Es ist mir ins Atelier geflogen. Übrigens, weil wir gerad' dabei sind. Es ist fabelhaft, was für Fortschritte Sie gemacht haben, seit wir uns kennen — rein fabelhaft! Ja, mir hat's was Unbegreifliches. Offen gesagt: ich hab's einem Weibe nicht zugetraut. Eine Feuerseele! Sie werden eine große Künstlerin. Sie sind eine. Bei uns ist keine Schmeichelei. Sie dringen unglaublich fein ein — so was ich sagte — in die Geheimnisse, die andre nicht sehen."

Er hatte nicht auf Olly geschaut, als er sprach, sondern irgendwohin, nach der Decke oder auf den Fußboden, wie das seine Art war, wenn er etwas Gutes zu sagen hatte. Jetzt hob er den Blick und sah ein Gesicht vor sich voller Glückseligkeit. Das arme, schmerzbeladene, kranke Gesicht von vorher war mit einem Schlag verändert. Hoffnungslosigkeit, verbissene Qual, fortwährendes gehetztes Überangestrengtsein, alles hatte sich verkrochen, wie die Nacht vor der Sonne.

Das Glück war da, rein und groß. Sie hob die Hände und faßte die seinigen und sagte wie er vorhin, aber bebend vor Bewegung: „Auch ein Frühlingsbote! Wie soll ich Ihnen danken!"

Köppert wußte wieder nicht, was er sagen sollte, fuhr sich durch den Haarschopf, zog die Schultern in die Höhe. „Mir danken? — oho — hoho." —

Er war ganz erschüttert, daß sie in ihrem Elend so ungeheuer glücklich war. Und er brummte allerlei zerhacktes

Zeug vor sich hin, aus dem kein Mensch klug werden konnte. Und es war ihm, als sähe er es, wie eine Riesenfaust über den Berg griff und roh und gleichgültig das herrliche Geschöpf mit der Feuerseele zerquetschte vor seinen Augen. „Und so scheußlich muß sie mir zugrunde gehen!"

Er wendete sich ab, reckte und streckte sich, machte die sonderbarsten Grimassen — und atmete tief auf, um die Brust frei zu bekommen.

„Wie Sie turnen?" sagte Olly tonlos und mühselig und lächelte ihn immer noch strahlend an. Da machte der unruhige Geist noch einen letzten, energischen Schlenker mit dem Arm. „Diese Hühner, die Weiber", sagte er. „Sie wissen ja, wie ich denke. Ewig kleinlich, am Geringfügigsten kleben, engherzig, schlau, berechnend. Ah! — nie ein reines Feuer, was ihnen einmal durch die Seele führe und alles niederbrennte, alle Lumperei, — nie und nimmer! Eine ewige Dumpfheit.

„Ich weiß schon, ich weiß schon, ereifern Sie sich nicht", wehrte er ab, als Olly sprechen wollte. „Sie — Sie — na — Ausnahmsweib. Einfach guter Kamerad mit einer Heldenseele. Anfangs glaubte ich Dämon." Er lehnte sich wieder in den Stuhl zurück. „Gottlob, nein." Er fuhr sich über den Haarschopf. „Ja," sagte er, „so wundervoll zu einem Weibe stehen, so ganz simpel — Mensch zum Menschen — und nicht Raubtier. Diese Hühner, sie könnten's haben, wenn sie wollten, weshalb nicht? Aber nein! Mit dem bißchen Weib-sein muß herumgeprahlt werden, als wenn sie ein Königreich an den Mann zu bringen hätten."

Er schaute wieder zur Decke, denn er stand wahrscheinlich im Begriff, etwas Sonderbares zu sagen. „So einen Kameraden zu haben, wie ich jetzt," murmelte er, „ja, das könnt' ein jeder wollen, wär' net übel — das ist für Auserwählte. Verstehen Sie, das ist eine Belohnung, die eben nicht für jeden ist."

Er hatte die Beine übereinander geschlagen, bewegte die Fußspitze hin und her und betrachtete diese sehr aufmerksam.

„Ich hab' einmal die ganze Nacht auf einem Stoppelfeld zugebracht. Wissen Sie — das ist sehr leicht gesagt. Teuflisch! eine Art Lager, um tobsüchtig zu werden. Glauben Sie, daß es möglich ist, die Stacheln mit so 65 Kilo niederzudrücken? Kein Gedanke, diese vegetabilischen Borsten stehen kerzengerade und bohren und kratzen und stechen — sind einfach unbezwinglich, rauh, roh, rapauzig wie 's Leben — und eine lange Nacht und immer von einer Seite zur andern."

„Als Soldat?" fragte Olly.

„Als ganz gewöhnlicher Mensch", erwiderte er. „So um fünf Uhr morgens, da war's genug. Ich kann etwas vertragen eigentlich. Endlich nervös wie ein Vollblutpferd, einfach wütend. Ich geh hinunter zum Strand, es war an der See. Ein grauer Morgen. — Ich warf die Kleider ab — und nun hinein — ganz langsam. — Nach den rapauzigen Borsten diese Weichheit! Herrgott noch einmal! Dabei war's kalt; aber eine Weichheit! — weich wie mit Mutterhänden strich mir's am Körper hin — so wie Mutterhände eigentlich sein sollten!" Er reckte sich wie im Ärger — „ja — sollten!

So ist mir's nach den Borsten, auf denen man sich sein Lebtag zu wälzen hat, wenn wir beide miteinander sind. Eine Weichheit! Da ist nichts, was sticht und reibt. Ich vergesse, daß ich Raubtier bin — keine Reue, keine Wut — ganz einfach Kameradschaft. Worte!" brummte er, „das ist auch nicht das rechte Wort", und er schaute immer noch nach seiner Fußspitze.

Ollys Blick aber hatte aufmerksam und tiefbewegt an ihm gehangen. „Ach, geben Sie mir die Hand", sagte sie.

Und er faßte ihre beiden heißen, durchsichtigen Hände und sah ihr gerade in die Augen.

„Weshalb sagen Sie das zu mir? Um mich glücklich zu machen?"

„Man sagt einander viel zu wenig Gutes", meinte er.

Sie hatte etwas ganz Verklärtes. Ein Friede lag über dem Gesicht, der Köppert seltsam berührte, und sie behielt seine Hand in den ihrigen.

„Ich danke Ihnen", sagte sie leise. „Ist das eine wunderbare Sache, daß Sie zu uns gekommen sind! Mimm sagte den ersten Tag, als Sie kamen: ‚Dein Messias kommt.' Ihre Werke waren mir Offenbarungen — das wissen Sie. — Und nun — nun!" Sie konnte nicht weiter sprechen, sah ihn aber an mit einem Ausdruck, als läge sie vor ihm auf den Knien und küßte ihm die Hände.

Sie waren beide jetzt still. Emil brachte die Lampe herein. „Er ist so gut", flüsterte sie.

„Jawohl," sagte Köppert, „er hat so etwas wie Herz. Deshalb ist er aber doch faul und ein halbgebackenes Brötchen, wenn er über Dinge spricht, die ihn nichts angehen." Er lachte Emil zu.

„Oho", sagte Emil, schlug sich aufs Knie und ging wieder zur Tür hinaus.

„Morgen kommt der Doktor, um wieder eine Untersuchung zu machen. Gott weiß, was er da findet! Kommen Sie, bitte, nachmittags." Sie sagte das bebend. Köppert mußte sich ganz zu ihr hinneigen, um sie zu verstehen.

Sie machte eine Pause, dann fuhr sie fort: „Es wär' gut, wenn Sie kämen. Mimm verliert immer ganz den Kopf. Und Mama! — mein Gott, wenn Mama doch nicht käme! Aber sie sind immer alle da, — die beste ist noch Tante Zänglein, aber die ist so ein kleiner Irrwisch. Sie schaut sich alles an — ich weiß nicht wie — so kühl. Ich bin grenzenlos allein, wenn sie alle aufgeregt sind. Niemand denkt an mich, jedes an sich. Wie man das spürt, wenn man so krank ist!

Diese Einsamkeit! Emil — Emil ist gut. Also Sie kommen?"

Als Köppert ging, dankte sie ihm noch einmal mit einem Ausdruck, den er sein Lebtag nicht vergessen sollte.

Sie war wieder allein und lag still und unbeweglich wie vordem, ehe Köppert gekommen war; aber den großen Frühlingsschmerz hatte er von ihr genommen und ihr etwas dafür gegeben: Herzensfrieden und das sichere, warme Sommerglück der Gegenwart. Die Sehnsucht, das Werdenwollen, das Quälen und Ringen und Kämpfen, das die Freude an dem, was schon ist, erstickt, hatte er ihr zurückgedämmt, und sie sah, vielleicht auch nur auf Augenblicke, daß schon etwas geworden war, von den Dingen, die sie so heiß erstrebte.

Gastelmeier kam zurück. „Nun, wie geht's, Frauchen?" fragte er.

Da schlang sie den Arm um seinen Hals und sagte tonlos und heiser: „Mimm, hörst du, Köppert ist mein Kamerad. Er hat mir's eben gesagt."

„Na, Köppert ist ein guter Mensch", erwiderte Mimm.

Was war alles geschehen und durchgekämpft, als Köppert am andern Tage kam!

Er versuchte zu klingeln. Die Klingel gab keinen Laut von sich. Sie hatte ihn gebeten zu kommen und er war gekommen und ging nicht wieder. Sollte sie umsonst warten?

Er klopft. Niemand hört. Er lauscht, klopft wieder — da in der Küche wurde geklappt und gewirtschaftet. Er klopft von neuem. Jetzt kommt jemand. Die Köchin öffnet und schaut ihn verblüfft an.

„Was soll das?" fragt er.

„I mein' schon, Herr Köppert, daß Sie heut' net herein können. Die Nacht ist's so viel schlimm gegangen. Der Doktor hat sie schneiden müssen — ja. Weiß net, was das

noch werden mag. An silberns Röhrel hat er ihr in 'n Hals gesteckt. Reden kann s' nimmer. Der Emil sagt: ‚Dauern kann s' noch lang.' Aber i mein' schon, a Freud' wird s' nimmer viel dran hab'n."

Köppert stand regungslos.

„I mein' schon", fing die Köchin wieder an und sah auf den hageren, starren Menschen.

„Gehen Sie, sagen Sie, daß ich da bin."

Er dachte an ihre rührenden, hilfesuchenden Worte.

„Ja, aber," meinte die Köchin, „drinnen sind s' ganz auseinand."

„Gehen Sie."

Als er in das ihm so bekannte Zimmer trat, in dem sein Kamerad ihn seit Monaten ehrlich beglückt empfangen hatte, war es ihm zumute, als öffnete er die Tür zu einem Garten, den er am Abend unberührt und voller Blüten und Kräuter verlassen hatte — und am Morgen ist alles zertreten und zerstampft, als hätten Dämonen darin gehaust.

Bleich trat er ein; die hagere Gestalt wie zugespitzt von innerer Erregung, die sehnigen Hände ineinander gekrampft, die Augen spähend. Zerstörung, wohin er sieht. Die Anmut des Raumes fortgewischt. Jeder Stuhl, der im Weg steht, zeugt von verzweifelten, vom Unglück gepackten Menschen. Eine riesige Unordnung im Zimmer — Sachen, Sachen und wieder Sachen, sinnlos hingeworfene Sachen.

Gastelmeier steht am Fenster, starrt auf die Straße hinaus, dreht sich nicht um, als er die Tür gehen hört. Ollys Mutter sitzt auf dem Sofa. Sie sieht zerzaust aus, so unmütterlich wie möglich, keine Trostbringerin, eine Trostbettlerin; neben ihr Erwin zusammengekauert.

Wie sitzen diese Leute da!

Auf dem Sofa, auf dem irgendwer die Nacht geschlafen haben muß, liegt noch das Bettlaken ausgebreitet. Auf der

Erde steht ein Waschgeschirr, auf einem Stuhl das Frühstückszeug noch. Eine Tasse ist umgestürzt, der Inhalt hat sich auf den Fußboden ergossen: auf allen Gegenständen Staub, vor dem Ofen Asche und Kohlen durcheinander. Dort Verbandzeug, auf dem Tisch eine Schale mit blutigem Wasser, blutbefleckte Tücher, Wasser, Flaschen.

Köppert errötet, es tut ihm weh. — Wenn das Seelchen das wüßte! Seine Augen bohren sich wahrhaft in die nervös verzauste Mutter. „Auf, alte Närrin!" sagen diese heftigen Blicke. „Was bist du denn? Erwirb dir endlich das Recht zu leben — greif an! Was gehen deine Nerven dich an, laß sie meinetwegen an dir herumhängen — aber tu deine Pflicht!"

Er war sinnlos wütend, Köppert. Wie zugespitzt er aussah! Er hatte den Sumpf, aus dem das Seelchen stammte, längst kennen gelernt, diese Menschen, die die schwachen, erbärmlichen Arme nach der Kunst ausstreckten, die Kunst als noblen Broterwerb betrachteten, diese Schwächlinge, die nicht wußten, wie sie mit dem Leben auch nur auf die elendste Weise fertig werden sollten, und mit dem Martyrium der Kunst spielten. Aus diesem Sumpf, der nur Blasen aufwirft, war dennoch eine Heldenseele aufgestiegen, eine Prachtseele, die bis zum Tod voller Schaffenskraft und Feuer war, die alles überwand. Und diese Seele lag jetzt verstümmelt, blutend zugerichtet, aufgegeben, und die Blasen machten sich wichtig und bliesen sich auf bis zum Platzen.

Die ihm so verhaßte Dame wollte ihn wehmutsvoll anreden und begann etwas Hochtrabendes. Er wendete sich ab. „Nun — nun — nun", sagte er zu Gastelmeier und rührte ihn an der Schulter an.

„Das ist ein Leben. Wenn du wüßtest," murmelte der, „eine Hölle!"

„Tun Sie die Tücher fort — und die Wasserschale", sagte Köppert ruhig zu Frau Kovalski.

„Wozu?" sagte Gastelmeier, „laßt nur alles stehen und liegen, wie es liegt in diesem Unglückshaus; überhaupt, wozu hier etwas anrühren?"

„Verlier' den Kopf nicht," sagte Köppert, „armer Kerl!"

„Ja, das ist's, was ich vom Leben erhofft habe!"

Gastelmeier preßte den Kopf an die Glasscheibe. Er stand verzweifelt und verbittert da. Seiner behaglichen Person ging's schlecht, ihm war alles verpfuscht, ihm geschah das Entsetzliche — über sich selbst kam er nicht hinaus, und sein Schmerz war daher bitter, bitter wie Galle und von dem Mitleid für andre unverdünnt. Freilich hatte er Mitleid mit der Armen — aber daß er Mitleid haben mußte, das war's, was ihm weher tat, als das Mitleiden selbst. Er sah drollig aus. Seine Beinkleider hatten eine Art und Weise zu sitzen, die durchaus nicht zu der verzweifelten Stimmung paßte. Der Sitzteil dieser weiten Beinkleider hatte die Eigentümlichkeit, wie eine Art Schmetterlingsnetz an seiner geknickten Gestalt herabzuhängen.

„Diese Hölle heut nacht, Köppert, so etwas geht über die Kräfte, die einem Menschen zur Verfügung gestellt sind." Er murmelte unverständlich. Beide Hände hatte er in den Hosentaschen. Er sah wie breitgedrückt vom Schicksal aus.

„Es ist Hoffnung, daß sie noch leben kann, aber Köppert — siehst du — ganz ohne Stimme — weißt du? — und gesund? — Nie wieder eine gesunde Frau."

Die Augen standen ihm voll Tränen, er hatte schon viel geweint und schnüffelte etwas. „Seit wir verheiratet sind, eine ewige Unruhe — nie Frieden. So reizend, so lieb, wie sie war — und doch nicht, wie es hätte sein können. Und nun — das!"

Er mußte sprechen. Er konnte seine Gedanken nicht mehr zurückhalten und ging neben dem langen, hageren Köppert, der seinen eigenen Gedanken, wie es schien, nachging, auf und nieder.

„Wenn ich denke, ich zog damals wegen dem Rangierbahnhof aus der Salzstraße; — aber was ist ein Rangierbahnhof gegen das Leben, wenn nicht alles ist, wie es sein sollte! Siehst du, Köppert — und es war nicht alles, wie es sein sollte," sagte er in seiner Bewegung wieder, „es war nicht alles, wie es sein sollte. Schon in der Blütenstraße fing's an. Da rangierten sie und kamen mit nichts zurecht. Ich weiß nicht, wie sie's machten. Es war ein ewiges, geistiges Gepolter im Haus, ein ewiges Rasseln und Schnaufen und Würgen, keine Seelenruhe. Sie waren immer geheizt wie die Lokomotiven. Siehst du, — die Kunst, — Köppert, ich hab' immer gemeint, daß sie etwas ganz Harmloses wäre, eine stille Beschäftigung, — aber das ist sie ja gar nicht — oder sie ist's nicht mehr, ich weiß nicht. Eine lärmende Maschine, die Unfrieden und Unbehagen ins Haus bringt. Und wenn das Haus nicht groß genug ist und die Kräfte, die die Maschine leiten, nicht stark genug und nicht geübt genug — und die Maschine kommt ins Rennen — und die Schrauben halten nicht, wie sie sollten — so rennt sie alles über den Haufen und wütet das ganze Haus zusammen. Es gehört Riesenkraft dazu, um mit dieser Teufelsmaschine jetzt auszukommen. Die Schwachen sollten sich nicht daran vergreifen."

In Gastelmeiers Hirn hatte sich der Vergleich, den Emil einmal gebraucht hatte, mit der Zeit eingeätzt. Er hatte im flüsternden Ton unaufhaltsam gesprochen, hatte nicht auf seine Schwiegermutter und den Schwager geachtet und nicht auf Köppert; es war ihm gleichgültig, wer zugegen war. Was er sagte, mußte er sagen — und er hätte so viel mehr sagen können. — Aber schon das Wenige war eine Erleichterung. „Und", fuhr er fort, wobei wieder zwei große Tränen über die behaglichen Wangen liefen, „was ist hier rangiert worden — hier — Köppert, — bei aller Liebe! Glaub mir, rangiert von früh bis in die Nacht — und nachts — nachts! Diese Nächte! Da hat Olly die Teufelsmaschine geheizt und

überheizt. Sie wollte ans Ziel, sie mußte auf Leben und Tod! Das mit anzusehen! Wahrhaftig, ich habe nicht geglaubt, daß man mit einer Frau so etwas erleben kann. Man hält die Frauen auch für so harmlos?! Ich wenigstens tat das; — aber sie sind es nicht."

„Nein," sagte Köppert, „das sind sie nicht. Wo liegt deine Frau?"

„Ja, wirklich, — ich weiß nicht, ob du sie sehen kannst, sie liegt natürlich zu Bett", sagte Gastelmeier unsicher. „Ich weiß nicht."

„Sag's ihr, daß ich da bin. Wer ist bei ihr?" fragte Köppert.

„Jetzt Emil, später bekommen wir eine Rote-Kreuz-Schwester. Weißt du, da sind Dinge mit dem Verband zu machen." Er ging ungeschickt vorsichtig in seinen weiten, gestickten Hausschuhen voraus in das Nebenzimmer.

Als Köppert bei Olly in Gastelmeiers Begleitung eintrat, stand Emil, der neben ihrem Bett gesessen hatte, auf und flüsterte seinem Schwager ins Ohr: „Komm, es ist gut, wenn Köppert mit ihr spricht."

„Jawohl", sagte Gastelmeier.

Köppert sah, daß zwei bleiche Hände sich ihm entgegenstreckten — hilfesuchend, als läge der arme Kamerad nicht in seinen Kissen, sondern als triebe er in einem reißenden Strome von ihm ab.

Er faßte die hilfesuchenden Hände. Da machte sie die eine Hand los und zeigte nach ihrem Hals. Die Augen bohrten sich verzweifelnd in Köpperts Augen. Sie wollte sprechen. Es war, als packte den ganzen Körper ein Krampf. Solch eine Unruhe! Solch ein Verlangen! Sie wollte sich mitteilen. Sie mußte sich mitteilen, es war so unendlich viel geschehen. Sie war nun ganz zum Krüppel geworden — stumm — zerschnitten! Und das Leben-wollen! Und der Lebensjammer!

„Ruhig — ruhig", sagte Köppert und legte den Arm um ihre Schulter. Sie lag etwas aufgerichtet.

So hielt er sie. Das tat ihr wohl — für einen Augenblick. Dann zog der Jammer wieder über das Gesicht wie ein Regenschauer.

„Ich weiß alles, was Sie denken", sagte Köppert. „Sehen Sie mir nur in die Augen."

Und sie sah ihn folgsam an, starr unverwandt, und er hielt ihren Blick aus und las den ganzen bittern Kampf, das ganze Elend, wie in den Augen eines sterbenden Tieres.

Eine große, stumme Beichte. Ihr Körper zitterte, ihre Brust hob sich im Kampf. So saßen sie lange unverändert.

Jetzt kamen die heißen, heißen Tränen, das ganze Gesicht war gebadet. Und er hielt sie und hörte die stumme, ernste Beichte weiter. Sein Gesicht war so gespannt, er war so ganz ihr hingegeben, daß sie in Wahrheit mit ihm zu sprechen glauben konnte. Ihr Jammer floß wortlos ganz in seine Seele über und er fühlte jeden Schauer, der sie durchfuhr.

Ganz offen und ehrlich und ohne alles Mit-sich-selbst-Verstecken spielen ... das war das Weib, das er liebte.

Zermartert, seelisch und körperlich, zu Tode verwundet, ganz aufgegeben und aus dem Leben gestoßen, so lag sie in seinen Armen — und nicht einmal sein eigen. Armselig und stumm, wie ein sterbendes Tier. So mußte er lieben lernen.

Raffiniert! Teuflisch! Wenn er das hinsterbende, junge Weib nicht hätte in ihrer Angst und Qual stützen und halten müssen, er wäre aufgesprungen und hätte die Hände ineinander gekrampft, wäre im Zimmer hin und her gerast im lächerlichen Kampf gegen das Schicksal. Das Schicksal und er hätten es genau miteinander gemacht wie die beiden Kerle an der Türkenkaserne in München: „Sag' Lallenstedt." — „Lallenstedt" — darauf prompt der Schlag. Köppert aber sagte nicht Lallenstedt, trotz aller Aufforderungen des Schicksals nicht, und hielt seinen armen Kameraden behut-

sam, stützte ihn, damit er besser aufrecht sitzen konnte. Er verbiß seine Qual.

„Ich weiß alles — ich weiß alles — alles", flüsterte er ihr wieder zu in einem Ton, als spräche er mit seinem todkranken, treuen Hund, von dem er keine Antwort erwarten dürfte und den er mit jedem Hauch seiner Stimme trösten wollte. So innig, so naiv — so ganz ihm zugewendet, wie der Mensch zum Menschen den Ton kaum stimmen kann. „Du willst leben — du willst es haben, wie die andern — und besser — jawohl besser — größer und weiter! Du dachtest dir dein Leben wundervoll? Nicht wahr?"

Sie hörte mit großen Augen zu. Er hatte gefühlt, wie sie bei der Anrede zusammengeschreckt war und wie ein reiner Glücksstrahl über ihr Gesicht huschte, für einen Augenblick die Todesbangigkeit verscheuchte.

Dies „Du"! Dies Einander-nah-gerückt-sein!

Jetzt hingen ihre Blicke an ihm wie gebannt.

„Du meinst, es ist jetzt alles aus, kommst dir entsetzlich betrogen vor? Sehr begreiflich. Von solchen Gedanken läßt du dich zerreißen?"

„Ja — ja", sagten die armen Augen.

„Hör' mich," sagte er leise, „vielleicht hast du mehr gelebt, als irgendeine andre, und lebst mehr, als irgendeine. Denke — allein seit wir uns kennen: Da ist so ein Mensch gekommen, Tag für Tag, der hat vor dir ausgepackt, was er nur auszupacken hatte, und wie haben wir einander verstanden! Meinst du, so etwas gibt es oft in dieser Welt, da laufen sie aneinander vorüber wie die Tiere, brummen sich etwas zu vom Futter, vom Wetter, von ihrem Befinden! von den besten Weideplätzen — und aus ist's. Wir aber! Denk' doch!

Und wie verstehen wir uns in Dingen, für die man eigentlich keinen Gefährten findet! Und denk', wie du gewachsen bist. Ich sag' dir's. Erstaunlich. Du bist eine so feine, feine

Kreatur. Künstler durch und durch. Stell' dir vor, wie sie würgen und hetzen, und wie steifleinen es ist, was die meisten zuwege bringen. Denk' nur. Und wie wundervoll wir miteinander gearbeitet haben. Denk' an all das und daß du einen Kameraden hast, — wenn du alles wüßtest! — dem du außer seiner Arbeit das erste menschliche Gut bist. Stell' dir den rapauzigen Waldmenschen vor — und wie gut er's mit dir meint. Na, als wenn das alles nichts wäre."

Er sprach weiter und weiter. Mit jedem Wort wollte er ihr Trost bringen, vergaß sich selbst, wie eine Mutter, die ihr krankes Kind einwiegen will, der eigenen Müdigkeit vergißt. Er sprach ganz einfach ohne alle Sprünge und Sonderbarkeiten und dachte nur einzig: Sie soll in ihrem Jammer die weiche Hand spüren.

Und sie spürte sie. Mit großen Augen nahm sie seine Worte auf, wie eine verdurstete Pflanze den Regen. Sie fühlte sich sicher bei ihm; wie oft hatte er schon Qual und Jammer von ihr verscheucht, nur damit, daß er da war und mit ihr von Gott weiß was sprach! Und heute, wo er mit seiner heilenden Hand die furchtbare Wunde berührte!

Sie machte ihre Hand jetzt langsam von ihm los und zeigte nach dem Tisch vor ihrem Bett. Da hatte Emil weiße Zettel hingelegt und einen wundervoll gespitzten Bleistift. Köppert reichte ihr, was sie verlangte, und gab ihr auch den Pappdeckel, der als Schreibunterlage nebenbei lag.

Olly hielt die matte Hand lange ruhig, dann schrieb sie mit zitternden Fingern: „Weißt du noch, mein Kamerad, der Karpfenschlag? Heute nacht und heute morgen — das war mein Karpfenschlag — tief im tiefsten Grund und Schlamm — ganz einsam — vielleicht kommt auch bei mir nun die Weisheit, und daß ich geduldig werde." —

Köppert nahm ihr den Zettel aus der Hand und las ihn und in den Augen standen ihm die nicht mehr zurückzuhaltenden Tränen. Und er fiel vor ihrem Bett auf die Knie

und küßte ihr die Hände und preßte sie wieder und wieder an die Lippen. Dabei konnte er nicht Herr seiner Tränen werden.

„So ein Esel," sagte er, „so ein großer Esel!" Und verbarg seinen Kopf in den Kissen. Aber er riß sich aus der Qual und sagte: „Wenn du so gut und klug bist, wird alles gut werden."

Sie schüttelte den Kopf und nahm wieder den Stift in die Hand und schrieb kaum leserlich: „Keine Hoffnung wecken — um Gotteswillen nicht."

Er las, legte beide Zettel in seine Brieftasche. „Nein," sagte er, „keine Hoffnung und keine Hoffnungslosigkeit. Wir wollen uns an die Gegenwart halten."

Er setzte sich wieder zu ihr und sie gab ihm beide Hände.

Es wird dämmerig. Der Fensterflügel steht ein wenig geöffnet und unter dem feuchten, grauen Himmel klingt draußen, aus einem Garten herauf, das Amsellied, das die Herzen in den großen Verjüngungsstrom einzutauchen ladet. Sie hören es beide — halten sich an den Händen und hängen mit den Blicken fest aneinander.

Jetzt kritzelte sie wieder auf einen Zettel: „Ein Glück ohne Reu' — alles durch dich, mein Kamerad."

Er strich ihr über die Hand. Sie solle ruhig, ganz ruhig sein. Die Amsel draußen brach ab — setzte wieder an — die urweltlichen, zarten Töne wurden leise, wie träumerisch, schwollen an, sehnsüchtiger, banger — seelenbeklemmend. Das wonnevolle Frühlingsweh lag über der Erde.

Die beiden im stillen Zimmer hielten einander immer noch bei den Händen, und sie suchte seine Blicke. Sie lebte von seinen Blicken.

Dann kritzelte sie wieder; aber die eine Hand des Kameraden behielt sie in der ihren und klammerte sich fest daran, während sie schrieb — so fest und bang, als fürchtete sie, daß er gehen würde.

Ja — und er fühlte auch, er durfte nicht gehen. Er mußte nun bleiben. Sei es, wie es wolle. Er dachte, dachte dumpf, wie er es am besten einrichten könnte, er wollte mit Mimm sprechen. Er durfte sie jetzt nicht verlassen. Inzwischen kritzelte sie, langsam, immer ausruhend.

Wenn er nicht bei ihr wäre, wie würde sie nach seinem Trost suchen in ihrer Seeleneinsamkeit! Sie fürchtete sich ohne ihn. Es grauste ihr bei dem Gedanken, daß er gehen würde. Das wußte er — er mußte bleiben.

Sie kritzelte langsam, langsam — draußen das Amsellied.

Sie schaute ihn an, er solle den Zettel lesen. — —

„Nehmt das Entsetzen von mir, die schwere, nasse Erde — den engen Sarg — das Grausen — die tote Einsamkeit. Begrabt mich nicht!!! Das Feuer ist besser. Verbrennt all das, was so viel sein wollte — so viel! Das unbeschreiblich Lebendige — das Ruhmsüchtige — das Törichte, das was so gern — so unaussprechlich gern gelebt hätte."

Er hat gelesen und sieht sie an, treu und fest. Sie kann sich auf ihn verlassen.

Jetzt greift sie nach einem Fläschchen, das neben ihr steht.

„Willst du einnehmen?"

Sie nickt.

„Soll ich's dir geben? Hast du kein Löffelchen?"

Sie hat es schon aus dem Fläschchen getrunken. Jetzt liegt sie still. Köppert wundert sich, daß niemand kommt. Aber es ist gut so.

Die Dämmerung sinkt tiefer und tiefer. Olly wird unruhig, wirft sich hin und her, ihr Blick wird so bang, so unendlich bang. Sie fühlt sich gequält.

Dann wird sie ruhig und der Ausdruck, wie es ihm scheint, fast heiter. Wieder greift sie nach dem Stift und er reicht ihr einen Zettel hin. Sie kritzelt im Halblicht: „Und weißt

du — selbst nach dem Karpfenschlag, mein Kamerad, auch wenn der Karpfen ganz ergeben ist, kann doch noch Unverhofftes geschehen. Unser dicker Freund, der Goldkarpfen, hatte alles aufgegeben, seinen Karpfenschlag gemacht — war geduldig geworden — und die Freiheit kam! Ich seh' ihn noch — wie ein Goldstreif, husch, ins freie Wasser — fort war er, und froh und gesund."

Er liest den Zettel, legt ihn zu den andern in die Brieftasche — und wendet sich ab. Die Tür öffnet sich, Emil kommt leise herein und bringt Licht.

Er schleicht an Ollys Bett. „Ollychen, was hast du denn?" fragt er sonderbar und stellt die verhängte Lampe auf den Tisch.

„Ollychen?" Er fragt ganz ruhig und doch angstvoll.

Jetzt blickt Köppert auf sie hin. Es ist eine Veränderung mit ihr vorgegangen. Die Augen sind halb geschlossen, es liegt etwas Schweres auf ihr — wie eine ungeheure Schläfrigkeit.

„Ollychen, was hast du denn?" fragte Emil wieder.

Sie winkt schwer mit der Hand.

Auf ihrem Bette liegt noch das Fläschchen. Emil greift danach. Er hält es — hält es und schaut — darauf hin. „Es wird ihr doch nicht schaden", sagte er flüsternd. „Sie hat da aus dem falschen Fläschchen genommen und gewiß wieder getrunken. Das macht sie immer mit aller Medizin. Ihr Schlafmittel — und — ist leer."

Er gibt Köppert das Fläschchen. Der sieht kühl darauf hin — dann mit einem langen Blick auf seinen Kameraden — und beugt sich über sie und sieht in das Gesicht, über dem der schwere, tiefe Schlaf schon liegt — und sieht auf das, was das Schicksal ihm bisher an Menschenglück geboten — in welcher Gestalt!

Mit Qual beladen — und doch — wochen-, monatelang hatte ihm die Glücksflamme gebrannt. Immer gefährdet,

erstickt zu werden, wie eine Flamme, über die giftige Nebel sich legen. Aber sie hatte gebrannt. Es war das echte Feuer gewesen.

Die Riesenfaust hatte über den Berg gelangt und drückte den göttlichen Funken aus. Da war nichts zu machen.

Er erhob sich aus der tiefgebückten Stellung. Und noch ein langer, tiefer Blick auf das Gesicht in den weißen Kissen, für ihn das Gesicht der Gesichter.

In den tiefen Schlaf hat sie das Bild vom geretteten Goldkarpfen mitgenommen, den huschenden Goldstreifen im freien Wasser. Die unverhoffte Freiheit — die Hoffnung. Das war gut so — —

„Merkwürdig, barmherzig!" dachte er.

„Ich werde zum Arzt gehen", sagte Köppert und ging leise hinaus.

Da saß Freund Gastelmeier vor dem Tisch, die Arme aufgestützt, den Kopf in den Armen vergraben und war eingeschlafen.

Köppert schlich an ihm vorüber.

Es war alles vorbei, der Tod und das erste Entsetzen, die schreckliche Kiste mit dem Zinnsarg, die Reise — alles. Über Ollys armen Mimm waren die Wogen zusammengeschlagen, und Köppert saß zu Hause mit seiner Mutter — allein. Die alte Frau strickte.

„Ich erfahr' da," sagte sie, „du bist bei einer Verbrennung mit dabei gewesen? Durch fremde Leute natürlich erfahr' ich's."

Köppert saß müde gearbeitet, stumm, und schnitzelte gedankenlos an einem Stückchen Holz. Das fahle, starke Haar, das sein Kamerad geliebt hatte, das unregelmäßige Gesicht, die klugen, grauen Augen, die feste, leichte Gestalt — die Arbeitskraft von früh bis abend — alles wie zuvor — aber eine Verdrossenheit — eine so schwere Verdrossenheit.

„Du," sagte die alte Frau, weil sie keine Antwort bekam, noch einmal, „wie war's denn? Es soll ja greulich se in."

„Gar nicht", sagte er kurz.

„Du sollst ja alles gemacht haben, alles, und wie sie die Kiste zum Bahnhof gebracht haben. Also eine wirkliche Kiste, — da warst du auch dabei. Wie kommst du denn dazu?"

„Einfach"... Er sprach nicht aus, ging im Zimmer auf und nieder, fuhr sich durch den Haarschopf und zuckte mit den Schultern.

„Wie ist es denn?" fragte die alte Frau weiter und strickte, „wie ist denn das mit der Asche? — Wie sieht denn das aus? — Du —? Du erzählst einem auch gar nichts."

„Wie das aussieht?" fuhr Köppert auf und stand vor seiner Mutter, die Finger ineinander gekrampft, grau, hager, so zugespitzt, sonderbar, so in sich selbst verkrochen.

Die alte Frau strickte weiter, zählte ab und merkte nicht auf ihren Sohn. „Ja, wie ist's denn?" fragte sie noch einmal behaglich unter dem Zählen und steckte sich eine Stricknadel durch die Haube. „Ist's denn eine Blechbüchse — ich hab' so gehört. Wie eine Blechbüchse?"

„Nun ja, Mutter — eine Blechbüchse — verlötet — ganz wie Bohnen — das ist das Ende."

Im letzten Winkel des Reiches, dort, wo aus dem bayrischen Algäu die niedrigen Pässe in die benachbarte Schweiz führen, liegt ein Hochtal. Die goldene Frühlingsabendstunde leuchtet darüber hin. Die Herrgottswände strahlen das Licht der untergehenden Sonne zurück. Frühlingswonne in jedem Gras, in jedem Kraut, in jeder Blume, im Moos, in jedem Laut, in jedem Duft. Wie Dankopfer steigt der Odem des neuen Lebens zum Himmel. Die Luft sonnendurchleuchtet. Alles strahlend, funkelnd, jauchzend — lebendig.

Daseinswonne für jede Kreatur. Der Winter vergessen, der Tod vergessen! Leben über Leben!

Es quillt, es strömt, es sproßt und breitet sich aus. Die Gebirgswässer sprudeln und tosen. Die grünen, schwerbelaubten Wipfel wiegen die neue Last. Die schwarze Erde schickt ungezählte bunte, duftende Gestalten zum Tageslicht. Die Welt ist neu — das Leben ist neu. Jeder Atemzug Gesundheit und Freude.

Am Weg, der zum einsamen Gehöft Rohrmoos führt, steht ein Mädchen, blond, rosig — ernst, aber als wären Frühlingskräfte auch über sie ausgegossen. Sie erwartet jemanden. — Den Weg herauf muß er kommen. — Und er kommt. —

Endlich!

Sie hat lange gewartet, lang ausgeschaut. Zwei Wanderer sind an der Wegbiegung aufgetaucht. Jetzt geht sie ihnen langsam und ruhig entgegen.

„Friedel", sagt sie im warmen Herzenston, als sie bei ihm ist. Helle Tränen stehen ihr in den Augen.

Der Mann findet kein Willkommenswort, er reicht ihr stumm die Hand.

„Friedel", sagt sie wieder. „Friedel", so tröstend, so warm: er ist ja heimgekommen!

Jetzt hebt er den Kopf und faßt seinen Begleiter bei der Hand und sagt: „Emil bleibt ganz bei uns oben, der hat auch die Kunst über Bord geworfen."

Das Mädchen drückt auch diesem die Hand.

Und sie gehen alle drei wortlos durch die lebensmächtigen Frühlingsgewalten, die alle gesunden Kreaturen Winter und Tod vergessen lassen.

Das Recht der Mutter

Roman

Erstes Buch

Erstes Kapitel

Noch als grüner Bursche schrieb Ker, das heißt der Student Dmitri Alexándrowitsch Ker-Assowsky in sein Tagebuch:

St. Petersburg, den 2./14. April.

Ich setze keinen Fuß mehr in die Universität. Was bekomme ich dort zu hören? Es ist wahrlich nicht des Hingehens wert. Tag für Tag entsetzlich wichtige Mienen, aber die Weisheit der Herren fließt tropfenweise. Tagtäglich ein sparsam zugemessenes Tröpfchen, da, wo ich in vollen Zügen trinken möchte. Und wie sie vortragen! wie sie vortragen! Semester für Semester immer dieselben Witze an derselben Stelle, die älteren Studenten kennen die Witze alle im voraus. Man denkt unwillkürlich: morgen kommt es! ja morgen! immer derselbe Quatsch. Und das nennen die Herren Philosophie! Entweder wissen sie nichts mehr zu sagen, oder sie wagen es nicht. Das ist nur bei uns in Rußland möglich. Dazu der ewige Winter, wir haben April. In Deutschland ist es voller Frühling.

Was soll ich hier?

Ich gehe nach Deutschland.

Wenn es mir einmal bestimmt war, über diesen Planeten als Mensch zu wandern, so will ich es nicht getan haben, ohne das Höchste kennen zu lernen, was die Erde uns Menschen bietet.

Wanderer sind wir alle; ich will sehend wandern.

11./23. April.

Mein lieber Schwager und Vormund Sztipann Sztipannowitsch ist ganz einverstanden. Er hat sehr liebenswürdig zu-

gestimmt, hat sofort die nötigen Mittel angewiesen und hat mich lächelnd ermahnt, nicht gar zu sparsam zu sein, und das würde ja wohl die paar Monate bis zu meiner Mündigkeitserklärung reichen; dann könnte ich ja über das Ganze selbst verfügen.

Ich weiß nicht, was ich gegen ihn habe. Er ist immer liebenswürdig und höflich gegen mich, aber ich mag ihn nicht. Man sagt ihm nach, daß er die Bauern schinde. Auch mein Bruder, der General im Kaukasus, ist, so lang wie ich denken kann, mit ihm verzankt.

Meine Schwester Anna Alexándrowna umarmte und küßte mich und konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Papa war sehr liebenswürdig gegen dich, obgleich du doch von seiner dritten Frau bist, und kein Mensch dachte daran, daß er sich noch einmal verheiraten würde. Freifräulein von Lützerode-Stefanitz, Stiftsdame aus Waitzenbach oder Hammelburg bei Schweinfurt ... reichsunmittelbar ... und allen regierenden Häusern ebenbürtig! Warum hat sie denn nicht einen deutschen König geheiratet, statt unseren armen Papa?"

Aber, liebe Anna, sage ich, das scheint mir doch ganz und gar Papas Sache gewesen zu sein.

„Nun natürlich! Warum bist du denn gleich so empfindlich? Wie ein echter Deutscher; du hast ja eine deutsche Mama und eine deutsche Kindermuhme gehabt. Alles deutsch. Unser armer Papa. Ich sage ja gar nichts, und du bist ja selbst bald mündig. Aber du weißt doch, daß deine Mama gar nichts gehabt hat, nur Diplome, Diplome, Diplome — ich glaube auch gar Gouvernantendiplome. Geh doch lieber nach Paris. Ein junger Mann muß austoben. Aber wie du willst. Wenn du durchaus studieren willst, nun gut, so geh nach Jena oder wie es heißt, und studiere. Offizier willst du ja nicht werden. Adieu, mein lieber Junge! Du kannst dort tun, was du willst, nur bitte, trinke kein Bier — das ist so, wie soll ich sagen — unfein. Man kriegt so eine deutsche

Gestalt — so dick. Man hat mir gesagt, alle Deutschen sehen aus wie Kartoffeln. Sie laufen alle herum ohne Taille, wie Billardkugeln. Adieu, mein lieber Dmitri! und kauf' dir ein hübsches Reitpferd. Ich weiß gar nicht, ob es in Deutschland hübsche Pferde gibt, alles Bierfaß!"

Was für frische lebendige Kinder sind doch meine Nichten und Neffen: Daascha, Szaascha, Maascha, Paascha, Jaascha! Sie klettern alle an mir herum. Alle in russischen, weißseidenen Hemden, roten Hosen und roten Gürteln. Jede will etwas haben, ich soll jedem was mitbringen, die Älteste will durchaus noch ein Brüderchen. Ja, hast du denn noch nicht genug? Nein, sagt sie, die hauen mich alle! So? und da willst du wohl einen solchen haben, den du hauen kannst? Ja, antwortet sie und lacht.

Ich nehme niemand von den Leuten mit, ich gehe ganz allein.

An Bord der „Schönen Louise".

14./26. April.

Es ist das erste Schiff, das abgeht. Aber trotz aller Unbequemlichkeiten ist es mir hier lieber als im Waggon. Die Newa ist zwar seit einigen Tagen eisfrei, aber wir haben noch vollen Winter. Alles weiß.

Schöne Geschichten, mit Jermák, dem Kutscher!

Sollte er recht haben mit Sztipann Sztipannowitsch? Es wird nicht so schlimm werden!

Auf dem Weg vom Gut hierher lag ich behaglich verwahrt und halb träumend im Schlitten und blinzelte durch die bereiften Augenwimpern, bald nach dem dampfenden Dreigespann, bald rechts und links ins lustige Schneegestöber und dachte an den Frühling in Deutschland.

„Baarin, Herr!" begann der Kutscher.

„Nun?"

„He, du Schimmel, munter, munter!"

„Was willst du?"

„Du gehst ins Ausland, Herr, nicht? Nach Germanien, in das Land, wo sie nicht Russisch sprechen?"

„Freilich, was weiter?"

„He, du Strauchdieb, glaubst wohl, man kennt dich nicht!" und er hieb auf das Handpferd ein.

„Laß nur gut sein, laß sie verschnaufen."

„Das weiß ich besser, Herr. Der Schimmel da ist ein Gauner, ein Hebräer, eine Hundeseele, blinzelt immer zurück, ob ich vielleicht einmal einnicke. Wartet nur, Brüderchen, ich kenn' euch alle!" Und er hieb von neuem auf die Pferde ein, so daß wir pfeilschnell über die frische Schneebahn hinflogen.

„Gerade so habe ich deine Schwester gefahren, Herr."

„Wen, sagst du?"

„Je nun, deine älteste Schwester Jekatirina Alexándrowna. Es ist freilich lange her, und ich war noch ein rüstiger Kerl. Du wirst nichts davon wissen, Herr, denn du warst ja kaum auf der Welt. Herrgott, Herrgott, wie die Zeit vergeht! Jekatirina Alexándrowna! — Wo mag sie jetzt sein? Glaub' mir, Herr, das war ein herrliches Mädchen. Eine Schönheit, Herr, glaub' mir, ein Engelsangesicht. Sie hat mir einen Pelz geschenkt, der Pope könnte auf solch einen Pelz stolz sein — und ich Hund, ich habe ihn versoffen."

„Was erzählst du da für Geschichten? Schweig doch lieber."

„Wahrheit, Herr!"

„Deine Schwester ging auch ins Ausland wie du, Herr, und hatte ein Bübchen mit, ein Püppchen, — so klein — ich sage dir, nicht größer als meine Fausthandschuhe — und ein Gesichtchen! wie von Wachs, das reine Wachs, und das quäkte so jämmerlich — ich habe laut weinen müssen, wie ich deine Schwester fuhr. — — Wir sind nämlich heimlich ausgerissen, mußt du wissen, Herr. In der Nacht. Und dein Bruder

hat mich hinterher gehörig prügeln lassen. Ach du lieber Gott, was tuen Prügel? Nichts, rein gar nichts. Jekatirina Alexándrowna war fort. Sie hatte es mir befohlen, sie nach Petersburg zu fahren, zum Schiff. Warum ist sie denn nicht wieder gekommen? — Sag' mal, Herr, kennst du deine Schwester Jekatirina Alexándrowna?"

Es war mir höchst peinlich, den Alten so reden zu hören. Er sprach mit bäurischer Offenheit von einer Schmach in unserer Familie. Ich erinnere mich: Ich hatte als Knabe auf dem Boden des Schlosses ein Pastellbild aufgestöbert — ein junges Mädchen in Bauerntracht — verstaubt, mit gebrochenem Rahmen und zersplittertem Glas, unter einem Haufen Gerümpel halb vergraben. Als ich es aber triumphierend der Schwester Anna brachte, befahl sie mir, es augenblicklich wieder dahin zu schaffen, wo ich's herhätte. Aber ich ließ das Bild nicht aus den Augen und erfuhr von den Dienstleuten, daß es meine älteste Schwester sei, Jekatirina, daß sie verstoßen sei, und daß sie in Deutschland wohne. Sie sei dort noch weiter gefallen, hieß es und hätte unter ihrem Stande, einen Herrn Müller, geheiratet, worauf sie dann abgefunden worden sei. Was bei uns mit peinlichstem Zartgefühl auch nur mit einer Silbe anzudeuten vermieden wurde — so lange Jahre, wovon ich selbst soviel wie gar nichts wußte, das erfrechte sich der Alte geradeaus mir ins Gesicht zu erzählen. Ich ahnte längst, daß sich an den Namen der ältesten Schwester eine schwere Schmach unserer Familie knüpfte. Jetzt, als ich die Bestätigung aus dem Munde des Alten hörte, durchfuhr es mich wie ein Schlag, und ich rief ihm voll tiefen Verdrusses zu:

„Halt's Maul, Alter!"

Der Alte schwieg — wir flogen nur so über die schneeige Fläche, — dann nach einer Weile zügelte er die Pferde, ließ sie im Schritt verschnaufen, setzte sich bequem zurecht und wandte mir sein bärtiges, weißbereiftes Gesicht zu.

„Was willst du?"

„Du gehst ins Ausland, Herr, nicht? Nach Germanien, in das Land, wo sie nicht Russisch sprechen?"

„Freilich, was weiter?"

„He, du Strauchdieb, glaubst wohl, man kennt dich nicht!" und er hieb auf das Handpferd ein.

„Laß nur gut sein, laß sie verschnaufen."

„Das weiß ich besser, Herr. Der Schimmel da ist ein Gauner, ein Hebräer, eine Hundeseele, blinzelt immer zurück, ob ich vielleicht einmal einnicke. Wartet nur, Brüderchen, ich kenn' euch alle!" Und er hieb von neuem auf die Pferde ein, so daß wir pfeilschnell über die frische Schneebahn hinflogen.

„Gerade so habe ich deine Schwester gefahren, Herr."

„Wen, sagst du?"

„Je nun, deine älteste Schwester Jekatirina Alexándrowna. Es ist freilich lange her, und ich war noch ein rüstiger Kerl. Du wirst nichts davon wissen, Herr, denn du warst ja kaum auf der Welt. Herrgott, Herrgott, wie die Zeit vergeht! Jekatirina Alexándrowna! — Wo mag sie jetzt sein? Glaub' mir, Herr, das war ein herrliches Mädchen. Eine Schönheit, Herr, glaub' mir, ein Engelsangesicht. Sie hat mir einen Pelz geschenkt, der Pope könnte auf solch einen Pelz stolz sein — und ich Hund, ich habe ihn versoffen."

„Was erzählst du da für Geschichten? Schweig doch lieber."

„Wahrheit, Herr!"

„Deine Schwester ging auch ins Ausland wie du, Herr, und hatte ein Bübchen mit, ein Püppchen, — so klein — ich sage dir, nicht größer als meine Fausthandschuhe — und ein Gesichtchen! wie von Wachs, das reine Wachs, und das quäkte so jämmerlich — ich habe laut weinen müssen, wie ich deine Schwester fuhr. — — Wir sind nämlich heimlich ausgerissen, mußt du wissen, Herr. In der Nacht. Und dein Bruder

hat mich hinterher gehörig prügeln lassen. Ach du lieber Gott, was tuen Prügel? Nichts, rein gar nichts. Jekatirina Alexándrowna war fort. Sie hatte es mir befohlen, sie nach Petersburg zu fahren, zum Schiff. Warum ist sie denn nicht wieder gekommen? — Sag' mal, Herr, kennst du deine Schwester Jekatirina Alexándrowna?"

Es war mir höchst peinlich, den Alten so reden zu hören. Er sprach mit bäurischer Offenheit von einer Schmach in unserer Familie. Ich erinnere mich: Ich hatte als Knabe auf dem Boden des Schlosses ein Pastellbild aufgestöbert — ein junges Mädchen in Bauerntracht — verstaubt, mit gebrochenem Rahmen und zersplittertem Glas, unter einem Haufen Gerümpel halb vergraben. Als ich es aber triumphierend der Schwester Anna brachte, befahl sie mir, es augenblicklich wieder dahin zu schaffen, wo ich's herhätte. Aber ich ließ das Bild nicht aus den Augen und erfuhr von den Dienstleuten, daß es meine älteste Schwester sei, Jekatirina, daß sie verstoßen sei, und daß sie in Deutschland wohne. Sie sei dort noch weiter gefallen, hieß es und hätte unter ihrem Stande, einen Herrn Müller, geheiratet, worauf sie dann abgefunden worden sei. Was bei uns mit peinlichstem Zartgefühl auch nur mit einer Silbe anzudeuten vermieden wurde — so lange Jahre, wovon ich selbst soviel wie gar nichts wußte, das erfrechte sich der Alte geradeaus mir ins Gesicht zu erzählen. Ich ahnte längst, daß sich an den Namen der ältesten Schwester eine schwere Schmach unserer Familie knüpfte. Jetzt, als ich die Bestätigung aus dem Munde des Alten hörte, durchfuhr es mich wie ein Schlag, und ich rief ihm voll tiefen Verdrusses zu:

„Halt's Maul, Alter!"

Der Alte schwieg — wir flogen nur so über die schneeige Fläche, — dann nach einer Weile zügelte er die Pferde, ließ sie im Schritt verschnaufen, setzte sich bequem zurecht und wandte mir sein bärtiges, weißbereiftes Gesicht zu.

„Was willst du?"

„Du gehst ins Ausland, Herr, nicht? Nach Germanien, in das Land, wo sie nicht Russisch sprechen?"

„Freilich, was weiter?"

„He, du Strauchdieb, glaubst wohl, man kennt dich nicht!" und er hieb auf das Handpferd ein.

„Laß nur gut sein, laß sie verschnaufen."

„Das weiß ich besser, Herr. Der Schimmel da ist ein Gauner, ein Hebräer, eine Hundeseele, blinzelt immer zurück, ob ich vielleicht einmal einnicke. Wartet nur, Brüderchen, ich kenn' euch alle!" Und er hieb von neuem auf die Pferde ein, so daß wir pfeilschnell über die frische Schneebahn hinflogen.

„Gerade so habe ich deine Schwester gefahren, Herr."

„Wen, sagst du?"

„Je nun, deine älteste Schwester Jekatirina Alexándrowna. Es ist freilich lange her, und ich war noch ein rüstiger Kerl. Du wirst nichts davon wissen, Herr, denn du warst ja kaum auf der Welt. Herrgott, Herrgott, wie die Zeit vergeht! Jekatirina Alexándrowna! — Wo mag sie jetzt sein? Glaub' mir, Herr, das war ein herrliches Mädchen. Eine Schönheit, Herr, glaub' mir, ein Engelsangesicht. Sie hat mir einen Pelz geschenkt, der Pope könnte auf solch einen Pelz stolz sein — und ich Hund, ich habe ihn versoffen."

„Was erzählst du da für Geschichten? Schweig doch lieber."

„Wahrheit, Herr!"

„Deine Schwester ging auch ins Ausland wie du, Herr, und hatte ein Bübchen mit, ein Püppchen, — so klein — ich sage dir, nicht größer als meine Fausthandschuhe — und ein Gesichtchen! wie von Wachs, das reine Wachs, und das quäkte so jämmerlich — ich habe laut weinen müssen, wie ich deine Schwester fuhr. — — Wir sind nämlich heimlich ausgerissen, mußt du wissen, Herr. In der Nacht. Und dein Bruder

hat mich hinterher gehörig prügeln lassen. Ach du lieber Gott, was tuen Prügel? Nichts, rein gar nichts. Jekatirina Alexándrowna war fort. Sie hatte es mir befohlen, sie nach Petersburg zu fahren, zum Schiff. Warum ist sie denn nicht wieder gekommen? — Sag' mal, Herr, kennst du deine Schwester Jekatirina Alexándrowna?"

Es war mir höchst peinlich, den Alten so reden zu hören. Er sprach mit bäurischer Offenheit von einer Schmach in unserer Familie. Ich erinnere mich: Ich hatte als Knabe auf dem Boden des Schlosses ein Pastellbild aufgestöbert — ein junges Mädchen in Bauerntracht — verstaubt, mit gebrochenem Rahmen und zersplittertem Glas, unter einem Haufen Gerümpel halb vergraben. Als ich es aber triumphierend der Schwester Anna brachte, befahl sie mir, es augenblicklich wieder dahin zu schaffen, wo ich's herhätte. Aber ich ließ das Bild nicht aus den Augen und erfuhr von den Dienstleuten, daß es meine älteste Schwester sei, Jekatirina, daß sie verstoßen sei, und daß sie in Deutschland wohne. Sie sei dort noch weiter gefallen, hieß es und hätte unter ihrem Stande, einen Herrn Müller, geheiratet, worauf sie dann abgefunden worden sei. Was bei uns mit peinlichstem Zartgefühl auch nur mit einer Silbe anzudeuten vermieden wurde — so lange Jahre, wovon ich selbst soviel wie gar nichts wußte, das erfrechte sich der Alte geradeaus mir ins Gesicht zu erzählen. Ich ahnte längst, daß sich an den Namen der ältesten Schwester eine schwere Schmach unserer Familie knüpfte. Jetzt, als ich die Bestätigung aus dem Munde des Alten hörte, durchfuhr es mich wie ein Schlag, und ich rief ihm voll tiefen Verdrusses zu:

„Halt's Maul, Alter!"

Der Alte schwieg — wir flogen nur so über die schneeige Fläche, — dann nach einer Weile zügelte er die Pferde, ließ sie im Schritt verschnaufen, setzte sich bequem zurecht und wandte mir sein bärtiges, weißbereiftes Gesicht zu.

„Sieh mal hin, Herr, dort geht ein Jude."

Der Jude, ein riesiger Kerl mit buschigen Brauen, zog die Mütze und grüßte demütig. Der Alte schmunzelte über das ganze Gesicht, fuhr mit der Hand herunter, holte die Ecke seines Kaftans hervor, formte in aller Geschwindigkeit aus dem Zipfel ein Ding, das ein Schweinsohr darstellen sollte, und fuchtelte damit gegen den Juden.

„Hebräer!" schrie er, „he Schweinsohr, Schweinsohr, Schweinsohr!" und lenkte die Pferde so plötzlich zur Seite, daß der Jude mit einem jähen Satz vom Wege in den tiefen Schnee ausweichen mußte.

„Laß doch deine Possen", rief ich dem Alten zu.

„Was willst du, Herr?" entgegnete er gelassen, „ich hab' es immer so gehalten, es war ja ein Jude! Hast du gesehen, Herr, wie er springen mußte? — Wie ein Hase!"

Nach geraumer Weile sprach er weiter:

„So was wäre gewiß nicht bei den Juden geschehen. — Glaubst du nicht, Herr?"

„Was denn?"

„Gewißlich nicht, das sind andere Leute, diese Juden!"

„Was willst du denn mit deinen Juden?"

„Andere Leute als wir. Alle ordentlich, keine Säufer. Und hängen wie Kletten aneinander, und einer verläßt den andern nicht, und verlassen auch ihre Kinder nicht. — Ja, andere Leute, als wie wir."

„Seit wann lobst du denn die Juden?"

„Alles, was recht ist, Herr. Ich bin ein rechtgläubiger Christ und hab' alle Sonntag meinen Juden verhauen. Ich hab' immer welche erwischt. Jetzt tuen es die jungen Burschen, und mein Sohn ist auch dabei. Und der ist doch auch kein Jüngling mehr, und dann werden es meine Enkel tun. Und das muß auch so sein, denn die Juden haben den Erlöser gekreuzigt. — Und meinen Sohn hat doch deine Schwester Jekatirina Alexándrowna aus der Taufe gehoben, und war

doch selbst noch ein halbes Kind. Das weißt du doch, gnädiger Herr?"

Ich ließ den Alten schwatzen, er war ja doch nicht zu halten.

„Du lieber Gott, das ist schon lange her, wer will denn das genau wissen, aber dreißig Jahre sind es her. Wie gesagt, Herr, deine Schwester war selbst noch ein halbes Kind, aber klug war sie und schön, wahrhaft ein wahres Engelsangesicht. Und was sie sagte, das blieb gesagt, und was sie tat, das war getan. Sie konnte alles. Du hättest sie nur sehen sollen, wie sie solch ein Dreigespann meisterte! Wie nichts! Und es hatte sie doch niemand gelehrt. Es war ein richtig russisches Kind! Immer lustig und guter Dinge, lachte und sang den ganzen Tag.

So gingen die Jahre hin — auch du wirst es erleben, Dmitri Alexándrowitsch!

Da kam eines Frühjahrs zu Ostern solch ein Petersburger Fant, schnauzbärtig und ein Krauskopf, auch nicht ganz jung, der malte alle die Herrschaften, der malte überhaupt alles, den ganzen Tag, und schrieb alle Häuser und Bäume ab. Nur Heiligenbilder konnte er nicht malen, denn er war ein Jude, so wahr Gott lebt, ein Jude, oder ein Deutscher, oder ein Katholik. Nun hättest du aber die Herrin sehen sollen, die war gleich ganz weg von ihm, und lasen den ganzen Tag, oder malten und ritten, und Jekatirina Alexándrowna war wie umgewandelt, hing an seinem Munde, und allerlei Dummheiten brachte er ihr bei. Sie mußte rings in die Dörfer und mußte die Bauern lesen lehren und Tag und Nacht zu armen Kranken laufen und derlei mehr! Als ob sich das für eine Herrschaft schickte.

Und als er fortging, Herr, da war unsere Jekatirina Alexándrowna wie zusammengebrochen ... wie hin, das war ein Jammer: Wenn ich spät abends aus der Schenke kam und alles war schon totenstill, da stand meine Herrin am offenen

„Sieh mal hin, Herr, dort geht ein Jude."

Der Jude, ein riesiger Kerl mit buschigen Brauen, zog die Mütze und grüßte demütig. Der Alte schmunzelte über das ganze Gesicht, fuhr mit der Hand herunter, holte die Ecke seines Kaftans hervor, formte in aller Geschwindigkeit aus dem Zipfel ein Ding, das ein Schweinsohr darstellen sollte, und fuchtelte damit gegen den Juden.

„Hebräer!" schrie er, „he Schweinsohr, Schweinsohr, Schweinsohr!" und lenkte die Pferde so plötzlich zur Seite, daß der Jude mit einem jähen Satz vom Wege in den tiefen Schnee ausweichen mußte.

„Laß doch deine Possen", rief ich dem Alten zu.

„Was willst du, Herr?" entgegnete er gelassen, „ich hab' es immer so gehalten, es war ja ein Jude! Hast du gesehen, Herr, wie er springen mußte? — Wie ein Hase!"

Nach geraumer Weile sprach er weiter:

„So was wäre gewiß nicht bei den Juden geschehen. — Glaubst du nicht, Herr?"

„Was denn?"

„Gewißlich nicht, das sind andere Leute, diese Juden!"

„Was willst du denn mit deinen Juden?"

„Andere Leute als wir. Alle ordentlich, keine Säufer. Und hängen wie Kletten aneinander, und einer verläßt den andern nicht, und verlassen auch ihre Kinder nicht. — Ja, andere Leute, als wie wir."

„Seit wann lobst du denn die Juden?"

„Alles, was recht ist, Herr. Ich bin ein rechtgläubiger Christ und hab' alle Sonntag meinen Juden verhauen. Ich hab' immer welche erwischt. Jetzt tuen es die jungen Burschen, und mein Sohn ist auch dabei. Und der ist doch auch kein Jüngling mehr, und dann werden es meine Enkel tun. Und das muß auch so sein, denn die Juden haben den Erlöser gekreuzigt. — Und meinen Sohn hat doch deine Schwester Jekatirina Alexándrowna aus der Taufe gehoben, und war

doch selbst noch ein halbes Kind. Das weißt du doch, gnädiger Herr?"

Ich ließ den Alten schwatzen, er war ja doch nicht zu halten.

„Du lieber Gott, das ist schon lange her, wer will denn das genau wissen, aber dreißig Jahre sind es her. Wie gesagt, Herr, deine Schwester war selbst noch ein halbes Kind, aber klug war sie und schön, wahrhaft ein wahres Engelsangesicht. Und was sie sagte, das blieb gesagt, und was sie tat, das war getan. Sie konnte alles. Du hättest sie nur sehen sollen, wie sie solch ein Dreigespann meisterte! Wie nichts! Und es hatte sie doch niemand gelehrt. Es war ein richtig russisches Kind! Immer lustig und guter Dinge, lachte und sang den ganzen Tag.

So gingen die Jahre hin — auch du wirst es erleben, Dmitri Alexándrowitsch!

Da kam eines Frühjahrs zu Ostern solch ein Petersburger Fant, schnauzbärtig und ein Krauskopf, auch nicht ganz jung, der malte alle die Herrschaften, der malte überhaupt alles, den ganzen Tag, und schrieb alle Häuser und Bäume ab. Nur Heiligenbilder konnte er nicht malen, denn er war ein Jude, so wahr Gott lebt, ein Jude, oder ein Deutscher, oder ein Katholik. Nun hättest du aber die Herrin sehen sollen, die war gleich ganz weg von ihm, und lasen den ganzen Tag, oder malten und ritten, und Jekatirina Alexándrowna war wie umgewandelt, hing an seinem Munde, und allerlei Dummheiten brachte er ihr bei. Sie mußte rings in die Dörfer und mußte die Bauern lesen lehren und Tag und Nacht zu armen Kranken laufen und derlei mehr! Als ob sich das für eine Herrschaft schickte.

Und als er fortging, Herr, da war unsere Jekatirina Alexándrowna wie zusammengebrochen ... wie hin, das war ein Jammer: Wenn ich spät abends aus der Schenke kam und alles war schon totenstill, da stand meine Herrin am offenen

Fenster und weinte und schluchzte, daß mir das Herz im Leibe zerreißen wollte. Oder sie schlich am Wasser auf und ab. Da hab' ich sie nach Hause gebracht und hab' so manche Nacht wie ein Hund vor ihrem Fenster auf bloßer Erde geschlafen.

.... Na, es kam der Winter und verging .... Jekatirina Alexándrowna war nach Petersburg gegangen. — So, gegen das Frühjahr — wie heute — kam sie aufs Gut zurück und brachte ein Kindchen mit und sagte, es wäre nicht ihr's, und wollte so friedlich weiterleben, als ob gar nichts geschehen wäre. Ja, wenn dein Vater gelebt hätte, der würde das Kindchen wohl aufgenommen haben, den aber hatten sie gerade in den Sarg gelegt und ihn der Erde und der Auferstehung übergeben. Du, Dmitri Alexándrowitsch, hättest auch nicht geduldet, daß deiner leiblichen Schwester Unrecht geschehe. — Aber du warst selbst kaum geboren, warst selbst noch ein zartes Kind, sechs Wochen alt und noch bei der Amme und der deutschen Kindermuhme. Unerforschliche Wege Gottes! — deine Brüder verstießen die Schwester und sagten sich von ihr los; und es war kein Mitleid bei ihnen zu finden.

Da sind wir denn in der Nacht fort; gerade wie ich dich heute fahre, Herr, so hab' ich deine Schwester und das Kindlein gefahren. Die wollte auch ins Ausland grad' wie du. Da hab' ich ihr zugeredet und gesagt: Jekatirina Alexándrowna, gehe nicht von uns. — ‚Ich will fort, dahin, wo bessere Menschen sind.' — Gehe nicht, mein Töchterchen, gehe nicht! — ‚Ich kann ja nicht anders, Jermák,' antwortete sie und weinte, ‚hier will mich ja niemand mehr.' — Ach, du heilige Mutter Gottes, sie hatte recht. Es hat ihr niemand geholfen und niemand ein gutes Wort gegeben, was konnte sie tun?

Dort im Walde habe ich gehalten, denn das Kindchen schrie. Da haben wir es beide gefüttert. Da sagte die Herrin zu mir: ‚Es lacht ja gar nicht, Jermák.' Da hab' ich sie getröstet und

hab' ihr gesagt: Warte nur ein klein wenig, Jekatirina Alexándrowna, bald wird das Würmchen dich kennen und bald lachen; warte nur ein klein wenig, meine liebe Herrin.

Dann mußte ich sie ans Schiff fahren, am Newaufer, gerade wie ich dich heute hinfahren werde. Damals gab es noch keine Bahnen. Als sie aber ausstieg, da hab' ich mich nochmals vor ihr auf die Erde geworfen, hab' ihr die Füße geküßt und hab' ihr gesagt: Gehe nicht von uns, Jekatirina Alexándrowna, Mütterchen, gehe nicht von uns, mein blaues Täubchen, du wirst Elend erdulden in der Fremde, mein Engel. Bleib bei uns und erzieh das Kind rechtgläubig. Aber sie weinte und sagte nur: ‚Ich gehe zu besseren Menschen.'

So ging sie und hatte nicht einmal einen Pelz mit, nur ein Körbchen — so groß — und nichts mehr. Aber ich habe dem Kinde ein Bildnis der kasanischen Gottesgebärerin mitgegeben.

Acht Tage bin ich nicht nach Hause gekehrt und habe mich mit den Pferden in Petersburg herumgetrieben. Da ist denn der Pelz, den mir Jekatirina Alexándrowna geschenkt hat, drauf gegangen, und dein Bruder hat mich prügeln lassen. Herrgott! was sind Prügel?" —

Nach einer Weile begann der Alte wieder:

„Es war unrecht von dir, Herr, daß du mir vorhin den Mund verbotst. Solch ein junger Herr, wie du bist, soll gar nicht mitreden über Dinge, die er nicht versteht. Solange wir jung sind, sind wir alle dumm. Erst das Alter macht klug, Herr, und vor Gott sind wir alle gleich, Herren und Diener, Sünder und Gerechte, und es soll sich niemand überheben. Es ist freilich eine große Schande, wenn ein Mädchen ein Kind hat und dazu bei so vornehmen Leuten, wie ihr seid. Aber christlich ist es nicht, die Seinen zu verlassen, wenn

sie in Not sind, wie ihr es getan habt mit Jekatirina Alexandrowna."

Ich sagte kurz:

„Es geschieht jedem, was recht ist und was er verdient."

„Versündige dich nicht, Dmitri Alexándrowitsch, denn es steht geschrieben: ‚der Mensch soll kein Tier sein, und nur das Schwein frißt sein eigenes Fleisch und Blut', und darum dürfen auch die Juden kein Schwein anrühren, wir aber, wir Christenmenschen, was tun wir?... Es ist freilich eine große Schande, wenn ein Mädchen ein Kind hat — eine große Schande —, vor den Menschen, aber nicht vor Gott. Und was Gott zuläßt, das will er... Ich weiß wohl, was die Leute sagen, aber das sind gottlose Leute, Neider. Gute Menschen reden gut, und Gott haßt nicht den armen Sünder. Und selbst wenn es in heiligen Schriften geschrieben stünde, es ist nicht wahr! Das ist Menschensatzung, Gottes Wille ist anders. — Und die Popen wissen gar nichts zu sagen, sie wollen bloß das große Wort behalten und wollen ihre Gebühren; sie tragen ihre Haare lang, aber lange Haare, kurzer Verstand.

Höre mich einmal an, Dmitri Alexándrowitsch:

Wenn einmal von dir ein Mädchen, was Gott verhüten möge, ein Kindchen haben sollte — sag' mal, Herr — würdest du ihr darum gram sein? Oder würdest du sagen können, ich bin nicht schuld, nur das Mädchen allein ist schuld?.... und wenn du's tätest, wärst du da nicht ein Hund?.... Und wenn du das Mädchen verließest, wärst du's nicht wert, daß man dir ins Angesicht spie? — Aber die neidischen Menschen fallen gleich über das Mädchen her, wie die Wölfe über ein gestürztes Pferd, und zerreißen es mit ihren Zähnen.

Hat uns Christen der heilige Joseph nicht selbst ein Beispiel gegeben? und ist die heilige Mutter Gottes nicht eine

Jungfrau? Und der Erlöser selbst hatte keinen Vater auf Erden.

Gottes Barmherzigkeit ist groß, sonst hätte Gott die Menschen schon alle vom Erdboden vertilgt, weil sie sein Beispiel nicht achten; und verdrehen es und verderben es. Und wenn es ein Gesetz ist, so ist es ein schlechtes Gesetz. Alle Gesetze sind menschlich, sie kommen und gehen und wechseln, wie die Menschen. — Der alte Pope stirbt, und es kommt ein neuer, und der predigt anders als der alte. — Gottes Allmacht ruft den Zaren ab, und es kommt ein junger Zar, ein herrlicher Zar, der übt größere Barmherzigkeit und gibt mildere Gesetze, und die alten Gesetze gelten nicht mehr.

Dies alles ist Wahrheit, wahrhaftige Wahrheit — und wenn dies nicht Wahrheit ist, nicht wahrhaftige Wahrheit, so widersprich mir, Herr, und unterrichte mich und belehre mich und berichtige mich.

O Menschen, Menschen, böse Menschen! ...

Sag' mal an, Herr, wo wohnt denn eigentlich deine Schwester? Lebt sie in Berlin? oder in Paris? oder in Deutschland? oder in Germanien? Nun, du wirst es schon wissen, wo sie lebt, du wirst sie schon finden.

Aber antworte mir, Herr, du wirst doch deine Schwester im Elend aufsuchen?

Wenn du bei ihr bist, so sage zu ihr: der alte Jermák lebt noch und läßt dich demütig grüßen, Herrin; und sieh zu, ob das kleine Würmchen gedeiht, und ob sie es hat taufen lassen, rechtgläubig, und ob es das heilige Gottesbild noch trägt, das ich ihm mitgegeben habe, das Bildnis von der heiligen Mutter Gottes von Kasan! Und bring sie wieder hierher, zu uns nach Rußland. Wir wollen sie empfangen wie eine Zarin und wollen ein Fest im Dorf veranstalten und ein Gelage, da soll keiner nüchtern bleiben! und wollen ihr Wohl trinken nicht in gemeinem Branntwein, nein, in gereinigtem Branntwein, und alt und jung soll dabei sein. Kommt alle beide

im Winter wieder zu uns zurück, wenn bei uns in Rußland der Schnee wieder fällt, denn draußen, da sollen sie im Winter keinen Schnee haben. Was ist ein Winter ohne Schnee? Und wie kann das ein Mensch aushalten?

Nun weiß ich aber nicht, ob ich dir trauen soll, Herr, oder nicht. — Wenn du nach deinen Brüdern gerätst, so wirst du auch schlecht und wirst deine Schwester verlassen wie sie; denn ich habe es ihnen allen beiden gesagt, wie ich es dir heute sage, und keiner von den beiden hat Jekatirina Alexándrowna wiedergebracht. Sie waren schlecht, und der eine lebt noch! — Sztipann Sztipannowitsch, dein Vormund, wird dich um Haus und Hof bringen, ehe du mündig bist.

Nun, tu' ferner nach deinem Willen, Herr, der Wille ist dein, und wir Elenden vermögen nichts, und was der Arme redet, ist in den Wind gesprochen, und Gottes Auge ist überall!

Schau einmal hin, Herr, dort über den Nebel da siehst du schon Petersburg, da blinken schon die Kuppeln des heiligen Tempels Isaak, und die Sonne scheint darauf!

Heda, meine Pferdchen, greift aus!

Herr Gott im Himmel! wie ist doch Rußland so groß und so weit. Viele Tage kannst du fahren, immer gerade aus, oder nach rechts oder nach links, und es hat nie ein Ende. Und immer wechseln ab dunkle Wälder und grüne Wiesen und goldene Roggenfelder, du fährst durch kleine Bäche mitten hindurch und kommst an mächtige Ströme und über weite Ebenen und hohe Berge. Aus einem kleinen Dörfchen fährst du aus, und schon blinken dir in der Ferne goldene Kuppeln. Tausend goldene Kuppeln von Archangelsk bis Kasan und tausend bis Nowgorod, und tausend sind in Moskau, dem Mütterchen, allein! .... Rings herum draußen, da wohnen die Türken und Schweden und alle die Verworfenen, Ungläubige und Heiden, und auch schwarze Völker, schwarz wie der Teufel. Aber niemand wird dir je etwas anhaben

können, du mein heiliges Rußland! Weder die Franzosen, noch die Engländer! Du hast sie alle geschlagen. Vor uns haben Helden gelebt und nach uns werden Helden kommen, dich allezeit zu verteidigen.

Horche hin!

Aus allen Kuppeln, da läuten die Glocken zur Ehre Gottes, des Höchsten! Alles hat Gott Rußland verliehen, Gold und Silber und Roggenfelder, und über alles herrscht ein rechtgläubiger Zar! Gott erhalte ihn!

Hurrah, ihr meine russischen Pferdchen!"

1. Mai, 8 Uhr, an Bord der „Schönen Louise."
Swinemünde, Deutschland in Sicht!

Zweites Kapitel

Jena, 4. Mai.

Vier Tage hatte uns die Ostsee geschaukelt, als wir in das enge Fahrwasser der Swine einlenkten und vor Swinemünde anlegten. Ich betrat deutschen Boden. Das Wetter hatte sich in diesen Tagen allmählich freundlicher gestaltet. Am blauen Himmel zogen leichte Wölkchen, und ein milder Wind strich über die in vollem Lenzesschmuck prangende Landschaft. Niedrige bescheidene Häuschen, von wildem Wein umrankt, Obstbäume in voller Blüte, Deutsch redende Menschen. Was mir als Knabe vorgeschwebt, war zur Wirklichkeit geworden. Deutschland! Das Land der Dichter und Denker, der tiefen Liebe und Treue. Das Land des umfassenden Wissens, ehrlicher Arbeit, das Land der Biederkeit und Redlichkeit! Goethes Land! Ich empfand alles wie ein Wunder.

Gegen Abend langten wir in Stettin an, und noch in derselben Nacht war ich in Berlin und sah auf die menschenleere Straße ‚Unter den Linden'. In den Tagen auf der See waren mir die Worte des alten Jermák immer wieder von neuem durch den Kopf gegangen und hatten in mir den Entschluß gezeitigt, die Schwester aufzusuchen. Und zwar gleich. Ehe der Zug mich tags darauf weiter führte, hatte ich nur wenig Zeit, mich umzusehen. So kurz mein Blick war, den ich auf Berlin werfen konnte, er genügte mir, die Überzeugung zu geben, daß ich eine neue Welt betreten hatte, und ich sagte mir mit Verwunderung, daß hier jeder Stein intelligent liege.

Es war meiner Mutter Heimatland, durch das ich fuhr — ich stand ihm nahe.

Jekatirina Alexándrowna, meine älteste Stiefschwester, von der Jermák so wunderlich gesprochen, lebt auch in Deutschland, das wußte ich, aber wo in Deutschland? Man sprach

spöttisch von ihr, daß sie ‚studierte‘ in einem verlorenen Bauernnest, einer sogenannten Universitätsstadt. Gut! Vielleicht ist es Jena.

Den ersten Abend, als ich in dem winzigen Nest, das so angenehm zwischen sonderbar geformten Bergen liegt, im Gasthof zum Bären saß und es mir wohl sein ließ — das Nest gefiel mir, heimelte mich an — es war so deutsch — genau so wie ich „deutsch“ mir vorgestellt hatte — da kam mir ein dünnes, abgegriffenes Heft in die Hand, das auf dem Tisch im Speisezimmer lag, das Adreßbuch, ich sah hinein und erfuhr so, gleich eine halbe Stunde nach meiner Ankunft, am allerersten Abend, daß meine Schwester wirklich hier — gerade hier lebte. — Unter den zwei Dutzend, Namens Müller, war richtig eine Katharina, verwitwete Müller, und jedermann wußte von ihr, daß sie eine russische Fürstin sei.

Jermák, der ernste Jermák würde sagen: „Wunderbare Fügung Gottes.“

Und ich machte mich ohne Zögern auf.

Ich marschierte durch die Sträßchen, schöne alte Bäume, alte Mauern, alte Häuser — alles im Frühlingsschmuck — die Luft weich, das Leben heiter, so etwas wie zwanglos, alles lächerlich richtig „deutsch“. Auf dem Marktplatz saßen Studenten am Tische, im Freien, tranken und sangen.

Meine Schwester wohnte ein Stück draußen vor der Stadt.

Ich fand mich ganz gut zurecht. Das Haus lag in einer Seitenstraße der alten Chaussee nach Weimar.

Bald stand ich vor dem Hause — dies mußte es sein — mitten in einem Garten lag es. Wie ich bei dem sternenhellen Himmel sehen konnte, war es ein einfaches Landhaus mit einem hohen Ziegeldach. An dem Gartentor tastete ich nach einer Glocke.

Aus einem großen Ausbau über dem Dach schimmerte ein Lichtschein.

Es blieb lange alles still. Niemand kam, mir zu öffnen.

Endlich tat sich im ersten Stock ein Fenster auf — und eine harte, angenehme Stimme rief deutsch, doch unverkennbar in unserem russischen Deutsch:

„Wer ist da — bitte zu sagen."

Mir klopfte das Herz, und ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte.

„Nun?" rief es noch einmal.

„Dein Bruder!" rief ich.

„Wessen Bruder?"

„Nun, dein Bruder aus Petersburg."

„Geh' nur wieder fort, ich hab' keinen Bruder."

Das Fenster schloß sich heftig, und es währte eine ganze Weile, da hörte ich, wie das Fenster wieder geöffnet wurde.

„Jekatirina Alexándrowna", rief ich.

„Nun, wer ist es denn?"

„Dmitri."

„Was für ein Dmitri?"

„Von Papas dritter Frau."

„Der Deutschen?"

„Ja, der Deutschen."

„Also das Baby der Stiftsdame?"

„Ja, ja!"

„Das Tier schläft schon."

„Welches Tier?"

„Ich kann dir das Tor nicht aufmachen!"

„Ich steige über, wart!"

Dabei schwang ich mich auf den Zaun zum Übersteigen und saß rittlings auf dem Torpfosten und schaute sehr bedenklich nach allerlei Spitzen und Stacheln, die das Tor mit teuflischer Raffinerie flankierten.

„Dmitri?" rief es noch einmal fragend.

„Ja wohl, Dmitri!"

Es folgte eine lange Pause.

„Jekatirina Alexándrowna!“ rief ich ungeduldig. „Ich bitte, entschließe dich, ob du mich überhaupt hereinläßt. Ich sitze höchst unbequem auf deinem verdammten Stachelzaun ... — — Gut also, ich werde morgen in aller Form um eine Audienz nachsuchen. Meine Empfehlung!“

„Nun, so komme aus Haus, ich will aufschließen!“

Ich stieg äußerst behutsam in den Garten herunter.

„Scheußliches Frauenzimmer“, sagte ich halblaut, als ich trotz aller Vorsicht wieder in einen Stachel gegriffen hatte.

Ein Lichtschein fiel durch den Ritz unter der Tür. Der Schlüssel drehte sich langsam im Schloß.

Ich trat ein. In der äußersten Ecke des Vorsaals stand eine mittelhohe Gestalt in schwarzem Kleide und auf dem ergrauten Haar ein schwarzes Spitzentuch, in der Linken einen Stock und in der Rechten ein blitzendes Ding, wahrhaftig! ein Revolver! Sie stand vor der Portiere einer halbgeöffneten Tür, offenbar um sich unter Umständen den Rückzug zu sichern.

Dies sollte nun sehr gefährlich aussehen, aber ein Pudel, ein wunderschönes braungeschecktes Tier, der sich bis dahin ganz still verhalten hatte und wie auf etwas Besonderes gewartet zu haben schien, war offenbar über die Situation ganz anderer Meinung als seine Herrin und nahm alles für einen ganz außerordentlichen Spaß. Er sprang hin und her, wedelte aus Leibeskräften, warf sich auf die Vorderpfoten und bläffte seine Herrin kreuzfidel an.

„Couche-toi! canaille!“

Dann wendete sie sich zu mir mit herrischer Stimme:

„Nimm das Licht und geh die Treppe voran. Geh nur voran!“ wiederholte sie hastig, als ich zögerte, „du bist doch auch ein Spitzbube wie alle andern!“

Ich gehorchte lachend, und die Schwester humpelte hinterdrein, bei jedem Schritt den Stock schwer aufsetzend.

„Halt!" rief sie auf halber Treppe und blieb schwer atmend stehen. „Ich habe dich ins Haus gelassen unter der Bedingung, daß ich nichts von dort höre! Ich meine unser Rußland. Keine Silbe! Nichts von den Brüdern — Nichts von der Schwester, nichts vom Schwager, nichts von der ganzen Sippschaft! — Ich will nichts von ihnen hören, nichts von Rußland, nichts von Petersburg, nichts vom Gut! — Nichts vom Geld, oder Erbschaft, oder Versöhnung! Will nichts wissen, hören — Kanaille! Alles Kanaille! Ich kann nicht, ich will nicht! Ich hab' genug!" — „Gott sei gelobt," setzte sie etwas ruhiger hinzu, „ich bin zwanzig Jahr ohne euch ausgekommen." Auf dem Treppenabsatz stand sie wieder still.

„Warte mal," sagte sie aufatmend, „du wirst doch gerade solch ein Narr sein wie alle anderen und wissen wollen, wie es mit dem Kinde ist. Gut. So ist es: das Kind ist nicht mein.

Ich sag' das dir, wie ich's deinen Brüdern sagte — es geht niemand etwas an, und wenn ich zehn Kinder hätte. Ob ihr es glaubt oder nicht glaubt — gleichgültig — abgetan."

Jekatirina tappte die Treppe weiter in die Höhe.

„Wohl aus der Art geschlagen — heh? — Wäre nicht übel — deutsches Blut also — dann nimm dich nur in acht — du — hörst du!"

Ich wendete mich um: — „Vor wem in acht? Vor dir in acht?"

„Nein," sagte Jekatirina, „vor deinen lieben Verwandten in Rußland."

Wir hatten den ersten Stock erreicht.

„Höher hinauf!" sagte Jekatirina, blieb aber wieder stehen. „Übrigens, um alles abgetan zu haben, — das Kind ist schon

zwanzig Jahre tot — oder dreißig, ich weiß nicht, Zeit ist nichts, und gehört wirst du haben, daß ich hier in Deutschland verheiratet war — diese Heirat ist wie üblich, das heißt unglücklich, ausgefallen. Gottlob! Ich habe ein schnelles Ende gemacht. — Nun ist auch er längst tot. — Ich bin allein — und das ist gut so — ist mir recht — sehr recht. Ich heiße Frau Müller, nicht wahr, hübsch?"

Jetzt waren wir im zweiten Stock, der mir eine Art ausgebauter Bodenraum zu sein schien.

Meine Schwester öffnete eine Tür, und wir standen in einem hohen turmartigen Raum, mit Bücherregalen an den Wänden, mit Oberlicht, eine große Öffnung, durch welche die Sterne hereinblickten und die frische Luft einströmte, ein mächtiges Glasfenster war zurückgeschlagen —

Und unter der Öffnung, da stand ein prachtvolles, astronomisches Fernrohr und blinkte und schimmerte und war aufgerichtet und gestellt —

„Stell' dich so — so — — so — sage ich!" Meine Schwester fuhr mich ungeduldig an. —

„Nicht anrühren — nicht verrücken."

Und ich beugte mich ein wenig — und sah klar und deutlich auf tiefschwarzem Grunde den blitzenden Jupiter und seine vier Möndchen — zum erstenmal in meinem Leben.

„Dabei hast du mich vorhin gestört", sagte meine Schwester. „Jetzt setz' dich." Wir sprachen dann ruhiger miteinander — und ich schaute mich in dem stillen Raume um. Die Sterne blickten zu uns hernieder. Es brannte eine Lampe, dicht verdeckt, mit großem, grünem Schirm. Meine Schwester saß zurückgelehnt auf einer Chaiselongue, und ich ging im Raum auf und nieder — und wußte nicht recht, wovon ich reden sollte.

„Du gehörst also zu den Menschen, die im Zimmer hin und herlaufen — so — so!" — sagte sie.

Sie saß zurückgelehnt, fast liegend, und sah auf mich, Innigkeit, Bedauern und Mitleid im Blicke, dann erhob sie sich schwer, trat an den Tisch, schlug den Deckel eines Buches zurück und wies mit dem Finger auf das vorgeheftete Bildnis eines Mannes mit großer Stirne, von spärlichen Haaren affenartig eingerahmt, mit klugblickenden Augen und riesigem Maul.

„Kennst du den?“ fragte sie und sah mich eigentümlich an.

Ich las: „Arthur Schoppenhauer.“

„Nicht Schoppenhauer, — Schopenhauer“, sagte sie.

„Nein, ich kenne ihn nicht, was ist's mit dem?“

„Was mit dem ist? nun, wenig und viel, wie man es nimmt! Ein alter Mann, der sich und andern das Leben sauer gemacht hat. Ein deutscher Bär von klassischer Grobheit. Ein Zänker, der in jedermann seinen Feind wittert, immer bereit, um sich zu hauen und jeden zu Boden zu schlagen, der anderer Meinung sein will als er. Immer in Angst und auf der Wehr, halb Hase, halb bissiger Köter. Einer, der sich wie Preiskämpfer zum Faustkampf sein Lebelang zur Philosophie trainiert hat. Weißt du, — ein Einsiedler, der die Menschen nicht entbehren kann. Einer, der sehr stolz darauf ist, daß er Spanisch kann, denn Latein und Griechisch — können andere auch; ein Deutscher, der sich scheut, deutsch zu sein, und prahlt, von Niederländern abzustammen, ein Mensch, wie andere auch, der in Ermangelung von etwas Besserem Bücher schreibt, der seine Kapitelchen mit Überschriften aus allen Sprachen versieht, der andere niederdonnert und sich überhebt, der sich krank ärgert, daß ihn alle Welt links liegen läßt und daß sich kaum einer findet, der in ihm, wofür er sich selbst hält, das Licht der Welt erblickt. Ein Menschenfeind, der seinen Pudel höher wert hält als die besten Freunde, der jede Dummheit unbarmherzig an den Pranger stellt, der nur ein Ziel hat, seine Weisheit sicherzustellen, der

zu kurz trifft oder übers Ziel hinaus und nur hin und wieder ins Schwarze, groß auf einem Gebiet, auf anderem kleinlich, kurzsichtig, albern bis zur Kinderei.

Auf einen Gedanken versessen, wird er blind und taub gegen alles andere, was ihm nicht in den Kram paßt. Ein Philosoph, der keine Ader eines Weisen an sich hat."

„Nun und weiter?"

„— Weiter! — Du wirst dich ja schon etwas unter den Alten umgetan haben. Und wenn es dir so ergangen ist wie mir, da wirst du dich erschreckt haben, daß die größten unter ihnen voll sind von schönen Redensarten, voll von Irrtümern, haltlosen Voraussetzungen, falschen Schlüssen, leerem Geschwätz, und daß nur hin und wieder ein Gedanke die Nacht erhellt wie ein Blitz, ein Gedanke, wie von einem Gott eingegeben, der dich im Innersten packt — der dir den Blick öffnet in eine Welt, die nicht die unsere ist, — dann kommen wieder andere, die erklären solche Gedanken, loben oder widersprechen, zwängen sie in ein System und treten sie breit und ruhen nicht eher, bis alles Leben daraus gewichen ist. Du siehst mit Staunen, wie dann an solchen Wechselbälgen sich die ganze Menschheit erbaut und Jahrtausende an mißverstandenem, verlogenem Unsinn widerkäut.

Mühselig drängt sich dann hier und dort die Wahrheit ans Tageslicht, und ein neues Körnchen kommt wohl auch dazu. So baut es sich unendlich langsam weiter. Die Quelle fließt unendlich spärlich; wen es nach Weisheit dürstet, der muß sich mit wenig Tropfen begnügen. Was von Plato, Aristoteles bis auf Kant vom tiefsten menschlichen Wissen geschrieben worden, ist — versteh mich recht — vom höchsten Standpunkt — bis auf wenige Ausnahmen, nicht der Rede wert. Viele geistreiche Einfälle und viele tiefe Gedanken, viel Grübelei, wenig lichtvolle Klarheit.

Nun, sieh mal, dieser Alte hier, Schopenhauer, hat es unternommen, alles Gedachte zusammenzufassen, das Rätsel

der Welt zu lösen, ist ihm näher gekommen als irgendein anderer."

So sprach sie noch vielerlei — aber ich war sehr müde.

Jermák langweilt mich. Wie mag er meine Adresse bekommen haben? Er will durchaus wissen, wie es meiner Schwester Kaatya, dem Engelsangesicht, geht und wie es mit dem Würmchen steht. Nun, — das Würmchen ist tot, aber von dem Engelsangesicht will ich ihm schreiben, um ihn loszuwerden.

Meine Schwester, daß ich's sage, hat ganz mein Herz gewonnen. Ich gehe tagtäglich zu ihr, tagtäglich. Sie ist immer von derselben Liebenswürdigkeit, immer von derselben göttlichen Grobheit und Überhebung. Wir werden nicht müde, bald Schopenhauer und Kant, bald einen der alten Philosophen durchzuhecheln und uns gegenseitig zu beweisen, was für dumme Leute, bei aller wunderbaren Tiefe ihrer Gedanken, sie doch im Grunde gewesen. Wo wir beide selbst hingehören, darüber sind wir uns offenbar noch nicht recht klar. Vollends mit unbeschreiblich hoheitsvoller, souveräner Verachtung wird alles Lebende behandelt, Hartmann, Nietzsche usw. Sunt pueri, pueri, pueri, puerilia tractant! Es sind Kinder, Kinder, Kinder und treiben Kindereien.

Das sage nicht ich, meine Schwester.

Im Herbst gehe ich nach Paris.

Nach einem Jahr

Wieder Jena. 1. Mai.

Wieder mal Frühling. Wieder mal Mai.

Von Paris will ich gar nichts sagen, jeder Esel weiß was Kluges darüber zu schwatzen oder zu schreiben. Aber ich weiß, wenn ich das nächstemal wieder von Jena gehe, so gehe ich

weit fort, fort aus Europa! Es ist nichts hier — ich wenigstens finde nichts. Wenn es auf Erden Weisheit gibt, so ist es in Urasien! Buddha, die Veden! Ceylon, Indien, Tibet! Jetzt heißt es: Sanskrit!

2. Mai.

Ich kam wie gewöhnlich zu Mittag zu ihr — und wie gewöhnlich kam sie mir mit ihrem Stock entgegen geholpert, reichte mir die Hand und sagte: „Dmitri, ich freue mich, dich zu sehen. — Wie steht's? Wann wird sich die Bestialität gar herrlich offenbaren?"

„An wem?"

„Nun an dir?"

„Noch nicht, Kaatya — noch nicht — noch immer nicht."

Ich kannte ihre Frage schon.

— Und sie fragt nicht aus Scherz. — Sie erwartet Gott weiß was von mir — sie ist verbittert, die Arme — nein, nicht verbittert — es ist etwas anderes — ich bin mir selbst noch immer nicht klar darüber. —

Diesmal setzte sie zu ihrer Frage noch hinzu:

„Höre, Dmitri — wenn du mich zehnmal auf einer Gemeinheit ertappst, so fordere ich von dir so viel Vertrauen, daß du den eigenen Augen weniger traust als meinem Wort — wir werden uns mit der Zeit schon verstehen."

„Gut," antwortete ich, „aber ich verstehe dich schon jetzt!"

„So," — jetzt lachte sie — „du verstehst mich schon? da müßtest du erstaunt sein, wenn du wirklich solch einen Menschen gefunden hättest! Wenn dieser Mensch ein altes Weib wäre — auch dann — Aber so ist's, mein grüner Dmitri." (Meine liebe Schwester Jekatirina bleibt bei ihrer mäßigen Grobheit.) „Zwischen dem: ‚Ich versteh's schon' — dem schulmäßigen ‚kapieren' und dem Selbst-erleben ist eine gewaltige Kluft. Wirst es schon später begreifen."

Als wir einander bei Tisch gegenübersaßen und die Haushälterin, die sie „das Tier" nennt, servierte, nahm Jekatirina ihren Stock in die Hand, klopfte mit dem breiten silbernen Knopf dreimal auf den Tisch.

„Aufmerken," sagte sie, „damit du dich morgen nicht irgendwie versagst, morgen gibt's dir zu Ehren ein Fest hier bei mir — da werde ich dich mit der Menagerie, die hier gezüchtet wird, bekannt machen. Es ist so eine Maxime von mir, die Nebenbestien, die mich etwas angehen, des Jahres hin und wieder bei mir essen zu lassen — lieber laß ich sie meine Fasanen fressen, als daß sie mich selbst auffressen — abfüttern nennt man das. Ich hab's den ganzen Winter schon versäumt und muß es nachholen, sonst nehmen sie mir's übel. Man muß das tun, wenn man es irgend kann, um Ruh' zu haben und ästimiert zu werden. Auf seine Krippe ist ein jedes Tier leidlich zu sprechen, und mit gutem Futter kommt man jeder Kreatur bei."

„Wahrhaftig, Kaatya," sagte ich ihr, „du solltest dich doch schämen, solche Ansichten zu haben." — Es entfuhr mir dies so, als ich mir vorstellte, während sie sprach, daß sie trotz ihres Alters und ihres außerordentlich gealterten Aussehens meine Schwester sei, und ich als Bruder das Recht habe, mit ihr familiär zu reden, was wohl meist etwas weniger höflich heißen mag; aber es gab mir eine Befriedigung, dies zu versuchen — es war mir ein nie gekostetes Vergnügen.

„Oho", sagte sie und sah mich an und lachte wieder so herzlich, wie ich nicht dachte, daß diese verbitterte Frau es zu Wege bringen könnte — und da sah ich, wie schön meine alte Schwester war — was für gute Rasse, eine vornehme Person in jeder Bewegung — diese Frau Müller. Ihre starken Redensarten, die sie zu lieben scheint, verunstalten sie nicht, ziehen sie nicht herab. Ich freute mich, als ich dies wahrnahm — denn ich muß gestehen, meine alte Schwester Kaatya steht meinem Herzen nah.

Und wunderbar, auch in ihr mochte bei meiner unhöflichen Anrede ein ähnliches Gefühl auftauchen wie bei mir. Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und sagte: „Es ist sonderbar, ich denke jetzt an einen alten Menschen, der sagte, als seine Mutter gestorben war: ‚Das ist das traurigste, nun lebt kein Mensch auf Erden mehr, der mich alten Kerl einmal ‚Du Esel‘ nennen könnte. — Ja, das Einsamstehen auf Erden will ertragen sein!‘ — — Siehst du, ich erzähl' dir immer so dumme deutsche Anekdoten. Aber was meintest du eigentlich damit, daß ich mich schämen sollte, Dmitri, — Weil ich die Wahrheit sagte?“ —

„— Das mit dem Fressen? Wie kannst du das ehrenrührig finden — Weißt du denn nicht, auf was die ganze Welt beruht? Auf fressen und gefressen werden. — Die Natur hat keine ethischen Momente — alles ist fressen — alles ist gefressen werden.

Eine wunderschöne Welt, Brüderchen! Denkt man an irgendein lebendes Wesen, so muß man denken, was frißt's? von welchen Nebengeschöpfen mästet sich's? und von wem wird's wieder gefressen? und so denke ich auch bei meinen Oberlandesgerichtsräten und den Professoren und dergleichen — was fressen sie? was dinieren sie? was soupieren sie? was für Mitgeschöpfe setze ich ihnen vor? — Das macht mir eben Spaß: Nun möcht' ich doch wissen, hat unsere liebe Erde, unsere gesegnete Natur ein Gott oder ein Teufel geschaffen? Da ist besonders einer unter meiner Gesellschaft, ein berühmter Dichter, der sich bemüht, seine Bärenhaftigkeit abzustreifen, und ein außerordentlich feiner Mensch geworden ist. So etwas, dessen Wäsche englisch ist, allerlei an ihm französisch, das Schuhwerk wieder englisch, Zahnbürste und dergleichen auch englisch — das Ganze ist, glaub' ich, aus Hamburg, aber seine Frau aus Finnland. Die sind hierher zu uns übergesiedelt, als du in Paris warst. Siehst du, das hängt alles so ein bißchen mit Rußland zusammen. Er hat

es in Eleganz und Feinheit weiter gebracht als je ein Deutscher vor ihm — ein Mensch, der mir außerordentlichen Spaß macht, du wirst ja sehen, so ein — Dichter. Im Auslande sind die Deutschen übrigens viel harmloser als in der Heimat. Die Deutschen im Auslande sind angenehme Leute, sehr angenehme Leute. Das weißt du ja!"

„Aber Kaatya, dein Gast zu sein ist doch eine zweifelhafte Ehre!"

„Freilich," sagte meine Schwester, „ich lade sie ja auch nur zu meinem Vergnügen ein; dafür bekommen sie ihr Futter — du wirst ja sehen — übrigens mein Tier kocht vorzüglich, man ißt gut bei mir. — Und jetzt geh, lies etwas; ich will mich eine Weile schlafen legen."

Sie erhob sich schwer, stützte sich auf ihren schwarzen Stock, reichte mir die Hand, eine schlanke Hand, die ich küßte. — — Und ich dachte dabei, daß Jekatirina Alexándrowna eine rätselhafte Frau sei — aber ich fühlte mich bei ihr so sicher, wie noch nirgends, solange ich lebe. — Und es macht mir Freude, daß wir zueinander gehören. — Ja, und wie ich schon erwähnte, ihr selbst scheint es lieb zu sein, wieder einmal einen Menschen im Haus zu haben, der sie etwas angeht. — Schade, daß sie von Rußland nichts hören will — ich möchte ihr von Jermák erzählen, — der hat nämlich wieder geschrieben — schon vor ein paar Wochen.

Ein unverschämter Brief!

„Geliebter Herr Dmitri Alexándrowitsch!

Als Du noch ganz klein warst, da bist Du einmal in den Graben gefallen, der vor unserm Dorfteich abfließt. Du bist selbst wieder herausgekrochen — aber da hättest Du Dich einmal ansehen sollen: Dein schönes weißes Hemd und der rotseidene Gürtel über und über beschmutzt! Und die Stulpenstiefel voll Schlamm — und die Haare und Augen ganz verkleistert — voll Kot.

Jetzt merk' Dir's: so beschmutzt kommt Ihr mir alle vor, trotzdem daß Ihr Edelleute seid, darum weil Ihr Eure Schwester in Stich laßt.

Hab' ich es Dir nicht auf die Seele gebunden, daß Du Deine Schwester aufsuchen solltest und sie wieder mit ihrem Würmchen zu uns zurückbringen.

Herr Gott, Herr Gott! Was für Menschen! Verfolgen sich, statt sich zu lieben, und sagen: Das ist gesetzlich.

Ich bin nur ein armer Bauer und ein Säufer — Gott hat es so gewollt — ich bin nicht gelehrt, und das Schreiben wird mir sauer.

Wenn ich ein großer Herr wäre und ein Zar, ich würde die Welt von oberst zu unterst kehren. Alle Popen fort, denn die lügen und machen uns das Leben voll Gram und hetzen uns gegeneinander — und nur Gott im Himmel soll herrschen.

Gott bewahre uns vor ihnen! In geistlichem Gewande und im Tempel Gottes, da sehen sie ja recht gut aus.

Ob sie wohl überall so sind, oder nur bei uns im heiligen Rußland?

Ich kenne auch Tataren, die müssen sich den Kopf scheren, damit sie keine Läuse haben, und müssen sich alle Tage fünfmal waschen, und alles muß an ihnen rein sein. Sie glauben auch an Jesus Christus, den Heiland, aber noch mehr an Muhamed, der hat noch größere Wunder verrichtet, sagen sie. Wem soll man nun glauben?

Sie dürfen auch viele Weiber haben; aber Wein kommt nicht über ihre Lippen, und es gibt keine Säufer unter ihnen. Du bist jetzt lange fort, weit in der Welt, um alles zu wissen und zu lernen. Du hast ein ehrliches Herz, das weiß ich. Und wenn Du dann wiederkommst und hast alles gesehn und gelernt, dann mußt Du mir sagen, wer recht hat und wo die Wahrheit ist.

Wen könnte ich hier fragen? — Sie lügen alle.

Dann kannst Du mir auch sagen, ob es in Germanien auch so ist.

Oder kannst Du mir sagen, ob es sonst auf der Welt einen Fleck gibt, wo Gerechtigkeit ist?

Ob Du mich gleich nicht achtest, weil ich ein Bauer bin und alt und ungelehrt.

Ich verbleibe Dein unterwürfiger Diener

Jermák.

4. Mai.

Jekatirina hat ihre Gesellschaft gegeben. Es war wirklich erbaulich! Draußen ein stürmischer Abend, die Luft mild und weich — der Sturm kam in vollen Stößen über die weiten Bergrücken her, und als wollte er sich in seiner ganzen Breite durch die engen alten Sträßchen zwängen, so fuhr er hinein, füllte sie aus von unten bis an die Giebel — rannte an jeden Vorsprung an, rüttelte an den Dachrinnen, riß und schleuderte, zerrte an allem und jedem, klappte und wirtschaftete. Ich bin, bis ich zu Schwester Kaatya herausgehen mußte, auf und nieder durch Gassen und Gäßchen gestiegen. So gefällt mir die kleine Stadt, so dachte ich mir's von jeher — so gefällt mir Deutschland: eng und heimlich, so träumt man sich's, so ist's echt — nicht anders — kleinbürgerlich. Ich habe den Leuten in die Fenster geschaut — Bäckergesellen sah ich mit Meister und Meisterin, mit Kind und Kegel beim Abendmahl sitzen. Alle weiß eingestäubt und durchwärmt, gesund und rot — durch die Fensterritzen roch es nach warmem Mehl.

Hier im alten Nest stecken an 600 Studenten — in jedem Giebelhaus sind ein halbes Dutzend einquartiert. Alles steckt voll. — Man merkt's fast der Luft im alten Städtchen an, es ist eine lustige Luft. Entfernt singt und johlt es ununterbrochen beinah' Tag und Nacht — die Töne klingen vom Sturme zerrissen hin und wieder durch die Sträßchen. Die

hellen Fenster sehen alle einladend aus, wie erleuchtete Fenster in einem Bilderbuche.

Wäre jetzt ein gewisser guter Mensch hier! wäre der Peter Fuhls hier — dann würde ich einen wundervollen Abendgang mit ihm gemacht haben. Der Fuhls wäre ganz verrückt gewesen. Ich seh' und höre ihn im Geiste. Er hätte ein Geschrei gemacht über alles und jedes! — Ich sehe ihn mit seinen langen Armen und Beinen umherflankieren — die unsinnige Sehnsucht, die er hat, nach Deutschland zu kommen! Es wäre ein Freudenfest für ihn gewesen — ich hätte meine Not mit ihm gehabt. Und ich wollte, er wäre da.

Welch ein Städtchen! Das Leben sieht sich von hier aus so harmlos an — so, als könnte es keiner Kreatur etwas zuleide tun. Alle meine Ansichten vom Leben kommen mir hier übertrieben vor. Das Bild des Elends von Millionen und Millionen, das in meiner Seele wie eingebrannt zu sein schien, sieht unwahrscheinlich aus — wie ein Traum. Ich fühl's, hier vergißt man die Welt. Man sollte die Feuerköpfe nicht nach Sibirien schicken — besser — viel besser nach kleinen deutschen Städtchen, da würden sie ausheilen, da würden sie ungefährlich.

Zehn Jahr in diesen Gäßchen, zwischen diesen heitern Bergen, bei der Unmasse Bier und den vielen Professoren, in engen, geordneten Verhältnissen, engen Gedanken und Lehr-Tretmühlen — wahrhaftig, keine Faser wäre von dem mehr in mir, was mir jetzt noch einzig wert zu leben scheint — einzig und allein — der Opfermut, der den Mißhandelten helfen möchte, den Unterdrückten helfen, der keine Tugend ist. — Das würde sich hier bald legen — ich würde mich schämen, ich würde alles von obenher belächeln!

Ein Hoch auf Kaatya, mein Schwesterchen — die ist stärker als alle — stärker als ich sein würde — da ist nichts verblaßt — da ist nichts beeinflußt — da ist Natur geblieben. Und wie lang steckt sie nun hier!

Ich kann ihr von mir, meinen Plänen, meinen Gedanken noch nicht reden — erst dann, wenn sie Grund hat, mir ganz zu vertrauen.

Als ich zu meinem Schwesterchen heraufkam, war sie schon mitten unter ihren Gästen.

Sie wanderte mit ihrem Stocke von Gruppe zu Gruppe.

Was soll ich von dieser Gesellschaft sagen?

Komische Leute!

Statt des „Tieres" gingen weißbaumwollene Handschuhe, auf plumpe Burschen gesteckt, ein und aus und trugen Erfrischungen.

Meine Schwester Kaatya schien sich wirklich auf die Bewirtung der Gäste zu verstehen, wenn ich von der Auswahl von Likören und Delikatessen auf die bevorstehende Mahlzeit schließe.

Kaatya nahm mich an der Hand und wir standen gleich darauf vor einer kleinen, häßlichen, auffallend magern Frau.

Neben ihr ein untersetzter blonder Mann mit rotem Gesicht, ihr Gatte.

Meine Schwester stellte mich vor:

„Du hast hier die Ehre, die Eltern der zwölf Apostel kennen zu lernen. — Nicht wahr?" wendete sie sich an die gelbe magere Frau.

„Bitte, bitte, Durchlaucht, zu viel Ehre, so hoch haben wir uns denn doch noch nicht verstiegen", sagte der Mann mit dem roten Gesicht außerordentlich höflich.

Kaatya sagte sehr liebenswürdig:

„Sie können sich die Durchlaucht sparen, lieber Herr Professor, ‚Frau Müller' genügt vollkommen."

„O, weshalb, Ehre dem Ehre gebührt, es macht sich so hübsch", erwiderte die kleine Dame statt des Gatten mit unheimlicher, jugendlicher Schalkhaftigkeit.

„Eine kleine, kluge Frau", sagte meine Schwester.

„Und wenn du die Ehre haben wirst, Herrn und Frau Professor Majunke kennen zu lernen, wirst du ein Rätsel gelöst finden: wahre Frömmigkeit und heiterer Lebensgenuß. Man trifft das nicht oft beieinander. — Ich mache mein Kompliment."

„O bitte — bitte", sagte Frau Professor Majunke.

„Und nicht wahr, Sie werden auch gleich Ihr Ziegenlied singen — jetzt schon, statt erst um Mitternacht — kommen Sie — das ist so hübsch, und Dmitri muß es hören, er wird in Petersburg davon erzählen."

Das Ehepaar stand schon während der ganzen Zeit vor dem geöffneten Flügel. Jetzt schlug die Frau ein paar Akkorde und begann nach dem Takte einer Melodie zu meckern wie eine Ziege, und zwar die erste Stimme, und der Gatte fiel mit der zweiten ein — und so meckerten sie wirklich meisterhaft. Und Jekatirina legte ihren Arm in den meinigen und hörte befriedigt zu:

„Siehst du — hörst du" — sagte sie einigemal, und nicht nur sie allein hörte zu, alle miteinander hatten im Nu das Instrument umdrängt, es herrschte begeistertes Schweigen, und die beiden meckerten nach Herzenslust — der Gatte stieß mit dem Kopfe, und die Gattin preßte die Augen hervor, machte einen langen, dünnen Hals. Die Herren lachten, daß ihnen die Tränen herabrollten, und die Damen mochten insgesamt bedauern, nicht etwas ähnliches leisten zu können, denn die magere Frau gewann die Herzen im Sturm und hatte sie wohl schon oft auf diese Weise gewonnen.

„Köstlich! köstlich!" hörte man von allen Seiten. „Bei so vortrefflichen Leuten diese Heiterkeit!"

Der dünnen, gelben Frau und dem Gatten schien keine dieser Lobeserhebungen verloren zu gehen.

Sie hörten alles.

Es wurde wirklich ganz ausgezeichnet lebhaft... Meine Schwester Kaatya horchte hier und dort — die Unterhal-

tung bekam in einer Ecke des Zimmers einen wissenschaftlichen Charakter. Die Herren sprachen wichtig und ruhig. Jeder von ihnen hörte sich gern reden und langweilte die andern. Meine Schwester Laatya hörte hier doppelt aufmerksam zu, bemerkte ich. Nach einer Weile berührte sie die Schulter des eleganten Dichters mit dem Knopf ihres Stockes.

„Ah, Durchlaucht, verehrte Durchlaucht!"

„Ich höre Ihnen zu," sagte meine Schwester Laatya, „und wundere mich, wie man so viel über eine Sache reden kann, die so einfach ist."

„Das scheint Ihnen so, verehrteste Durchlaucht".

Meine Schwester Laatya aber ließ sich nicht irremachen.

„Sehen Sie, das ist einfach so: Alles möchte fressen und nicht gefressen werden — alles auf der Welt. Aber es kommt immer so: Eins frißt, und das andere wird gefressen."

Das klang alles sehr komisch, wie das meine Schwester deutsch sagte.

„Der Pessimist, Sie sprachen doch davon, steht eben auf der Seite derer, die gefressen werden, der Optimist auf der Seite derer, die fressen; und die sich fressend wissen, nennen sich konservativ — und die sich gefressen fühlen, nennen sich liberal. Das ist die ganze Geschichte."

Die Herren maßen meine Schwester Laatya mit erstaunten Blicken — wie einen Eindringling in ihren geheiligten Zirkel.

„Sie sind es nicht gewohnt, auf irgend etwas, was ein Weib sagt, Wert zu legen", sagte meine Schwester zu mir und legte wieder ihren Arm in den meinigen — als spazierten wir miteinander in einem zoologischen Garten und hätten vor irgendeinem Käfig gestanden.

Und da fällt mir noch etwas ein, Dmitri, eine Frau, die denkt, macht hier in Deutschland ungefähr den Eindruck wie ein abgerichteter Affe — hat auch ungefähr dieselbe Stellung in der Gesellschaft. Für eine Frau ist das gar nicht übel!

oder für einen Affen ist das alles mögliche. Mir ist's gleichgültig, ich stehe über dem ganzen Trödel, geht mich nichts an — bin ein altes, zufriedenes Weib — — und ein alter freier Mensch. Aber die jungen Weiber — für die Feuerseelen — die gibt's ja doch auch hier hie und da, trotzdem alles geschehen ist, um sie völlig auszuroden — für die ist's schwer.

Gehen mich aber auch nichts an. Hol' alles der Teufel, mir ist's gleichgültig, ich schau' zu.

Verstehst du, weshalb sie alle Optimisten sind? —

Ich sage dir: alle Achtung vor den Pessimisten — ich meine nicht im gewöhnlichen Sinn, daß sie unzufriedene mürrische Leute sind — wie man von ihnen sagt. Ich lobe sie deshalb, weil sie es sind, in denen das Mitleid steckt. Sie stehen auf der Seite der Opfer, sie fühlen mit denen, die gefressen werden — sie leiden mit ihnen. —

Die andern aber können sich aus dem Bann des Vorteils, ihre Nebengeschöpfe nach Lust fressen zu dürfen, nicht frei machen. Wer, glaubst du, hat das Gute auf Erden angestrebt und geschaffen? Die auf der Seite der Fresser — oder die anderen?"

„Die andern, Kaatya — und zu welchen, glaubst du, daß ich zum Beispiel gehöre?"

„Das muß sich zeigen, mein Junge."

„Es soll sich zeigen", sagte ich ihr und reichte ihr meine Hand.

„Bravo! Wollen sehen."

Es ist von Jekatirinas Gesellschaft wirklich nicht viel mehr zu erwähnen — und ich habe diese Geschichten eigentlich nur zu dem Zwecke in mein Buch eingeschrieben, um mir das Bild meiner Schwester festzuhalten.

Ich glaube sicher, sie ist ein Original.

Die Frau des berühmten Dichters, des Henneberg, so schön sie ist, behagt mir wenig. Das einzige, daß man mit ihr über Rußland plaudern kann.

Ihre Familie will zum Sommer hierher nach Jena kommen. Der Vater ist schwer krank und hofft Heilung von den hiesigen Berühmtheiten.

Es sind Deutsche in Finnland — Wiborg, glaub' ich.

Wieder ein Brief.

Jena, den 8.

Warum hast Du, geliebter Herr Dmitri Alexándrowitsch, bis heute Dein Versprechen nicht erfüllt, mir von Deiner Schwester Jekatirina Alexándrowna zu berichten?

Warum hast Du sie nicht zurückgebracht mit ihrem Kindlein, hierher in unser Dorf, zu uns auf Dein Stammgut?

Was hält Dich ab, Deine Pflicht zu tun, jetzt, da doch Dein letzter Bruder Alexander Alexándrowitsch, der General, tot ist, nun Du doch alleiniger Herr bist und alleiniger Erbe der Herrschaft Deines Vaters? der Herrschaft hier bei St. Petersburg, die Dörfer Murino und Malinowka und Dein Landhaus am Pargolowschen See und die Dörfer auf der schwarzen Erde und am Prut und an der Matuschka Wolga und wo Ihr sonst noch im heiligen Rußland Häuser und Dörfer und Güter habt.

Wir blicken alle auf zu Dir, und Du vergißt uns Waisen.

Und läßt Sztipann Sztipannowitsch für Dich schalten und walten.

Der Mischka, mein Schwestersohn, ist wiedergekommen, der zwanzig Jahr im Kaukasus unter Deinem Bruder gedient hat. Der hat mir berichtet, warum Dein Bruder gestorben ist, denn von Sztipann Sztipannowitsch erfahren wir gar nichts, nur daß er im Januar nach Tiflis gereist war.

Es hat auch in den Zeitungen gestanden, wie Dein Bruder beim Manöver bei Derbent vom Pferde geschossen worden ist.

Ich weiß etwas anderes, denn er hat alle, Offiziere und Soldaten, Tscherkessen und Rechtgläubige, geschunden. Wir lassen uns alles gefallen, aber eine Tscherkessenkugel fehlt nicht.

Ich war auch im Kaukasus, da sind unendlich hohe Berge, alles Fels und Gestein, das fällt immer wieder herunter, und reißende Bäche schaffen es immer weiter fort ins flache Land. Ich weiß es nicht, ob es so ist: aber einmal, einmal wird alles Gestein heruntergefallen sein, und alle Täler werden ausgefüllt sein, und wo die Berge gestanden sind, wird alles schönes, ebenes Fruchtland sein; aber ob die Menschen besser werden, das weiß ich nicht.

Alexander Alexándrowitsch ist in hohen Ehren begraben worden. Alle Orden sind ihm vorgetragen worden. Aber nachgeweint hat ihm niemand.

Sztipann Sztipannowitsch ist auch hingekommen, hat das Haus verkaufen lassen und hat alle auseinandergejagt, denn Alexander Alexándrowitsch hat kein Weib und kein Kind hinterlassen. Da ist denn auch Mischka, mein Schwestersohn, fortgejagt worden und ist hierher wiedergekommen, und noch zwei sind mit ihm gekommen und haben mir alles erzählt. Jetzt komm' Du zu uns zurück, Dein Erbe zu verwalten.

Der alte Starosta ist gestorben. Gott im Himmel hab' ihn selig. Es war meiner toten Frau Bruder und noch nicht einer von den schlimmsten. Jetzt hat Sztipann Sztipannowitsch einen jungen Fant eingesetzt, den haben wir wählen müssen.

Dem unreinen versoffenen Hund, unserem Popen, sind alle Kirchenbücher verbrannt. Sztipann Sztipannowitsch sagt, wir Bauern hätten es getan. Warum hätten wir es tun sollen? Vielleicht wollte er es selbst so.

Sztipann Sztipannowitsch schindet uns Bauern sehr.

Geschieht dies mit Deinem Wissen und Willen?

Jetzt komm her, Dein Erbe zu verwalten. Und wenn Du nicht kommst, Dein Erbe zu verwalten, so wirst Du betteln gehen.

Dein unterwürfiger Diener

Jermák."

Im Januar war Sztipann Sztipannowitsch in Tiflis? Also ist Alexander im Januar gestorben und ich erfahre bis heute, in vier Monaten, nichts? Entweder ist es eine Phantasie des alten Jermák oder — — —

Ich will gleich jetzt an Sztipann Sztipannowitsch schreiben und mir in aller Form Aufklärung erbitten.

15. Mai.

Acht Tage kein Brief, kein Telegramm.

16. Mai.

Ein langes Schreiben. Alexander ist im Januar in Derbent gestorben. Sonst nur Ausflüchte und Entschuldigungen und dabei allerlei dumme Redensarten, als ginge mich die ganze Sache nichts an. Sonderbarer Kumpan, mein Herr Schwager. Tut, als ob alles auch ohne mich getan werden könnte. Er beantwortet nicht eine einzige von meinen Fragen, spricht nicht von meinem Bruder, sondern vom General, seinem Schwager; spricht von der großen Arbeitslast, die ihm durch den betrübenden Fall in der Familie zugefallen ist, und über die Schwierigkeiten der Verwaltung, und wie sehr sich Anna Alexándrowna den Tod zu Herzen genommen hat, und von mir ist mit keinem Wort die Rede — nur legt er, wie einem Bettler, einen lumpigen Wechsel auf Mendelssohn, Berlin, bei, da ich vermutlich Geld brauche!!

Dem General wird ein Denkmal in der Familiengruft auf Wolkowa gesetzt. Schön! Ich habe nichts gegen das Denkmal. Ich habe den Bruder nie gekannt, und gehört habe ich nur, daß er stark trinke und sehr lustig lebe, — daß er sehr gegen die dritte Heirat Papas mit meiner Mutter war und mit Papa sich vollkommen brouillierte.

Damals war er mit Sztipann Sztipannowitsch ein Herz und eine Seele, dann haben sie sich verzankt, und darum ist er auch nach Papas Tode, glaube ich, nie nach Petersburg gekommen, wenigstens nicht zu Sztipann Sztipannowitsch. So viel ich mich erinnere, habe ich ihn noch als Knabe nur ein-

mal zufällig gesehen. Ich habe nichts gegen das Denkmal, aber man hätte mich doch fragen können.

Sztipann Sztipannowitsch tut aber so, als wenn er zu entscheiden hätte. Ja, wer ist denn Papas Erbe? Sztipann Sztipannowitsch oder ich? Ich weiß nicht, warum ich ihn nie gemocht habe? Er ist mir immer verdächtig vorgekommen, und ich könnte ihm allerlei zutrauen.

Ich schreibe noch einmal und verlange klare Antwort. Indessen mache ich mich gefaßt.

23. Mai.

Ade, schöner Mai! Ade, mein Jena! — Ich muß nach Petersburg.

Drittes Kapitel

Sankt Petersburg, den 16./28. Mai.

Sztipann Sztipannowitsch weicht mir aus, es ist gar kein Zweifel. Er ist unwohl — beschäftigt — oder sonst was, und wenn er mir Rede stehen soll, läßt er sich abrufen.

Ich will den Rat Jermáks befolgen und will morgen, Sonntag aufs Gut — dort kann er mir nicht ausweichen.

18./30. Mai.

Es ist also klar: Sztipann Sztipannowitsch will den Versuch machen, mich beiseite zu schieben. Es ist eine komplette Spitzbüberei; aber sie soll ihm nicht gelingen.

Kühl — ein schöner Morgen, heute früh, als wir fuhren! Die Sonne schon hoch am Himmel, und nachdem wir aus dem Gerassel der Stadt heraus sind, alles friedlich und still. Lerchengesang und Glockengeläute.

Mein Jermák, wider seine Gewohnheit, ganz still.

Wie wir durch die Doppelallee von Balsampappeln, über den Damm, der mitten durch den See führt, hinfahren, zeigt er plötzlich mit der Peitsche gegen das Schloß.

„Schau mal hin, Dmitri Alexandrowitsch — das wußt' ich — sie haben uns bemerkt. — Da reitet er fort mit Mikolka, seinem Kosaken. Mag er nur reiten, wohin er will! Mir soll er nicht entgehen!“

Meine Schwester, Anna Alexándrowna, empfängt mich auf der Veranda. Die ganze Schar der Nichten und Neffen hat sich mir angehängt. Nur die Amme mit dem Jüngsten läßt sich von Jermák langsam spazieren fahren, und der Älteste fehlt, vielleicht weil er für irgendeine Schlingelei im Kadettenkorps den Sonntagsurlaub nicht bekommen hat.

Aber Anna Alexándrowna schickt alle miteinander mit Gouvernante und Kindermädchen in den Park.

„Nun, Dmitri,“ sagt sie zu mir, „setz' dich dahin, ich weiß schon, weshalb du gekommen bist.“

„Willst du Tee?“ und läßt servieren. Meine Schwester liegt auf der Chaiselongue in grauer Seide und im Pelzjäckchen von Zobel. Sie ist wirklich noch eine schöne Frau.

„Warum machst du denn solche Dummheiten?“ sagt sie.

„Was für Dummheiten?“

„Nun, kommst her und willst allerlei.“

„Ja, was will ich denn?“

„Nun, Sztipann Sztipannowitsch wird schon alles einrichten. — Warum trinkst du deinen Tee nicht? Ja, — Sztipann Sztipannowitsch wird schon alles einrichten.“

„Warum habt ihr mir denn nicht geschrieben, daß Alexander gestorben ist?“

„Ach, mein Gott, das ist sehr schade — sehr schade, — der arme Alexander. Weißt du, man sagt, ein Tscherkesse hat ihn erschossen. — Weißt du, er hat solche Geschichten gemacht — der arme Alexander. Das Denkmal wird sehr schön, in voller Generalsuniform; ich habe es schon gesehen, — von weißem Marmor. Weißt du, es macht der berühmte Petroff.“

„Schön,“ sagte ich — „aber ihr hättet mich doch benachrichtigen sollen.“

„Ach, lieber Junge, das war gar nicht nötig. — Du sollst doch studieren. Und Sztipann Sztipannowitsch schickt dir so viel du willst.“

„Das ist sehr hübsch von Sztipann Sztipannowitsch; aber ich bin mündig.“

„Ach was — mündig, — laß doch nur Sztipann Sztipannowitsch machen.“

„Aber ich bin gerade hier hergekommen, um es selbst zu machen.“

„Ach, aber das ist komisch von dir.“

„Komisch?“

„Sztipann Sztipannowitsch wird alles einrichten und dir Geld schicken.“

„Weißt du, liebe Anna, so kommen wir nicht weiter. Ich will es dir ruhig sagen. Ich bin nach Petersburg gekommen, um das Erbe zu übernehmen und selbst zu verwalten."

„Ja, mein lieber Junge, ich weiß noch gar nicht, wieviel du kriegst."

„Du weißt es vielleicht nicht; aber das Testament weiß es."

„Das Testament ist gar nicht gültig, sagt Sztipann Sztipannowitsch."

„Nicht gültig? Warum denn nicht?"

„Ja, weißt du, weil deine Mama die dritte Frau war."

„Was weiter?"

„Und die dritte Frau ist bei uns gar nicht gültig, und Papa war schon so alt. Und deine Mama hatte ja auch nichts. Weißt du, nur so ein bißchen deutschen Schmuck. Und die dritte Frau — das ist komisch. Bei den Danilewskis war es ebenso, — da haben die Kinder der dritten Frau auch nichts bekommen."

„Wo ist das Testament?"

„Das weiß ich nicht, das weiß Sztipann Sztipannowitsch ... ich glaube, er ist gar nicht da."

„Du meinst also, die Ehe mit Mama ist gar nicht gültig?"

„Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Aber alle sagen so."

„Und das Testament, meinst du, ist gar nicht mehr da? — Aber da werden ja wohl die Kirchenbücher da sein und die Zeugen bei der Trauung."

Schwester Anna schweigt.

„Oder glaubst du, daß sie auch nicht mehr zu finden sind?"

„Frag' doch selbst nach", sagt Anna und wird rot.

Die kleine Maascha ist der Gouvernante entsprungen, kommt hereingeschlüpft und schmiegt sich an die Mama.

Draußen haben die Kinder die Ponies anschirren lassen und jagen über den Rasen.

Ich muß doch endlich meinen Tee austrinken, er schmeckt ganz komisch — nach gar nichts.

„Du meinst also, liebe Anna, daß ich am vernünftigsten täte, auf die Erbschaft zu verzichten?"

„Ach, mein lieber Junge, das ist nett von dir. Ich habe dich immer so lieb gehabt. Weißt du, wir haben furchtbare Ausgaben, und alles ist so teuer. Hier das Gut — und die Häuser in Petersburg — und die andern Sachen — und der zweite Sohn muß ins Kadettenkorps — und der älteste wird jetzt Leutnant. Sztipann Sztipannowitsch kommt gar nicht aus.

Er hat ja selbst kein Vergnügen, nur die dumme Gage — und dann hat er noch Schulden — ich weiß gar nicht, wo er die her hat, ich glaube, von früher, oder er hat gespielt; ich weiß gar nicht, wo er das Geld gelassen hat. Siehst du, mein lieber Junge, du bist jung und gelehrt. — Alle sagen, es ist nur gut, wenn du arbeitest — und Sztipann Sztipannowitsch gibt dir, so viel du brauchst. Und du kannst alles behalten, die Equipage und das Reitpferd, und du kannst auch hierher kommen, sooft du willst."

Ich stand auf.

„Du meinst also, daß ich Bettler werden soll, damit Sztipann Sztipannowitsch seine Schulden bezahlen kann?"

„Ach was, Bettler — keine Idee — Bettler!"

„Nun, ich meine so ein unterstützter Bettler!

Und zu dem Zweck hat Sztipann Sztipannowitsch das Testament verschwinden lassen? — Und die andern Papiere werden auch nicht zu finden sein? — Und eigentlich nenne ich mich auch mit Unrecht nach dem Vater? nicht wahr? — Und was ich bekomme, bekomme ich aus Gnade und Barmherzigkeit? Von Sztipann Sztipannowitsch, der so edel an mir handelt! Und deshalb habt Ihr mich den Tod von Alexander nicht wissen lassen? Und das hat Sztipann Sztipannowitsch alles so eingerichtet? Und du hilfst ihm zu alledem? Und weißt du denn, wie man das alles nennt? Das ist gemeiner Betrug!"

Schwester Anna sieht mich strafend an; dann spricht sie: „Siehst du, nun wirst du unartig — nun kannst du gehen. — Mach doch nicht solche Dummheiten! Man kann ja Sztipann Sztipannowitsch nicht verklagen — und du hast ja auch gar nicht das Geld dazu."

Die kleine Maascha, die merkt, daß etwas vorgeht, weint leise in sich hinein.

„Komm, liebe kleine Maascha," sag' ich zu ihr, „komm, begleite mich zum Wagen."

Schwester Anna wird doch unruhig.

„Dmitri!" ruft sie, „mach' doch nicht solche Dummheiten ... Das sind ja Dummheiten, Dmitri. Dmitri, sei doch vernünftig!"

„Leb' wohl."

Mein Jermák und ich sind von Haus zu Haus im Dorf gefahren.

Der Starost ist tot. Der alte Pope stumpfsinnig. Der Spitzbube, der Diakon, weiß sich an nichts zu erinnern. Die Kirchenbücher sind seit dem letzten Brand im Schloß fort, verbrannt und keine Kopien vorhanden.

Jermák schlägt mir vor, Sztipann Sztipannowitsch zu erschlagen.

16. Juni.

Es ist zum verrückt werden. Ich fahre tagtäglich von einem zum andern. Jeder macht Ausflüchte. Keiner will was mit Sztipann Sztipannowitsch zu tun haben.

Ich habe ihm zum drittenmal geschrieben — natürlich keine Antwort.

22. Juni.

Nichts! Nichts! — Wunderbare Tage draußen, hier im Haus entsetzlich. — Ich will fort, um zu Vernunft zu kommen.

Und was alles über mich gesprochen wird!

Ich will die Familie unglücklich machen!!

2. Juli.

Ich laufe seit einem Monat ganz vergeblich herum. Es sind lauter feige Schufte. Kaum wird es klar, daß es gegen Sztipannowitsch geht, so ziehen sie sich zurück, versteckt oder grob. Es wagt niemand zu mir zu stehen! „Es fehlen Beweise!“ „Es ist nicht möglich!“

Gestern zum erstenmal hat mich einer angehört, der Advokat, uns gegenüber. Aber heute hab' ich das sichere Gefühl, daß er mich nur aushorchen wollte, der Herr Franzose!

Ich bin am Ende meiner Weisheit; ich finde niemanden. Ich will den guten Rat Jermáks befolgen und Peter Fuhls aufsuchen. Sein Vater ist Winkeladvokat.

3. Juli, mein Geburtstag.

Peter Fuhls wohnt in der Riesenkaserne an der Polizeibrücke. Ich trete ins Tor; niemand zu sehen, der mir Auskunft geben könnte. Im Hof wird Holz ausgeladen. Eine ganze Reihe straffhaariger Kerle in bunten Hemden und Bastschuhen führen die Birkenscheite auf kleinen Schubkarren vom Holzkahne ein. Der Eigentümer vermietet die achtzig Wohnungen seines Riesenhauses mit freiem Holz. Da ist nun offenbar die erste Holzbarke eingetroffen, und der Wintervorrat soll im Hof aufgestapelt und je nach dem Mietzins sehr gerecht verteilt werden.

Aber die Hauseinwohner sind aus früheren Jahren gewitzigt. Schon seit Wochen ist die Holzbarke signalisiert, und achtzig Parteien sind heute entschlossen, sich ihr Anrecht auf Holz mit List oder Gewalt zu sichern. Da hat sich denn eine ganz regelrechte Schlacht entwickelt. Die kurzen Scheite fliegen hinüber und herüber. Aber was vermöchten acht tatarische Hausknechte gegen hundert russische Burschen, Köche, Kutscher und Diener und Weiber! Im Nu sind die Tataren an die Wand gedrückt, blockiert, kampfunfähig ge-

macht, und der Hof von jedem Splitter Holz gesäubert. Dort in der Ecke des Hofes hat sich die mit schweren Eisenplatten beschlagene Tür aufgetan, und ein feister Riese in blauem Kaftan, hochschulterig, mit schwammigem Gesicht, lugt vorsichtig heraus. Es ist der Hausherr. Er ist ganz bleich vor Aufregung, schlottert in den Knien und atmet schwer.

„Hundesöhne, Hundesöhne! Gott sei mir gnädig", ist alles, was er zu sagen vermag. Ich trete an ihn heran und frage nach Peter Fuhks. Der Riese zieht ehrerbietig die fette Mütze und sagt mit piepender Stimme: „Belieben Sie näher zu treten", und nötigt mich in ein kleines, finsteres Loch. Er, der Besitzer dieses Riesenhauses, in der denkbar günstigsten Lage St. Petersburgs, Wechsler und Millionär, hat sein Wechselstübchen unter der Treppe eingerichtet! Das einzige Licht dringt durch die Öffnung über dem Ladentisch. Die Öffnung führt nach der Straße, dem Newski Prospekt. Rechts und links hängen über der Lade vergitterte Glasschränkchen, und drin glänzen als Lockspeise Geldrollen und neue Hundert-Rubel-Scheine, mit Silber und Gold gefüllte Holzschalen. Hinter dem Ladentische sitzt ein hochaufgeschossener Jüngling mit straffen, gerad' beschnittenen Haaren, mit großen, abstehenden Fledermausohren unter der dick wattierten Mütze und mit auffallend blödem Ausdruck im knochigen Gesicht; auf seinem Schoß schläft ein Kater. Der Wechsler bietet mir den einzigen Stuhl. „Pjotr Petrówwitsch Fuhks", sagt er. „Sehr wohl ..." Es ist hier, trotz der drückenden Hitze draußen, feuchtkalt wie in einem Keller, kahl, schmutzig und dunkel wie in einem Gefängnis. Eiserne Kisten mit mächtigen Schlössern davor, ein Tisch, darauf dicke Bücher mit zerstoßenen Ecken, daneben der dampfende Ssamowar. Gegenüber ein Sofa mit schwarzem, zerschlissenem, aus Roßhaar geflochtenem Bezug, offenbar zugleich sein Schlaflager, denn zu Füßen desselben liegt ein wirrer Haufen

geflickter Wattdecken, und ein ekelhafter Dunst steigt von ihnen auf.

„Pjotr Petrówwitsch Fuhks! Meinen Euer Hochgeboren Pjotr Petrówwitsch Fuhks, den Älteren, den Winkeladvokaten, oder Pjotr Petrówwitsch Fuhks, den Jüngeren? Kann ich Euer Hochgeboren dienstbar sein? Bitte sich nur zu äußern." — „Hundesöhne!" fügte er hinzu, „es ist trockenes, wunderschönes Birkenholz, kommt den Wuoxen herunter, von Imatra, Herr! Ich hab' dort meine Waldungen, herrliche Waldungen, alles schlagbares Holz, alles hundertjährig. Die Hälfte ist mir schon unterwegs gestohlen, Herr! Und hier fallen alle wie die Raben darüber her. Nun frag' ich bloß, ist das anständig? Wie kann da unsereins auf die Kosten kommen? Ehrlichkeit bringt durch die Welt, Herr, aber die jungen Leute denken immer, das Geld käme einem nur so zugeflogen! Urteilen Sie selbst, gnädiger Herr, das Geld verdienen ist eine schwierige Sache, und es gelingt nicht jedem. Ja, ja, es gelingt nicht jedem. Darf ich Euer Hochgeboren mit einer Kleinigkeit aushelfen? Tausend Rubel vielleicht? Wieviel befehlen Euer Gnaden? Bitte untertänigst, hier ist Geld wie Heu!"

Glänzendes Behagen spiegelte sich auf dem breiten Gesicht des Wechslers. Er wühlte mit der Linken in der goldgefüllten Holzschale und strich sich dann wohlgefällig über den kahlen Kopf und das kahle Kinn. Es gibt doch wohl noch glückliche Menschen auf der Welt.

„Ich wünsche Wohnung von Pjotr Petrówwitsch zu wissen. Wohnt er noch im Hause?"

„Pjotr Petrówwitsch ist tot, zu dienen, gnädiger Herr. Vorigen Winter. Er ist mir die Miete schuldig geblieben. Miete für Wohnung und Holz. Er ist erfroren, sagen die Leute, aber das schadet nichts. Ich habe die Sachen zurückbehalten, lumpige Sachen! Nur der Junge ist ausgerissen und hat seine Geige mitgenommen. Er ist fort, der Teufel

hol' ihn! mag er seinen Landsleuten, den Finnen, geigen! Die Wohnung steht noch leer, die einzige im ganzen Hause. Aber das schadet nichts. Urteilen Sie selber, gnädiger Herr. Ich komme schon auf meine Kosten. Eine schöne Wohnung, Zimmer und Küche, mit Wasser und Heizung. Etwas hoch, fünfte Etage.

„Freilich nichts für Sie, gnädiger Herr, aber darf ich Euer Gnaden mit tausend Rubel dienen? Eins, zwei, drei, zehn. Erweisen Sie mir die Ehre." Er fuhr mit dem Daumen in den Mund und zählte mir die schmierigen, zerrissenen Hundertrubelscheine vor.

Der alte Fuhls tot! Also damit wäre es wieder nichts, fuhr es mir durch den Kopf.

„Sie zahlen wieder, ganz, wann es Ihnen paßt — hat gar keine Eile."

„Danke. Also wohin ist Pjotr Petrówwitsch — der Jüngere, meine ich?"

„Zu den Finnen, gnädiger Herr, weiß Gott, wohin, hol' ihn der Teufel! Mag der den Finnen geigen, der Lump! Hier soll er sich nicht wieder blicken lassen, oder ich schlage ihm die Zähne ein, dem Windhund."

Er verzog den Mund zu einem Lächeln.

„Tausend Rubel", sagte er sich verneigend. „Bitte selbst zu urteilen", und schob mir den schmierigen Haufen über den Tisch zu.

„Danke, danke, ich brauche nichts."

„Erweisen Sie mir die Ehre. Oder zwei-, dreitausend? Wieviel befehlen Sie? Bitte untertänigst, erweisen Sie mir die Ehre. Euer Hochgeboren haben gewißlich die Gnade, mich Ihrem Herrn Schwager zu empfehlen; nur ein kleines Wörtchen."

„Meinem Schwager?"

„Ihrem Herrn Schwager Sztipann Sztipannowitsch, Exzellenz!"

„Ja — kennen Sie mich denn?“

„Gott sei mir gnädig! Ich sollte Euer Hochgeboren nicht kennen? Dmitri Alexándrowitsch? Ihr Herr Vater hat mir oft die Ehre erwiesen. Ein vortrefflicher Mann und gar nicht stolz. Und Ihre Frau Mama! Eine liebe Dame. Eine Deutsche, aber eine sehr vornehme Dame. Von oben bis unten schwarz angezogen, nur einen Schleier hatte sie und einen grünen Kranz, und weinte gar nicht, wie doch unsere Mädchen immer bei der Hochzeit tun.“

„Bei der Hochzeit? Waren Sie denn bei der Hochzeit?“

„Freilich war ich dabei, Euer Gnaden. Erlauben Euer Gnaden, wie lang' ist es her? Es sind jetzt ...“ Ich fühlte das Herz im Halse schlagen.

„Ich denke, die Hochzeit war auf dem Gute?“

„Freilich war sie auf dem Gute, Euer Gnaden. Ihr Herr Vater hatte mir die Ehre erwiesen, und da bin ich selbst hinausgefahren und habe ihm das Geld gebracht. Einhundertdreißigtausend Rubel. Und da hat mir Ihr Herr Vater die Ehre erwiesen und hat mir erlaubt, dem Gottesdienste beizuwohnen.“

„Sie waren also bei der Trauung meines Vaters mit meiner Mutter zugegen? Sie waren selbst da und haben es selbst gesehen?“

„Mein Wort ist Gold, gnädiger Herr, gerade wie ich es sage.“

„Können Sie das bezeugen?“

„Auf die Hostie will ich es beschwören. Ich war dabei! Es ist alles ins Kirchenbuch eingetragen worden, und meine Wenigkeit hat auch unterzeichnen dürfen. Ich verstehe wohl, es ist eine große Ehre für mich. Aber urteilen Sie selbst: Einhundertdreißigtausend Rubel ist auch kein Spaß, und es standen schon andere Gelder darauf, und wer kann wissen, wieviel so ein Gut wert ist?“

Von der sonnigen Straße draußen flatterte unvermutet ein Schmetterling durch die Öffnung über der Lade in unser finsteres Loch. Wer weiß, welchem eingebildeten Glück er hier nachjagt, vielleicht flüchtet er nur aus dem betäubenden Gerassel der Straße; er taumelte vor der fetten Mütze des Buben zum Tintenfaß, vom Tintenfaß zum Goldhäufchen in der Holzschale, flatterte der Katze um die Ohren und entschloß sich, offenbar unbefriedigt, den Ausweg wieder in das Freie durch das vergitterte Hoffenster zu nehmen. Er faltete die prächtigen Flügel auseinander und wieder zusammen, weißgelblich gestäubt, schwarz gerändert, durchsichtig und schimmernd, wie ein Edelstein — und tänzelte an der Scheibe auf und nieder. Das war kein Anblick für unsern Wechsler; mit dem verknüllten, schmierigen Taschentuch wischte er den lustigen Gesellen vom Fenster und zerdrückte ihn mit dem Daumen. Was für ein mörderisches Tier ist doch der Mensch!

„Ungeziefer! gnädiger Herr," sagte der Wechsler, „es gibt sehr viel Ungeziefer bei uns in Rußland."

Das Schicksal meint es gut mit mir, es will mich befreien. Jetzt erst fühle ich, wie schwer es auf mir gelastet. Ich atme auf. — Es gibt mir den Weg frei und ich will ihn gehen. Ich darf mir selbst leben. Ich hab' niemanden zu fragen, mich nach niemandem zu richten. Wie fühl' ich mich erhaben über all die kleinlichen Seelen, die nichts vor Augen haben als ihr bißchen Stellung und Gehalt. Ich erstrebe mehr und werde es erreichen. Ich will Lehrer, Leiter, Weiser einem ganzen Volke werden, der ganzen Menschheit! ...

— Welch schöner Sommertag ist draußen! Welch ein Gewoge von Menschen und Wagen hin und her! O, es ist schön auf der Welt! ... Und wenn ich diesen Menschen, da gegenüber mir, nicht gefunden hätte, was wär' aus mir geworden, was wär' mir übriggeblieben? Knechtschaft, elende Knechtschaft um das tägliche Brot, elende Knechtschaft ein ganzes Leben lang. —

Mein Gegenüber hatte weiter geschwatzt, was von aufgelaufenen Zinsen, von Hypotheken und von Sztipann Sztipannowitsch, und ich möchte ein gutes Wort einlegen, aber ich hörte und verstand nur das eine: Hier war ein lebender Zeuge der Trauung meiner Mutter!

„Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen?"

„Mit dem größten Vergnügen. Das ist meine Schuldigkeit."

„Schreiben Sie mir mal das auf, was Sie da sagten."

„Befehlen Sie gleich?"

„Ja, gleich hier, ich meine das, was Sie von der Hochzeit sagten."

„Hm, von der Hochzeit?"

„Ja, wer war denn noch dabei?"

„Nun, der alte Pope und der Diakon, der Starost und meine Wenigkeit waren die Zeugen. Sonst niemand, — das heißt die deutsche Dame, die Kammerfrau von Euer Hochgeboren Mutter, die später Euer Gnaden Kindermädchen wurde — so eine kleine Person, sie ging nachher nach Deutschland zurück. Euer Gnaden muß wissen, es war den Kindern gar nicht genehm, daß Ihr Herr Papa zum drittenmal heiratete. Da waren sie denn alle ausgeblieben, und die Hochzeit wurde in aller Stille in der Gutskapelle gefeiert. Niemand war sonst zugegen."

„Also bitte, schreiben Sie."

„Was befehlen Sie?"

Nun also: Der Endesunterzeichnete, Ilja Petrówwitsch Kotomin, Hausbesitzer, Ehrenbürger, Kaufmann zweiter Gilde, bescheinigt durch vorliegende Schrift, daß er am soundsovielten Datum usw. usw., ganz ausführlich, am soundsovielten der Hochzeit des Fürsten Alexander Alexándrowitsch Ker-Asowsky mit der Freiin Marie von Lützerode als Zeuge beigewohnt habe. So wahr mir Gott helfe usw. usw. . . ."

Er schien zögern zu wollen.

„Ja, erlauben Sie wohl,“ sagte er, „ich verstehe nicht. Das steht ja alles im Kirchenbuch?“

„Das Kirchenbuch ist nicht zu finden, es soll verbrannt sein.“

„Verbrannt? Aber da ist ja noch der Starost?“

„Der Starost ist tot.“

„Und der alte Pope?“

„Der Pope ist stumpfsinnig vor Alter, dazu immer besoffen.“

„Und der Diakon?“

„Der Diakon ist ein Spitzbube, der tut, als wüßte er von nichts mehr.“

„Aber da muß ja noch ein Trauschein sein; den kann Ihnen ja Sztipann Sztipannowitsch am besten besorgen.“

„Schreiben Sie nur! Sztipann Sztipannowitsch ist es ja gerade, der alles so eingerichtet hat. Er will mich um mein Erbe bringen.“

Der Wechsler schnitt ein Gesicht, spitzte den Mund und pfiff.

„Und die deutsche Kindermuhme ist wohl in Deutschland verschwunden — hui — fort? Nicht zu finden? — — Ah — das sind schöne Geschichten.“

„Also schreiben Sie nur. Sie sehen ja, Sie erweisen mir einen großen Gefallen.“

„Und da soll ich gegen Sztipann Sztipannowitsch auftreten? Sieh mal an! Wie schlau! Euer Hochgeboren, sagt man, war in Deutschland? Haben dort studiert?“

„Wen geht es was an?“

„Ich meine nur so. Ja, — da wird man klug, da lernt man solche Geschichten. Sieh mal an, wie schlau! — Nichts weiß ich, gar nichts von der ganzen Geschichte! Nichts, nichts! Ich hab' gar nichts gesehen! Gott soll mich be-

wahren, ich weiß nichts von der Hochzeit, gar nichts. Wo sollt' ich denn meine Wissenschaft her haben? — Das sind mir Geschichten! Das ist Raub! Raub! Man will mich berauben! Da muß man die Polizei holen. Man kennt euch!"

„Will ich dich etwa berauben?"

„Man kennt euch! Man kennt euch! Man kennt euch! Kommt da so ein Herr von Habenichts von Deutschland, brüstet sich mit den sieben Haaren am Kinn! — Höflich — immer höflich! — Herr Gott! — nimmt bare tausend Rubel." — Er hatte die ausgespreizte Hand auf die Geldscheine gelegt und strich sie mit einem Ruck in das Schubfach darunter. — „Das ist Raub! Raub! Wir sind hier nicht bei Kehlabschneidern! Das ist Überfall! Man will mich berauben! Nihilisten! Man muß die Polizei holen!" — Er ging von Kiste zu Kiste und schlug die eisenbeschlagenen Deckel dröhnend ins Schloß.

„Nein, mein Vögelchen, so geht das nicht. Nein, mein Hühnchen, da mußt du früher aufstehen!"

„Sprichst du zu deinem Hausknecht? Halunke!"

Er hielt einen Agenblick inne.

„Es nützt dir alles nichts," fuhr ich ruhiger fort, „du hast es deutlich ausgesprochen und wirst es vor Gericht bekennen müssen. Ich bin es nicht allein, der es gehört hat, es waren auch andere dabei, Zeugen, — der dort", — und ich wies auf den Zweiten in dem Loch, den Jungen, der noch immer regungslos vor der Tischlade saß, — „der dort hat Wort für Wort verstanden und ich werde euch beide nicht lassen."

Der alte Riese fuhr wie ein Raubvogel auf den Buben los und stieß ihn mit der Faust in den Nacken, daß ihm die Mütze hintenüberflog.

„Urteilen Sie selber," schrie er, „der ist mein Neffe, mein Erbe, mein einziger Erbe! Der ist taubstumm! Der gütige

Gott mag ihn lange warten lassen! Taubstumm vom Mutterleibe an! Haha — Taubstumm!"

Er hatte die Teemaschine umgerissen. Die glühenden Kohlen kollerten aus dem Rohr und zischten im kochenden Wasser; Rauch und Dampf füllten den Raum. Er schien sich noch nicht sicher genug zu fühlen. Wahrscheinlich stieg ihm der Gedanke in den Kopf, wie gut es ihm bei Sztipann Sztipannowitsch angeschrieben würde, wenn er mich in eine Geschichte brächte. Er griff nach der mit Goldstücken gefüllten Holzschale, schüttete das Geld vorsichtig auf den Boden, setzte sich dann auf das Sofa, beide Arme auf die Knie gestemmt und den Oberkörper vornüber gebogen, und schrie überlaut:

„Ka—ra—ul!! Die Wache! Zu Hilfe, zu Hilfe! — Nihilisten! Nihilisten! —"

Ich blieb mit gekreuzten Armen vor dem jämmerlichen Gauner stehen. Daß bei solch einem Ehrenmann nichts zu erreichen sei, war mir klar. Was blieb mir zu tun übrig? — Ich wandte mich langsam, stieß den Kater, der sich wieder behaglich zusammengerollt hatte, von der Tischlade, öffnete die Klappe und trat aus der Höhle ins Sonnenlicht heraus ...

Verspielt! Verspielt! ....

Welch ein Lärm und Gewühl ist auf der Straße! Gerade vor der Tür flötet ein Leierkasten und wimmert durch all den Lärm die Arie aus „La Traviata": Qual cor perdisti, qual cor tradisti — — ein prächtiger schwarzlockiger Bursche in samtenem Rock und weiten Hosen.

Ein Polizeisoldat spaziert mit gemessenem Schritt vorbei. Er grüßt höflich.

„Ei, Brüderchen," sag' ich zu ihm, „edler Wächter des Gesetzes, geh' da hinein, man bedarf deiner, da gibt es Spitzbuben! Geh hinein. Es gibt viel Ungeziefer in Rußland."

Wieder etwas abgetan. Nach Peter Fuhts brauch ich hier nicht mehr zu suchen, er ist fort.

Ich trete zu meinem Pferdchen, klopfte ihm auf den Hals — wie lang werd' ich dich noch behalten? — und steige ein.

„Nach Hause, Herr?" fragt mein Kutscher.

„Nach Hause, Jermák! — Nichts ausgerichtet!"

Mein Bursch und der Hausknecht, die einzigen Wesen im verlassenen Hause, empfingen uns. Mir fiel auf, daß die Paradetreppe aufgeschlossen war, und ich erkundigte mich, ob jemand nach mir gefragt habe.

„Das nicht, Dmitri Alexandrowitsch," antwortete der Hausknecht, „aber Sztipann Sztipannowitsch waren hier."

„Sztipann Sztipannowitsch? Was wollte er?"

„Das ist nicht bekannt. Aber es war noch jemand mit ihm, so ein langer Herr mit Brillen und mit einem Bärtchen ‚auf französisch'. Ich glaube, es war das Advokätchen von da drüben. Aus dem Nihilistenprozeß der Rechtsverdreher, aus dem Haus da drüben."

„So, so. Das ist ja recht nett."

„Die Herrschaften waren auch beim Ober-Polizeimeister vorgefahren —"

„Woher weißt du es denn?"

„Der Kutscher von Sztipann Sztipannowitsch hat es mir erzählt."

„Beim Ober-Polizeimeister?"

„Genau richtig, Dmitri Alexandrowitsch. Hier im Hause war auch von Ihnen die Rede —"

„Nun, was sagten denn die Herren?"

„Das ist nicht bekannt. Aber die Herren sind auch in Ihrem Zimmer gewesen, Dmitri Alexandrowitsch —"

„In meinem Zimmer? Was haben sie dort zu suchen?"

„Das ist nicht bekannt, Dmitri Alexandrowitsch. Aber sie haben sich umgesehen und haben gelacht."

„Gelacht?"

„Genau richtig, Dmitri Alexandrowitsch. Es sind nämlich Briefe an Sie gekommen."

„Gut, gib her. —"

„Die Briefe sind oben auf dem Tische, in Ihrem Zimmer, Dmitri Alexandrowitsch."

„Auf meinem Zimmer, gut."

Ich stieg hinauf. — Sztipann Sztipannowitsch also und der Spitzbube, der französisch frisierte Advokat! Der hat es mit aller seiner strengen Ehrenhaftigkeit zuwege gebracht, gleich nachdem ich bei ihm gewesen, zu Sztipann Sztipannowitsch zu laufen. Und jetzt beraten die beiden Edlen miteinander. So eine kleine Nihilistengeschichte ist bald zustande gebracht: Student — Jena — unzweifelhaft ein Ungeheuer. Und sitzt man erst einmal auf der Festung und ein paar Jahr in Sibirien — nun, da mag man zusehen, wie man wieder herauskommt. — Wirklich, recht erbaulich! Sibirien ist nicht gar so weit! Und nicht jedem begegnet der Zar. Ein paar Jahr Sibirien — und das Leben ist vorbei!

Wahrhaftig! Hausknechte, Diener, Kutscher sind jetzt meine Freunde, sonst niemand.

Wie scheußlich öde ist es im Hause! Die Teppiche zusammengerollt, die Pflanzen entfernt, die Möbel verdeckt, Bilder und Spiegel verhängt. Einsame Fliegen stoßen sich an den mit Kreide beweißten Scheiben zu Tode. Dicker Staub über allem. Dazu das ewige dumpfe Gerassel von der Straße und die erstickende Schwüle in den Sälen. Trostlos und öde, wie in einem weiten Sarg!

Zwei Briefe liegen auf meinem Schreibtisch. Der eine — gewichtig, groß, mit dem Kronsiegel geschlossen, — besagt mir, daß ich zum Beamten in besonderer Mission im Ministerium des Äußeren ernannt bin, daß ich mich Montag, den 9. dieses Monats, in Wiborg dem Kommandanten Masorow an Bord S. M. Schiff ‚Wladiwostok' vorzustellen und weitere Befehle zu erwarten habe — Equipierungs-

gelder — usw. usw. und daß die gesamte Mission, Gegenstand, Ziel und Richtung der Reise im ganzen, wie in allen Einzelheiten, auf meinen zu leistenden Amtseid als Staatsgeheimnis zu bewahren sei. Angefügt ein sehr schmeichelhaftes Billett vom Minister selbst.

Sonderbar! Gerade jetzt? Es ist schon früher von etwas ähnlichem die Rede gewesen — ganz beiläufig — aber ich habe mich gar nicht beworben — ich dachte auch gar nicht, daß es der Minister im Ernst meinte — und jetzt so schnell, in wenigen Tagen! Ich muß sofort zum Minister vorfahren. Es ist mir unmöglich, jetzt anzunehmen.

Der zweite Brief ist aus Wiborg und lautet so:

„Mein lieber Ker!

Ich habe gehört, daß Du schon seit einiger Zeit wieder nach Petersburg zurückgekehrt bist, und da tut es mir wahrhaftig sehr leid, daß ich Dich nicht gleich aufsuchen kann. Mein lieber Ker! Ich muß Dir berichten, daß mein Papa diesen Winter am 21sten März um drei Uhr morgens gestorben ist. Wir waren unserm Wirt die Miete schuldig geblieben, da mein Papa während seiner Krankheit nichts verdienen konnte und ich auch nichts. Mein lieber Ker, es war schrecklich. Der Wirt hatte uns Wasser und Holz sperren lassen. Ich habe Möbel verheizt, alles, was von Holz war, aber die grimmige Kälte hielt an, und mein armer Papa ist buchstäblich erfroren. Es war wirklich sehr schrecklich, mein lieber Ker! Der Wirt hatte auch alle unsere Sachen zurückbehalten und hat mich hinausgejagt, kahl wie eine Kirchenmaus. Um meinen kleinen Krimskrams, für ihn ganz wertlose Sachen, tut es mir furchtbar leid. Was tun? Er ist gesetzlich vollkommen in seinem Recht, aber es gibt doch schreckliche Menschen, mein lieber Ker! Ich habe gar nichts retten können als meine Geige und das Bärenfell; auch nicht Deine ‚Sulamith‘, die Du mir aus Jena geschickt hast.

Mein lieber Ker! Ich glaube es fest und schwöre darauf, daß unser Judenlied, die ‚Sulamith‘, gut ist. Glaube es mir, mein lieber Ker! Ich könnte es Dir mit guten Gründen belegen. Ich kenne es auswendig. Ich habe das ganze Material durchgearbeitet. Aber sage nur selbst! Es stinkt zum Himmel, was Gelehrte und Ungelehrte, Berufene und Unberufene, was Christen und Juden sich an diesem herrlichen Liebesliede versündigt haben. Zweihundert Bearbeiter, Ausleger, Deuter und Umdichter dieser uralten Judengeschichte. Zweihundert! Und solcher Blödsinn darunter. Es könnte einem wirklich ganz angst und bange werden. Und Du hast die alte Streitfrage, ob Lied oder Drama oder sonst was, so einfach gelöst.

Mein lieber Ker! Was bist Du doch für ein beneidenswerter Mensch! Dir ist alles zugefallen, was es hier auf Erden von Glück gibt. Du bist Fürst, reich und Dichter! Wenn ich Dich nur wiedersehen und Dir die Hand schütteln könnte, mein lieber Ker!

Also, wie gesagt, mein lieber Ker, es war eine schreckliche Zeit, und ich wollte mich umbringen. Da hat mir Viktor Alexandrowitsch Schröter durchgeholfen, bei dem wir früher wohnten, nicht wie ein Bruder, nein, denn Brüder helfen einander schlecht, sondern wie ein Mensch! Der hat mich also durchgefüttert, hat sich um mich bemüht und hat mir auch die Stellung hier in Wiborg verschafft.

Ich bin jetzt drei Wochen hier, und sehr glücklich! Bei Heinrich Ahrensee, — ein reicher Reeder, und eigentlich sogar ein Verwandter von mir — habe nichts zu tun, oder so gut wie nichts, ein paar Briefe täglich, sonst nichts. Ich schäme mich ordentlich, das Geld einzustecken, aber alle sind sehr liebenswürdig gegen mich. Schade nur, daß die ganze Herrlichkeit so bald wieder zu Ende geht. Er ist nämlich krank, immer krank und will nach Deutschland. Wie ein

Traum kommt mir manchmal der Gedanke, daß er mich mitnimmt. Deutschland zu sehen! Doch das wäre zu viel Glück für

Deinen P. F.

Vale! Vale! Vale!"

Peter Fuhks! da hätte ich dich ja — in Wiborg. Du treue Seele! Heute abend fährt das Dampfboot. Ich schickte dir deinen Krimskrams. Ich such' dich auf, sobald ich kann. Was für ein großes Glück ist doch ein freundliches Wort, und dazu ein so lieber Kerl — und ich habe ihn so sehr vernachlässigt, habe nur an mich gedacht!

Drei Uhr.

Gott sei Dank! — Es ist, als wenn ich wieder aufatmen könnte. — Es scheint sich alles zu machen. Ich habe meine ganze Angelegenheit dem Minister vorgetragen; alles von Sztipann Sztipannowitsch ganz genau: vom Brand in der Gutskapelle, und daß nichts aufzufinden, vom Diakon, der so tut, als wüßte er von gar nichts, daß der Starost tot ist, der Pope stumpf vor Alter, die Kinderfrau irgendwo verschollen, vielleicht auch tot. Endlich die ganze Geschichte vom Wechsler, und daß man den doch vielleicht zum Zeugnis zwingen könnte. Ich hab' ihm auch erzählt, wie ich vergeblich von Advokat zu Advokat gelaufen bin, und daß ich niemanden, gar niemanden habe, der mir beistünde und dem ich mich vertrauen könnte, auch die ganze lächerliche Geschichte, daß eine dritte Ehe nicht gültig sein soll — und so weiter!

Er war wirklich sehr liebenswürdig. Er ist ganz erstaunt über die Geschichte von Sztipann Sztipannowitsch und hält sie für ganz unglaublich. Er will selbst persönlich eingreifen und nötigenfalls ohne Rücksicht vorgehen. Ich soll ruhig reisen. Er nimmt indessen meine Angelegenheiten in die Hand.

Gott sei Dank! — endlich ein Mensch!

Ich habe annehmen müssen! Es wäre geradezu beleidigend, wenn ich abgeschlagen hätte.

Also nach Wiborg!

Um acht Uhr geht das Dampfboot. Ich habe noch vier Stunden Zeit. Ich equipiere mich unterwegs, Kopenhagen, Havre. Ich nehme von niemandem Abschied. Sie haben sich alle gegen mich gestellt. Alle guten Freunde und Bekannten!

An Bord, 8 Uhr.

Eben kommen Fuhksens Sachen. Mein braver Hausknecht hat sie dem gemästeten Riesen lächerlich billig abgejagt. Die Leute verstehen einander. Freilich erbärmliches Zeug. Ein eisernes Bettgestell, zerrissene Matratzen und Decken, eine offene Kiste mit Noten, Büchern, Schreibereien, ein Bündel jämmerlicher, abgetragener Kleider, endlich ein Korb mit leeren Flaschen, Scherben, Stroh. Es war mir bis heute nie klar geworden, in welch peinlicher Armut der gute Kerl steckte. Und an diesen Sachen hing seine Seele; doch wer weiß, was mir bevorsteht!

9 Uhr abends.

Wir gehen endlich. Es ist ein altes Schiff, kaum seetüchtig, natürlich in England gebaut; aber entsetzlich klapperig. Es stöhnte laut auf beim Abdampfen. Die zersprungene Glocke hatte ganz vergeblich ein paarmal geschrillt, es ließ sich niemand mehr heranlocken. Die erste Kajüte, außer mir, leer; vorn allerlei Volk bunt durcheinander, die Bemannung wettergebräunte, stämmige Finnländer.

Um Jermák tut es mir leid, daß ich gehe, sonst um niemand. — Der gute Kerl war ganz starr.

Wir sind aus dem Gewühl der Dampfer und Kähne hinaus und gleiten, vom mächtigen Strom und der kränklichen Maschine getrieben, an den öden Ufern von Wassili-Ostrow vorüber. Die dicht aneinander gedrängten, riesigen Lagerhäuser

sind verschwunden und haben einzeln stehenden Hütten Platz gemacht. Der weite Friedhof von Wolkowa taucht auf. Ein Wald von Kreuzen! Wieviel Tausende liegen dort ganz friedlich nebeneinander, Schulter an Schulter! Es ist nur gut, daß ihnen mit dem bißchen Prunk, den sie mit sich ins Grab genommen, auch Kraft und Macht vermodert ist, den Nächsten zu beneiden und zu bekämpfen. Sie alle haben sich im Leben nach Herzenslust verachtet und befeindet, und jetzt soll ein frommer Spruch auf einem Stückchen Holz oder Eisen, zu ihren Häupten angebracht, alles wieder gutmachen. Einige wenige mögen sich auch geliebt haben — und jetzt haben alle Liebe und Haß vergessen! Wozu ist alle Qual auf Erden?

Auch mein Vater ruht dort in einer Gruft mit seinen drei Frauen. Ich habe es oft erzählen hören, wie sehr er meine Mutter geliebt hat, wie er ihr bald nachgestorben ist, und wie er mich, den Jüngsten, vor allen reichlich bedacht hat. Auf dem Totenbette hatten ihm die älteren Geschwister schwören müssen, mich nicht zu verlassen. Um Mitternacht verlangte er nach mir und ließ mich nicht mehr von seiner Seite. Gegen Morgen waren wir beide sanft eingeschlafen.

Wer weiß, was mich trifft.

Wir sind an der Mündung der Newa, im freien Wasser. Die Sonne geht unter. Allmählich steigen die Schatten höher, und Sankt Petersburg versinkt im abendlichen Dunst. Nur die goldene Kuppel des heiligen Isaakischen Tempels blitzt noch im Sonnenlicht. Es ist friedlich und ruhig auf dem Wasser, ein paar Boote, Möwen, ein Dampfer in der Ferne, und weit im Norden am flachen, finnländischen Ufer die mächtigen Feuer der Lachsfischer und das Licht des Leuchtturms.

Kronstadt. Riesentürme, niedere, granitene Wälle, und aus finstern Scharten: Geschütz an Geschütz. So fletscht

Rußland die Zähne. Gegen wen wohl? Nun, gegen die lieben Nachbarn und Nachbarsnachbarn. — Was für ein räuberisches Geschlecht sind doch die Menschen! Ein Volk lauert auf das andere! Einer übervorteilt den andern, auf diese oder jene Weise. Läßt er sich fangen, so heißt er Dieb und Räuber; wischt er durch, so heißt er Ehrenmann, oder Staatsrat, — oder Bankdirektor — Millionär. Er ist ganz derselbe Schuft, er hat sich nur nicht erwischen lassen.

Es ist eine herrliche Nacht. Einige wenige Sterne ziehen auf, aber sie leuchten nicht, es ist beinah so hell wie am Tage.

Ich ziehe es vor, auf dem Deck in freier Luft zu schlafen —.

Ja schlafen! Die letzten Tage haben mich doch mehr angegriffen, als ich mir selbst gestehen will.

Wenn es doch nur Höflichkeit — nichts als Höflichkeit war — und leere Worte? — Wenn er mich nur beschwichtigen wollte? — Nur einschläfern? — Wenn er es mit Sztipann Sztipannowitsch hielte? — Dummes Zeug! Es ist unmöglich.

Ich will auf alle Fälle Peter Fuhls meine Vollmacht hinterlassen. Er ist ein braver Kerl; er kennt von seinem Vater her die Advokatenschliche, und wenn es nötig ist, so greift er ein, vielleicht geschickter als ich. Jedenfalls schreibt er mir, wie es steht. Und ich kehre nötigenfalls von Suez zurück — desertiere — denn wollte ich mit dem Schiff den Bestimmungsort erreichen und vom Amur aus in aller Ordnung um Urlaub nachsuchen, so könnte leicht ein Jahr vergehen, ehe nur die Antwort aus Petersburg ankömmt.

Ich bin übermüdet, abgespannt; dennoch lassen die Gedanken keinen Schlaf aufkommen.

Ehe ich mich ihrer erwehren kann, stürmen Hoffnung und Verzweiflung in wildem Durcheinander auf mich ein. Soll

ich mich dem frechen Raube fügen? Soll ich Stellung, Vermögen und Namen willig aufgeben? — Nimmermehr! Nimmermehr!

So weit wär' ich nun! Ich suche Philosophie und finde nur geistreiche Spitzfindigkeit; ich sehne mich nach Freunden und vergesse den besten, den ich habe; ich dichte über Liebe und habe kein Weib gefunden, kein Weib berührt. Ich bin Fürst und — Bettler!

Wir fahren in dichtem Nebel, Wiborg kann nicht mehr weit sein. Es ist bald drei Uhr. Die Sonne muß aufgehen.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Über dem Strande bei Wiborg liegt dichter Nebel. Milchweiß, nach kräftigem Meeresodem und frischem Birkenlaub und blühendem Grase duftend, verdeckt er die Dächer und Giebel, den Hafen, die alten Mauern und Türme, die Landhäuser inmitten ihrer Gärten, die Irrblöcke und Birkengebüsche, die vollen Wiesen und leichten Hügel des nordischen Städtchens.

Es ist früheſter Morgen, die Luft, jeder Ton, jede Lebensregung steht still. Der feuchte, schwere Nebel hält alles im Bann und quillt und wogt.

In einem Hause, das dieser Nebel wie alles für alle Welt verborgen hat, und so versteckt hält, als stände es auf Meeresgrund, schläft noch alles!

In dem hohen, weitläufigen Vorraum tickt eine Uhr in ihrem geschnitzten, von der Diele bis zur Decke reichenden Gehäuse.

Altersbraune, kunstvoll geschnitzte Schränke stehen an den Wänden, ehrwürdige Gestalten, an denen unsere wanderlustige Zeit vorübergezogen ist, ohne daß sie dieselben von der Stelle bewegt hätte.

Eine breite, schön geschwungene Treppe, mit sammetweichem Läufer belegt, führt in den oberen Stock, ein schweres Geländer aus derben, birkenen Säulen gibt dieser Treppe Wucht und Kraft.

Neben der Treppe zu ebener Erde führt eine Flügeltür, ein altes Kunstwerk an Einlage und Schnitzarbeit, in ein Zimmer.

Es ist ein hoher Raum. An die Fenster legt sich der Nebel, der draußen alles verhüllt, undurchsichtig an, wie eine Milchglasscheibe.

In den vier Ecken des Zimmers stehen in großen Kübeln frische Fichten mit hellgrünen Trieben, in der Mitte des Zimmers ein geöffneter Flügel.

Von der Decke herab, gerade über dem Flügel, hängt das Modell eines weißen, schlanken Bootes mit Flagge und Segeln, ein langer, blauer Wimpel an dem Maste.

Zierliche Möbel aus schwarzpoliertem Holze mit feinen Kanten und Linien aus Perlmutter eingelegt.

Eine schöne Kopie der Madonna della Sedia. Das Zimmer ist liebevoll gepflegt.

Eine Glastür führt hinaus auf die Veranda. Und an der breiten, nur von der Eingangstür unterbrochenen Wand steht ein zierliches Bett, ein wahres Schmuckkästchen. Wie die übrigen Möbel ist es reich mit Perlmutter ausgelegt. Vier hohe Pfeiler tragen einen Himmel, von dem ein weiches, zartfarbiges Gewebe niederfällt. Das junge Geschöpf, das hier im Morgenschlummer liegt, steckt im Bettchen wohlig eingehüllt, die dicken Zöpfe schmiegen sich ihr an Arm und Hals, goldig schimmernd. Die Hände liegen schlafesmatt auf der Decke, ein wenig geballt zu weichen, runden Fäustchen, bräunlich von Luft und Sonne gefärbt, Wetterhände, die ein noch kindisches Treiben draußen am Meeresstrand, in Garten und Wald verraten.

Sie hat sich bewegt, der Kopf ist ihr jetzt ganz zurückgesunken.

So liegt es sich nicht gut, so kommen böse Träume, auch am hellen Morgen!

Und richtig, da gräbt sich eine Falte zwischen den Brauen, die Stirn wird kraus, die Lippen öffnen sich, Unruhe zieht über das schlafende Gesicht, — ein angstvoller Atemzug, ein zuckendes Auffahren!

Sie ist jetzt wach, mit klopfendem Herzen.

Es war ihr, als wäre sie die breite Treppe im Hause herabgefallen — so schnell — so tief. — Nein, die Treppe war es nicht, es war etwas anderes gewesen, endlos, dunkel und unbekannt.

Es ist schon heller Morgen.

Verschlafene, noch ganz verwirrte Augen richten sich nach den Fenstern, an die der undurchdringliche Nebel noch feucht anliegt.

Da zieht es lebendig über das Gesicht; das Mädchen schlüpft aus dem Bett, wankt noch schlafbefangen, öffnet das Fenster, — und der Nebel zieht ein, legt sich ihr kühl und feucht an die warmen Wangen, durchdringt das leichte Nachthemd. Wie sie schaut! Nichts zu sehen!

Die alte, schwachbelaubte Birke, die so nahe steht, daß ihre Zweige auf dem Dach ruhen, sieht sie nicht — nichts — alles Nebel!

Kein Ton. Augenblicklich nicht. Die Vögel schlafen noch oder wagen sich in der weißleuchtenden Dämmerung nicht hervor.

Und doch! — Jetzt ruft ein Kuckuck — und wieder einer, und wieder einer, fern und nah. Sie rufen wie aus Wolken heraus.

Das klingt geheimnisvoll und fremdartig! Nur Kuckucke, sonst nichts.

Langsam geht das junge Mädchen zu ihrem Bett zurück, sinkt davor auf die Knie nieder, legt das rosige Gesicht in die Kissen, faltet die Hände und blickt friedlich vor sich hin.

„Lieber, guter Gott", sagt sie, und spricht in ruhiger Gewohnheit leise ihr Morgengebet.

„Laß uns alle, die wir uns lieben, lange beieinanderbleiben.

Meinen Vater mache mir gesund, dann ist alles gut.

Ich möchte niemandem auf Erden ein Leid bringen. Ich

möchte, daß alle mich immer liebten — und daß es bliebe, wie es jetzt ist. — Wenn es doch anginge, daß wir nicht nach Deutschland reisten!"

Sie schweigt, schaut noch halb schläfrig vor sich hin, ohne sich zu regen.

„Lieber, guter Gott, behüt uns alle — Amen."

Dann schlüpft sie im Nu in ihre Kleider, so eilig, so flink, als wäre ihr ein guter Gedanke gekommen.

Die Zöpfe steckt sie hastig um den Kopf, und zwar tut sie dies mit goldenen Haarnadeln, die sie auf dem Tisch vor ihrem Bette eifrig zusammensucht. Ein Kommodenfach schiebt sie auf, und entnimmt diesem ein weißes, zusammengefaltetes Tuch, hängt es sich über den Arm, und öffnet so ausgerüstet vorsichtig die Tür ihres Zimmers, hält erst Umschau, ehe sie den Fuß über die Schwelle setzt.

Es ist noch still, sie schlafen alle noch. Die Uhr tickt gleichmäßig mit vollem Pendelschlag, gerad' über ihrem Zimmer schläft der Vater. Sie schlüpft hinauf, bleibt vor seiner Tür stehen und streicht wie liebkosend darüber hin, dann wendet sie sich wieder, schleicht wieder herunter, ganz leise, aber die alten Treppenstufen knarren doch.

Die Haustür ist noch geschlossen.

Sie versucht ein paarmal fester auf die Klinke zu drücken, das ändert aber nichts. Die Tür gibt nicht nach.

Jetzt hält sie Umschau.

„Annuschka!" ruft sie mit gedämpfter Stimme. „Annuschka! da liegt sie ja!"

Sie schleicht ein paar Schritt vorwärts auf ein unentwirrbares Bündel von Kleidern, Lappen und Decken zu, das in einem Verschlag, den einer der alten Schränke mit einem Mauervorsprung bildet, liegt.

„Annuschka, Annuschka!" flüstert sie, als sie vor dem Bündel steht und zwischen den Kleidern und Lappen etwas zu rütteln versucht, um es zu wecken.

„Annuschka, Annuschka!"

Ein Grunzen und Dehnen gibt Antwort.

Die Kleider und Decken bewegen sich, und der Kopf eines schwarzhaarigen Frauenzimmers arbeitet sich daraus hervor und schaut verblüfft um sich.

„Wo ist denn der Schlüssel, Annuschka?" ruft sie und wiederholt es, als keine Antwort kommt.

„Ecke hängt."

Kristine schaut um sich.

„Wo denn?"

„Ecke hängt."

Annuschka gähnt wieder.

„In welcher Ecke, Annuschka?"

„Wo immer hängt."

Kristine bleibt nichts übrig, als die Ecke, wo Annuschka den Schlüssel untergebracht hat, zu suchen.

Annuschka bleibt währenddem in einer beobachtenden Stellung kauern.

„Dumm sein!" brummt sie, als Kristine die Ecke und den Schlüssel durchaus nicht finden kann, erhebt sich endlich, langt hinter den Schrank, an dem sie schlief, und nimmt den riesigen Schlüssel daselbst hervor.

Kristine will ungeduldig danach greifen.

Annuschka aber läßt das nicht zu, macht sich selbst auf die Beine, um aufzuschließen.

Die kleine, untersetzte, struppige Annuschka geht wie auf Stummeln, als wären ihr die Füße abgeschnitten, und dieser sonderbare Gang soll offenbar eine Art auf den Fußspitzen schleichen vorstellen.

Annuschka ist rücksichtsvoll und will ihre Herrschaft nicht zu frühzeitig wecken.

„Weshalb heraus? Weshalb Leute wecken?" fragt sie unzufrieden. „Haus schläft."

Jetzt öffnet Annuschka die Haustür, der Nebel wogt dicht und weich und lau. Man tritt wie auf den Boden des Meeres hinaus.

„Immer dummes Zeig!" sagt Annuschka.

Kristine ist mitten im Nebel drin. Die Tür schließt sich hinter ihr.

Da steht sie, umgeben von gleichmäßig weißem Dunst, durch den, wie sie es vorhin vom Fenster aus hörte, die Kuckucke rufen von nah und fern.

Kristine bleibt eine Weile ruhig, da rasselt etwas, klirrt, klappert, bewegt sich, da kommt etwas angesprungen, da schimmert es dunkel. Sie erschrickt, da rennt es haarig, naß, mit lustigem Stoß an sie an. Das ist der Kettenhund, der große Schlingel.

Sein mächtiger Kopf, seine nasse Nase schnüffelt und stößt. Er hebt die braune Pfote, sein Schwanz, seine Hinterbeine wirtschaften im Nebel, und so begrüßt er die junge Herrin, die beinah befangen und beklommen in dem Dunste steht.

Jetzt geht sie langsam weiter.

Wie fremd erscheint ihr alles! Der bleiche, feine Seesand, der die Wege bedeckt, ist in seiner oberen Schicht feucht und fester geworden, bei jedem Schritt aber quillt es hervor, trocken und hell. Es hat nicht geregnet, und alles ist nur vom Nebel feucht durchsogen.

Jetzt ragt der mächtige, grün bemooste Granitblock vor ihr auf, um den stehen dichte Wacholderbüsche, einer jener erratischen Blöcke, die zu Tausenden über das Land verstreut liegen, von der finnländischen Küste an bis tief hinein in das Herz Deutschlands.

Er erscheint ihr so mächtig, so unbekannt.

Einsam fühlt sie sich, die ganze Welt versunken, in Nebel gehüllt nur der Felsen, und tropfender, starrer Wacholder.

Wenn jetzt ein Wolf käme! fährt es ihr durch den Kopf, wenn der so auftauchte wie vorhin der Hund. Ja wenn es

Winter wäre, da kommt es schon vor, daß die Wölfe sich bis hierher wagen. Von der Gartenmauer aus hatten die Wiborger Vettern noch letzten Winter auf Wölfe geschossen, — aber jetzt im Sommer!

Es war wohl auch anderes, das sie fürchtete, das sie beklommen machte, Unbestimmtes, Rätselhaftes. Auf die Länge wirkte das unsichere Wandeln in dem gleichmäßigen Nebel bedrückend gespenstisch, und der unaufhörlich wiederholte Ruf des Kuckucks aus der Ferne machte ihr das Herz klopfen.

Im Hause schläft noch alles.

Wenn doch der Vater, geht es ihr wieder durch den Kopf, eines Tages ganz gesund aufwachen möchte!

Weshalb denn nicht? — Alles kann geschehen.

Das morgenfrische Mädchen geht, nachdem der Schauer, den das ungewohnte Gefühl der Vereinsamung, des Abgeschiedenseins über ihre Seele hingezogen ist, in frischer Lebenslust weiter; sie läuft jetzt in den Nebel hinein.

Der weiche, sandige Weg führt abwärts. Hier und da funkelt es in weitester Ferne wie Sonne auf. Die Nebelmassen werden landeinwärts lichter und ballen sich über der See.

Die Baumspitzen schimmern hier und da wie aus weißen, dichten Schleiern. Es leuchtet auf.

Aber auf der See liegt es noch weiß und schwer, nur die ersten glitzernden Wellen, die zu der schöngeschwungenen Bucht lautlos gleiten, blitzen schon von Sonnenlichtern auf. Ein weicher Wind läßt das Schilf, das am Strand bis in die seichten Wellen hineinwächst, leise aneinanderstreichen, daß es wispert und scharftönend rauscht. Das Wasser ist hier ohne Salzgehalt, leicht wie das eines Binnensees. Die Wellen haben den feuchten Strand entlang eine dunkle Linie aus Schilfstücken, Muscheln und dunkeln Holzteilen gebildet, die sich ihrem immer wiederkehrenden, leuchtenden Bogen anschmiegt.

Scharen kleiner Strandläufer fliegen auf, verschwinden in Nebelschleiern. Andere lassen sich wieder nieder, um sich bald wieder zu erheben und nah am Boden und den flachen Wellen hinzustreichen, bald im Dunst verschwindend, bald auftauchend. Sonnenblitze schießen durch weiße Nebelfetzen. Jetzt kommt das Mädchen dem Strande immer näher.

Sie hat mit Laufen innegehalten, aber ihr Gang läßt sich nicht sogleich zur Vernunft bringen, er hat etwas Hüpfendes, Elastisches.

Der Weg führt eine Düne hinab.

Da gleitet sie beinahe wie von selbst in dem feinen nachgiebigen Sande. Das weiße Tuch, das sie über die Schulter gelegt hat, schleift ihr nach.

Ein Brett ist in das Wasser hineingebaut, um die Boote bequem zu landen, und einige Boote liegen hier verankert, jedes zweimal, an der Spitze und dem Steuer. Sie steht auf dem Brett und schaut um sich.

Das Schilf wispert, die silberhellen Wellchen kucksen an die eingerammten Pfähle, die Boote schaukeln kaum merklich von einer Seite zur andern, schlupp — schlapp. An eines der Boote stößt sie mit dem Fuß, daß es ins Schaukeln kommt, stößt es an wie einen guten Kameraden.

Kylliki steht vorn auf dem weißen Stern. Es ist ihr Eigentum, sie hat es selbst getauft nach der Heldin des finnischen Epos.

Jetzt nimmt sie das Tuch von der Schulter, geht auf dem Brette zurück, auf einen der Granitblöcke zu, dessen Kuppe von scharfem, dunkelm Gras ganz überwachsen ist — dort legt sie ihr Tuch nieder.

Nicht weit von diesem Blocke, in das Wasser hinausgebaut, nahe dem Stege, steht ein kleines Badehaus. Sie schlüpft aber hier aus dem Kleide, zieht Schuh und Strümpfe von den Füßen, schlüpft aus dem Rock, dem Hemd so flink, wie sie vordem hineingekrochen — und steht da am Meeres-

strande, umwogt von Nebel wie die uralte Göttin, jung und herrlich.

Ruhig und schlank aufgerichtet, das Haar im Gehen fester um den Kopf windend, wandelt sie dem Wasser zu, die Luft umspielt sie feucht und warm. Sie tritt ins klare Wasser, und ein köstlicher Friede liegt auf dem Gesicht des wundervollen Geschöpfes.

Sie fühlt sich wohl. Sonne und Nebel kämpfen um sie her. Die volle Jugend ist über sie ausgebreitet, deren ganze Kraft und Frische und Leichtigkeit.

Sie geht weiter und weiter, die klaren Wellen reichen ihr bis an die Brust.

Sie fühlt sich hier sicher wie in ihrem Element, kennt jeden Stein zu ihren Füßen, jede Untiefe ist ihr vertraut. Jetzt läßt sie die Füße sich vom Grunde erheben und schwebt leicht gelassen über der Tiefe.

In der stillen Bucht ist die obere Wasserschicht warm, wie lauer Tee so weich, spielt sie an Hals und Lippen an, und tiefer ist das Wasser herzhaft frisch.

Wieder völlige Stille und Einsamkeit am Strande, die Boote schluppen langsam von einer Seite zur andern, die Strandläufer schwärmen ungestört. Die junge Göttin, die hier dem Wasser zuwandelte, in den klaren Wellen hinsank, ist weit hinaus ins Meer, und dichte Nebelschleier liegen über ihr.

Indessen wandert durch den Garten eine zweite Gestalt, noch jugendlich stramm, eine hübsche Person in einem staubfarbenen, prall anschließenden Kleid. Sie hat einen festen energischen Schritt.

Das ist Mathilde Swensen, eine Verwandte aus Deutschland, die hier zu Besuch ist. Sie hält wenig Umschau und geht einem bestimmten Ziele zu.

Mehr und mehr ist der Nebel gesunken, Birken, nichts als Birken, wohin man sieht, und hohes blühendes Gras.

Der Garten mochte in einem Birkengehölz angelegt worden sein.

Bequeme breite Wege, auch wohl ein Kieferchen, eine Fichtengruppe, Eichengebüsch, breite Rasenflächen.

Um die Findlingsblöcke, die der See zu in großer Zahl liegen, ist Wacholder gewuchert und das feste straffe Gras.

Ein paar Beete mit Blumen vor dem Hause abgerechnet, ist der parkartige Garten sich ziemlich selbst überlassen geblieben, wie die Natur ihn geschaffen, nur die Wege sind sorgfältig instandgehalten.

„Tina!" ruft Mathilde Swensen. „Tina! Um Gottes willen, Tina!"

„Was für ein Geschrei!" murmeln zwei feuchte Lippen ärgerlich während des Schwimmens, und in dem goldfunkelnden Wasserstreif nach dem Strande taucht ein blonder Kopf auf, glänzende Schultern, eine rosige junge Brust.

„Tina! Tina!" ruft Mathilde Swensen wieder.

„Kristine heiß' ich", antwortete das nasse, frische Geschöpf ärgerlich aus dem Wasser heraus.

Jetzt sind sie sich beide einander gegenüber, die Staubfarbene und der rosige Fisch, der im seichten Wasser auf dem seidenweichen Sand liegt, mit den Armen aufgestützt. An die runden Schultern plätschern die durchleuchteten Wellchen an.

„Aber Tina!" sagt Mathilde, „so früh zu baden!"

„Kristine heiß' ich, hörst du denn nicht? Wirst du dir's endlich merken? Gib mir mein Badetuch."

Mathilde geht, um es zu holen. Als sie damit zurückkehrt, steht Kristine nur mit einem Fuße noch im Wasser und streckt die Hände gelassen nach dem Tuche aus.

„Mein Gott, wie bist du schön!" sagt Mathilde Swensen in einem eigentümlichen Ton.

„Das geht keinen Menschen etwas an, wie ich bin".

„Meinetwegen geht's keinen Menschen etwas an, wie du bist, ausgenommen deinen Zukünftigen!"

Da trifft sie ein erstaunter Blick aus zwei klaren, blauen Augen.

„Man muß so nicht sprechen", sagt die feuchte Kreatur auf eine unbeholfene Weise.

Mathilde Swensen lacht.

„Ach, Kristine, was bist du für ein Kind, ihr seid hier alle hundert Jahr zurück."

„Oho!" sagt Kristine. „Ganz etwas Neues! Übrigens weiß mein Vater, daß ich ihn nie und nimmer verlasse — mein Vater glaubt an mich — und Mama ebenso —."

Mathilde lächelt. „Und nie und nimmer verlasse! — Das sagen alle Mädchen. — Also immer Fräulein Tina?"

Kristine ist inzwischen in ihren Rock geschlüpft und wirft das Kleid über.

„Kristine!" ruft sie ungeduldig.

„Gut, also Fräulein Kristine."

„Freisel Kristine."

„Was ist denn das?"

„Freisel Kristine", wiederholte das junge Mädchen ruhig. „Verstehst du, ‚Freisel' heißt's, ‚Freiseel' müßt' es eigentlich heißen, für die dummen Leute, daß sie's verstehn — aber sie brauchen's nicht zu verstehen. Frei-Seele heißt es, weißt du, in zwei Worten; aber im Gebrauch ist's ‚Freisel' Kristine."

„Und was soll's denn damit?"

„Na, was soll's damit?"

„Was du für Ideen hast?"

Mathilde Swensen will Kristinen aus dem Buche vorlesen, das sie auf ihrem Morgenspaziergang begleitet hat. Dantes Hölle; aber Kristine wünscht das nicht. Sie meint, daß es dazu viel zu früh jetzt sei.

„Du mußt sie lieben lernen," ruft Mathilde nach einer Weile, „das ist wahre Philosophie!"

„Geh," sagt Kristine, „ich habe hineingesehen. Solche Bücher machen die Menschen bös und dumm; wenn die Menschen

lesen, daß Gott so grausam und bös ist — so werden sie denken: Weshalb sollen wir besser als er sein?"

„Das schlimmste ist," sagt sie nach einer Weile, „wenn das Dumme und Böse prachtvoll gesagt ist."

Kristine geht vor Mathilden her, dem Garten wieder zu.

Als sie unter die Birken tritt, bleibt sie stehen, wendet sich um und blickt ruhig hinaus auf das jetzt klar leuchtende Meer.

Ein Dampfschiff zieht in der Ferne über die spiegelglatte Fläche und läßt einen langen, schmalen Rauchstreifen hinter sich.

„Ich glaube," sagt Kristine, „es ist das Schiff aus Petersburg."

Jetzt gehen sie dem Hause zu.

Ihnen entgegen kommt ein leicht gebeugt gehender Mann.

„Papachen!" ruft Kristine, wirft Mathilden das Badetuch zu und läuft.

„Guten Morgen, mein Herz, guten Morgen", sagt er, als er sie in den Armen aufgefangen hat.

Sein Haar ist ergraut, das hagere Gesicht macht einen leidenden Eindruck.

„Gut geschlafen? Sag' mir, wie es dir geht?" fragt sie; „aber sage es auch", fragt sie dringlich, als er nicht augenblicklich auf ihr stürmisches Fragen antwortet.

„Ja, mein Herz, recht gut."

Er begrüßt sich mit Mathilden.

Kristine aber bleibt währenddem ruhig an seinem Halse hängen.

Ihr Kopf lehnt an des Vaters Brust, der ihre Zärtlichkeit mit dem sicheren Gefühl, das die Gewohnheit gibt, duldet.

„Ich bin heute gehörig weit hinausgeschwommen, Papachen", sagt sie.

„Sei vorsichtig, nicht gedankenlos, dann ist's schon gut."

Mathilde Swensen schüttelte den Kopf darüber, daß der Vater es nicht für angemessen hält, ihr das Baden in offener See zu untersagen.

„Habt ihr denn schon Tee getrunken?"

„Gott bewahre!"

„Also geht, ich komme mit euch."

„Dir ist es also besser", sagt Kristine und schmiegt sich enger an den Vater an, legt den Arm, während sie gehen, um ihn.

„Dir ist's gut?" Ihre Fragen haben etwas übersprudelnd Zärtliches.

„Ja", sagt er mit einem leichten, wehmütigen Lächeln.

„Also, ja!" ruft Kristine, und beginnt, am Arm ihres Vaters hängend, in die blaue Luft hinauszusingen, dabei tritt sie, im Takt wie ein junges Füllen stampfend, auf und singt:

Haus und Feld und reiche Herden,
Unermeßlich weite Wälder
Gibt mein Vater mir zur Mitgift.
Ich bin reich und schön und acht' mich
Einer Königstochter gleich!
Ebenbürtig will ich meinen Gatten!"

„Laß deine Kylliki in Ruh'!" sagt Heinrich Ahrensee, „frühstück' erst."

Zweites Kapitel

Die Familie sitzt auf der Veranda vor dem Wohnzimmer, der Teetisch ist wieder gedeckt. Der Samowar summt. Es ist nachmittags fünf Uhr.

Frau Ahrensee hält die silberne Kanne unter den kochenden Wasserstrahl.

Das zarte Aroma des Tees, auf den das Wasser niederdampft, erfüllt die Luft.

Zu dieser Stunde tritt Peter Fuhks ein.

Peter Fuhks ist ein weitläufiger Vetter der Ahrensees und Privatsekretär seines reichen Verwandten.

Herr Ahrensee hat die ererbte Reederei, die schon sein Vater, ein eingewanderter Deutscher, begründete, kürzlich aufgegeben und hat sich ganz auf seinen Landsitz zurückgezogen und verwaltet seinen weitläufigen Grundbesitz.

„Nun, lieber Fuhks, was bringen Sie?"

Peter Fuhks verbeugt sich fürs erste außerordentlich achtungsvoll gegen die Damen, gibt einen Brief ab und fährt sich gedankenvoll mit der Hand über den Mund.

Frau Ahrensee bietet ihm eine Tasse Tee an.

„Wissen Sie," sagt Peter Fuhks auf eine etwas ungeschickte, ungelenke Weise zu Frau Ahrensee gewendet: „Es ist heute jemand angekommen. Ich bin sehr überrascht und erfreut. — Ich hätte ihn gleich mitgebracht, aber er hatte zu schreiben, zu tun hatte er, zu tun."

„Wer denn?" fragt Kristine.

„Hab' ich es nicht gesagt?" sagt Fuhks leicht verlegen — „mein lieber Ker ist gekommen."

„Ihr lieber Ker?" rufen Kristine und Mathilde zugleich. Und Mathilde lächelt ein klein wenig erhaben.

„Ist er denn aus den Wolken gefallen?" fragt Kristine.

„Jetzt lernen wir Ihr Wunder also kennen?" setzt Mathilde hinzu.

„Ein Wunder ist er nicht, mein Freund Ker, ich habe dies nie gesagt, soviel ich weiß. Ich möchte ihm nie schaden, man schadet damit, wenn man einen Menschen über die Gebühr lobt."

Peter Fuhls fuhr sich mit der Hand wieder über den Mund. Das war so seine Angewohnheit, das tat er nach jeder einigermaßen auffälligen Rede, die er zustande brachte.

„Er ist mir vollkommen überraschend gekommen — vollkommen überraschend. Er ist mit dem Schiff aus Petersburg gekommen. Schade, daß ich ihn nicht bringen konnte."

„Wie ist denn Ihr Freund?" frug Kristine. „Wie soll ich sagen?" sie zögerte, „ist er so wie Sie?"

„Nein, nein," sagte Fuhls eifrig, „nicht wie ich, gar nicht so."

„Schade, daß er nicht kommt, ich glaube, er ist eigensinnig." Diese Worte begleitete Peter Fuhls mit einem wahrhaft trübseligen Gesicht.

„Ich hätte ihn so außerordentlich gern mit Ihnen bekannt gemacht."

„Für meinen Briefwechsel mit ihm wäre mir das von größtem Vorteil gewesen."

Frau Ahrensee lächelte.

„Nun, ist es Ihnen denn nicht möglich, ihn zu bewegen?"

Peter Fuhls aber erschien wahrhaft verstimmt und mochte nur gekommen sein, um seinem Herzen Luft zu machen.

Man sprach Peter Fuhls zuliebe teilnehmend von diesem Thema weiter.

„Er kommt aus Deutschland, von der Universität Jena", wendete er sich an Frau Ahrensee. „Er kennt Ihre Frau Tochter."

„Und kommt nicht?" frug sie verwundert.

„Nein", sagte Fuhls schwermütig.

„Aus Jena?“ rief Mathilde. „Ja, da müßte ich ihn doch kennen? — Ihr Wunder? Ker? — nicht wahr? Ker? sagten Sie. Wüßte nicht ...“

„Dmitri Ker-Asowsky.“

„Was?“ rief Fräulein Mathilde, „der ‚Fürst‘? der reiche Student? Freilich hab' ich von dem gehört! Meine Freundin hat mir von ihm geschrieben. Er soll ja schauderhaften Aufwand treiben. Zwei Reitpferde! Und der soll Ihr Freund sein?“

„Ja, mein Freund! mein Schulfreund“, sagte Peter Fuhks und strahlte vor Stolz. „Aber“, fügte er, wie für sich sprechend, hinzu, „ich glaube, er ist etwas krank. Er spricht nicht, er ist so still.“

„Das ist doch merkwürdig, ihm hier zu begegnen“, meinte Mathilde.

„Eigentlich wohl: nicht begegnen“, sagte Frau Ahrensee, auf Peter Fuhks blickend.

„Ist für mich etwas zu erledigen?“ frug er dienstbereit, die Hände reibend, indem er auf Herrn Ahrensee blickte.

„Nein, mein Lieber, solange Sie Ihren Freund bei sich haben, sollen Sie vollends frei sein.“

„Bewahre,“ sagte Fuhks, „bewahre, ich werde mich immer einfinden. Er hat ja zu tun, er hat zu tun.“

„Nun,“ meinte Herr Ahrensee, „sollte er aber einmal nichts zu tun haben, so vergessen Sie nicht, daß ich keinerlei Ansprüche an Sie mache.“

Peter Fuhks verbeugte sich abermals. „Sie sind sehr gütig“, erwiderte er langsam, verbeugte sich wieder und empfahl sich.

Als er gegangen war, sagte Ahrensee: „Der gute Bursche wollte uns seine Not klagen; er war wie verwirrt vor Freude, als er mir heute morgen schon ankündigte, daß sein lieber Ker gekommen ist — und nun scheint es ihm in allen Ecken nicht recht zu sein.“

„Wie kann der liebe Ker", sagte Mathilde, „Freundschaft für diesen Menschen gefaßt haben? Unbegreiflich!"

„Nichts auf meinen Fuhks, Mathilde", sagte Ahrensee. „Ihr kennt ihn nicht. Er gib sich anders als er ist. Er ist verlegen und unbeholfen."

„Das schadet nichts", sagte Kristine.

„Hör' einmal," begann Mathilde lebhaft, „du solltest dich eigentlich revanchieren, du hast ihm neulich seinen dummen Spatz fortfliegen lassen —"

„Mathilde!" unterbrach sie Kristine beinahe schmerzlich, „das war kein Spatz. Das war eine Lerche, ein Männchen, und konnte singen, und er hatte sie sich gekauft, der arme Mensch, und brachte sie voller Freude; aber ich kann es nicht sehen, wenn so ein armes Geschöpf im Käfig sitzt."

„Spatz oder nicht Spatz", sagte Mathilde lachend. „Ich bin in der Naturgeschichte nicht bewandert. Goethe kannte auch keine Lerchen. Was meinst du, wenn wir selbst Fuhks mit seinem lieben Ker hierher holten."

„Willst du das wirklich Fuhks zuliebe tun?" sagte Kristine wie erstaunt.

„Sollen wir's?" wendete sie sich an ihren Vater.

„Wenn ihr meint, ja. Fragt nur unten im alten Warenlager nach Fuhks, er wird in seinem Turme sitzen, oder ruht, er wird euch schon hören."

Drittes Kapitel

Indessen hatte Peter Fuhls seinen Freund wieder aufgesucht. Er hatte die Türe vorsichtig geöffnet und war zaghaft eingetreten, als wäre das Zimmer nicht mehr sein eigenes. Ker hatte den Rock ausgezogen, saß am offenen Fenster und kratzte auf Fuhlsens Geige.

„Wie befindest du dich?" frug Fuhls in seiner langsamen förmlichen Weise.

„Ich habe dir hier deinen Krimskrams mitgebracht", sagte Ker, ohne von der Geige aufzublicken.

Sie hatten mittlerweile das sonderbare Reisegepäck, das aus alten Körben, die mit allerlei Hausratwust gefüllt waren, aus dem Schiffe heraufgebracht.

Fuhls stürzte darauf zu. „Wahrhaftig," rief er, „da sind die Sachen." Und er begann sogleich zu kramen und richtete eine große Wühlerei an. Alte Kleider quollen unter seinen emsigen Fingern aus alten Bündeln. Ein verschabtes Handtäschchen fiel auf den Boden. Fuhls hob es gleich auf und blickte es nachdenklich von allen Seiten an. — „Ich weiß gar nicht," sagte er, „ob das auch wirklich das unsrige ist. Ich meine, das hätte keinen rötlichen Streif um den Rand gehabt."

Ker blickte lächelnd auf seinen Freund. Da polterten Flaschen, in graues, verstaubtes Stroh gehüllt, aus einem zerschlissenen Korbe, verrostete Blechbüchsen kommen zum Vorschein, ein paar abgestoßene Teller, ein Salzfaß, zwei Tassen ohne Henkel, ein verworrenes Knäuel schmutziger Fäden.

„Mein Gott," sagte Fuhls, „was bedarf der Mensch alles zum Leben!"

Es roch jetzt im Zimmer nach feuchtgewesenem alten Staub.

„Nein, daß du den Krimskrams mir mitgebracht hast! Als wenn du wüßtest, daß mein Herz daran hängt, an dem

alten Zeug, als wenn du das verstehen könntest, daß der alte Plunder mir so teuer ist wie meine Heimat! Ja daß er eigentlich meine einzige wahre Heimat ist! Vaterhaus und alles!"

Fuhks sprach diesen armseligen Begriff, den er von Heimat und Vaterhaus hatte, äußerst heiter aus.

„Wo ist denn aber —!" rief er mit einem Male aus, „ich hatte doch das Beste ganz nach unten gesteckt?" —

Fuhks tastete zwischen den Sachen, wühlte wie ein Maulwurf und förderte ein paar vergriffene Bände zutage.

„Aber weißt du, — dieser Hauswirt!" rief er außer sich, „ist ein Schwein, sozusagen, es fehlt ihm überhaupt alles Herz. Es ist gar nicht über ihn zu reden. Er liegt außerhalb von alledem, worüber ein anständiger Mensch reden darf! — Nein! — wenn ich dir sage: — da hat er dein Judenlied behalten! — natürlich Ker!" — Fuhks schaute ganz verwirrt. — „Nein! doch nicht! — Gottlob!"

Fuhks hatte wütend gewühlt, war ganz in Staub gehüllt.

„Da ist's!" rief er glückselig. „Ker, unser Bestes! Das Judenlied. Unser Hohes Lied. Weißt du, in deiner runden, herrlichen Stube hast du es mir vorgelesen — weißt du noch?

— Und du kannst denken, wie ich gerannt bin, um das wenigstens herauszubekommen von der Hundeseele. — Ja was denkst du, ausgespuckt hat er — der —

Nichts herausgegeben hat er."

Fuhks schlug die kleine Mappe auf und brummte ungeschickt und bewegt vor sich hin:

„Wer ist es, die hervorschimmert
unter den Rosenbüschen,
schön wie die Morgenröte
und wie das erste Licht des Tages
unter den Palmen im Tal?

Ach, Ker, was bist du doch für ein glücklicher Mensch!"

Er hatte in seinem Eifer gar nicht auf den Freund geachtet, der in sich versunken saß, immer noch Geige und Bogen haltend, und der sich jetzt hastig erhob und mit von innerem Kampf verzogenen Lippen sagte:

„Laß das! Glücklich sagst du? Ich bin Bettler!" —

Fuhks starrte ihn ganz verblüfft an.

Er machte keine Anstalten, sein Mienenspiel zu ändern.

„Sie haben mich betrogen," sagte Ker weiter, „ich habe nichts mehr. Fuhks, es kann sein, daß du mir helfen mußt — es wird so sein." —

Ker suchte in seiner Brusttasche, nahm ein zusammengefaltetes Papier auseinander und legte es auf den Tisch.

„Lies dies! Es ist eine Vollmacht, die dir das Recht gibt, mich in meiner Sache zu vertreten. Ich selbst muß fort — hab' mich schon verkauft. Mit allem, was ich wollte, ist's zu Ende — für immer zu Ende. Du wirst mich schon begreifen."

Ker sprach mit schwer erregter Stimme in abgerissenen Sätzen.

Aber Fuhks begriff nichts, sondern starrte den Freund an.

„Hier ist, was ich noch an Geld habe — es ist ziemlich viel. Ich brauche jetzt nichts, ich habe ja Gehalt!" rief Ker höhnend, „und wenn es nicht genug ist, den Prozeß zu führen, verkauf' alles hier und in Jena. Ich habe dort Pferde, die Einrichtung, die Bibliothek und die Yachten, Boote, meine Sammlungen, was du herausbekommen kannst, Kleider, Pelze, auch noch einigen Schmuck von Mama, alles, alles! Du lebst davon, soviel du brauchst. — Vielleicht ist alles nicht genug. — Ich hätte gern deinen Vater gehört.

Er ist jämmerlich zugrunde gegangen," fuhr er fort, „du hast ihm und dir nicht helfen können! Das Schicksal läßt sich nicht ins Handwerk pfuschen. Es kann mitleidige Helfer nicht

leiden — läßt sie arm sein — oder macht sie arm. — Wie dich armen Kerl, und jetzt auch mich. — Mit dem Geld ist mir meine Kraft genommen und meine Ziele; nicht das Fressen und Saufen, so viel werde ich schon finden, um mich satt zu machen. — Das ist es nicht, was mich ängstigt, wahrhaftig nicht!"

Fuhks hatte wie verwirrt seinen Freund reden gehört. „Lieber, lieber Ker", rief er jetzt und legte seinem Freund beide Hände auf die Schultern. „Du kommst, um bei mir Trost zu suchen für etwas, was dir geschehen ist. — Ach, mein lieber Ker, wie glücklich und unglücklich bin ich darüber. — Ja, du hast recht, die Leute, die so recht von ganzem Herzen helfen möchten, die sind immer arm und elend — wenigstens arm, wie ich, denn elend bin ich nicht — mir geht's recht wohl; aber dir, mein lieber Ker, was ist dir geschehn? Sprich mit mir, sag' mir alles und jedes — und am Helfenwollen soll's nicht fehlen, das weißt du. Aber was soll ich tun?" frug er ängstlich.

Ker drückte ihm beide Hände.

Und nun erzählte Ker erregt alles, was ihm in den letzten Tagen widerfahren war.

Peter Fuhks war seinem Freunde aufmerksam gefolgt, weit mehr als aufmerksam, ganz hingebend.

Peter Fuhks konnte zuhören, wenn ein anderer von sich sprach — ganz unselbstsüchtig zuhören.

Einem Neuling im Leben scheint das nicht viel — ‚zuhören'! als wenn das helfen oder trösten könnte! zuhören! als wenn das irgend etwas bedeutete!

Nicht etwa ein Zuhören, wie man es wohl findet, wo Höflichkeit geübt wird und ein jeder abgerichtet ist, ein aufmerksames Gesicht zu ziehen.

Nein, anders — mit ganzer Seele, sich selbst vergessend, aufgehend in den andern, die eigene Machtlosigkeit verwünschend, ganz hilfebereit und opferbereit, ganz Mitgefühl.

Solch einen Zuhörer hatte Ker. Was Wunder, daß er in der bösen Lage, in der er sich befand, zu diesem Freund gereist war. Unzählige Male fuhr sich Peter Fuhks über den Mund, mitfühlend, oder bedauernd, oder verächtlich, oder übereinstimmend, oder im edelsten Zorn, in der Erkenntnis, wie übel man seinem lieben Ker mitgespielt.

Und er wußte nicht zu helfen, er wußte nicht.

Ratlos hatte er in dem ärmlichen Stübchen Umschau gehalten, seine Blicke hatten an dem eingesessenen, zerschlissenen Sofachen gehangen, dessen halbes Polster auf der Erde auflag.

Die Blicke blieben an dem Büchergestell hängen, das er sich selbst aus einem Brett und Bindfaden zusammengeknüpft hatte; an den kahlen Rohrsesseln, dem Tisch mit grünem Wachstuch überzogen, an seinem wundervollen Bärenfell, das er mitsamt der Geige als einziges Besitztum aus dem Zusammensturz seines früheren Heims sich gerettet hatte. Und während seine Blicke auf dem Bärenfell ruhten, ging mit diesem eine Wandlung vor. Es war mit einem Male nicht mehr Peter Fuhksens Bärenfell, — Fuhks hatte es seinem Ker soeben in seinen Gedanken feierlich geschenkt. Ker sollte es haben — sollte es mitnehmen.

Das war das einzige, was er jetzt für ihn tun konnte.

Ker wußte von dieser liebevollen Schenkung freilich noch nichts. Aber er hatte dennoch soeben das einzige wertvolle Eigentum eines armen Menschen geschenkt erhalten.

Fuhks saß vorgeneigt auf einem strohgeflochtenen Sessel. Sein straffes Haar fiel ihm wie immer, wenn er gebückt saß, in zusammenhängenden Strähnen über die Ohren. Und diese Ohren wurden bei jeder Gemütsbewegung rot, und wenn sein Gemüt bewegt war, hielt er sich immer gebückt.

Und jetzt war er tief bewegt und rotohrig und in sich zusammengesunken. Wenig Vertrauen erweckend für einen

Menschen, der energisch handeln soll, — der seinem Freund, wie Peter Fuhls es eben getan, versprochen hat, alles daran zu setzen, um eine schwere Sache durchzuführen.

Während er sich mit aller Kraft und Liebe, ganz heiß im Gesicht, hineindachte, wie der arme Ker wieder zu dem Seinigen gelangen könnte, waren die Gedanken ihm sachte, unmerklich aus seiner freundlichen Seele entwischt und ihre eigenen Wege gegangen zu ihrer Erholung.

Peter Fuhlsens Gedanken also waren unversehens auf die von allen Lebendigen betretene Straße gelangt, die zum Ziele hat, die eigene Person, nur die eigene Person zu Glück und Wohlergehen, zur Erfüllung aller Wünsche zu führen.

Peter Fuhls sah im Geiste ein paar Augen auf sich gerichtet, ach, unbeschreiblich schöne Augen.

Über Peter Fuhlsens Züge glitt es wie Sonnenschein, das Blut wallte ihm zum Herzen.

Er stand auf und fuhr sich langsam mit der Hand über den Mund.

„Ker," sagte er, „wir kommen schon durch. Der Minister hat dir ja auch zu helfen versprochen."

Das sagte der gute Fuhls freundlich beschwichtigend, und wollte doch selbst nicht so recht daran glauben.

„Er ist Freund von Sztipann Sztipannowitsch. Vergiß das nicht. — Leere Worte. — Nichts wie eine Falle — die Stellung und alles. — Und ich — ich gehe mit offenen Augen in die Falle!"

„Aber warum denn?"

„Ich kann nicht anders, ich habe schon zugesagt. Am 9. geht das Schiff. Noch zwei Tage. Ich habe mich verkauft."

Durch das offene Fenster klangen helle Stimmen und jugendliches Lachen. Peter Fuhls fuhr mit dem Kopfe in die Höhe, so daß seine steifen Haarsträhnen die roten Ohren freiließen.

Seine Augen, die am Munde des Freundes hingen, bekamen einen erschreckten Ausdruck. Er erhob sich und machte sich am Tische etwas zu tun.

„Fuhls! Herr Fuhls! Fuhls!" klang es unter Lachen. —

Fuhls, der gute Mensch, der seines eigenen Herzens Angst und Freude wie etwas Ungehöriges vor aller Welt Augen zu verbergen strebte, dem gerade standen seine Herzensempfindungen in für alle Welt leserlicher Schrift auf Stirn und Wangen, rote Flämmchen begannen zu glühen, die Ohren brannten, und da war kein Empfinden so rein und groß, so verschwiegen und heilig, wenn es sein Herz zu erregen begann, so glühten die Ohren. Und jetzt lachte und rief es unten wieder.

„Was ist dir, Fuhls?" frug Ker.

„Du," sagte Fuhls, „das sind die Mädchen von Ahrensees, die wollen irgend etwas." Er sagte es auf die gleichgültigste Weise von der Welt. —

„Herr Fuhls!" rief es, „Fuhls" und kam die breite, dämmerige Treppe, die die Freunde herabgingen, herauf, langsam, zögernd.

„Ja, das sind sie", sagte Fuhls stotternd.

Jetzt stand man sich gegenüber.

Fuhls stellte ganz verwirrt seinen Freund den beiden Mädchen vor.

Mathilde wendete sich an Ker und begrüßte ihn als alten Bekannten aus Jena. Ker war im ersten Augenblick betroffen, schien sich Mathildens nicht sogleich erinnern zu können, begrüßte sie aber sehr höflich. Kristine war etwas befangen und sagte nach einer Weile: „Wir kamen, weil wir dem Vetter Fuhls eine Freude machen wollten. Er wünscht so sehr, daß Sie uns kennen lernen, da wollten wir Sie bitten, mit ihm zu uns zu kommen."

Über Fuhlsens Gesicht ging ein wunderliches Leuchten, was er auf der dämmerigen Treppe, in der fast dunkeln Ecke, in die er gedrückt stand, ruhig strahlen ließ.

Wie es ihm wohl war!

Er hätte sich nichts Besseres wünschen können. Nicht seine kühnsten Träume wären auf dergleichen verfallen.

Wie gehoben stand er jetzt neben seinem schönen Freund. Ja — ja, sein lieber Ker hatte sich doch nicht an einen ganz Unwürdigen gewendet. Kehr mußte fühlen, daß Peter Fuhls hier geachtet wurde, daß er etwas galt. — Und wenn er das Mädchen erst kennen würde, das hierher kam, um ihm, dem armen unbeholfenen Fuhls, solch eine Freude zu bereiten!

Ker aber schien weder die Freundlichkeit der Familie Ahrensee gegen seinen Freund noch das Mädchen zu beachten. Er war zerstreut und still und hatte nur mit einer zustimmenden Verbeugung auf die Einladung geantwortet.

„Herr Fuhls, wenn Sie doch ein vernünftiges Boot besorgen könnten, da brauchten wir den staubigen Weg nicht zurückzugehen", sagte Mathilde sehr unternehmend. Sie waren inzwischen aus dem alten Warenspeicher, in dem Fuhls sein Stübchen hatte, hinausgetreten.

Die frische Seeluft begrüßte sie, die über das Gewühl der Schiffe und Boote im Hafen strich.

Fuhls sagte mit einer an ihm unbekannten Bestimmtheit: „Freilich haben wir ein Boot, meinen Walfisch!"

„Fuhls — Sie werden doch nicht? — lebt denn der Walfisch noch? Sie haben ihn doch als Brennholz gekauft, sagten Sie", rief Kristine.

„Ja, sagte ich!" erwiderte Fuhls mit einem Anflug von Übermut, der ihn fremd kleidete. „Er ist aber in gutem Stand jetzt. Lieber Ker, ein Boot für zwei Rubel, was meinst du? — eine Schaluppe. Das Pech und Blech natürlich nicht mitgerechnet."

Ker erwiderte nichts.

„Kommen Sie, bitte, kommen Sie!“ rief Fuhks. „Oder warten Sie, ich bringe noch etwas!“ und in großen Sätzen war er auf und davon und kam nach einer Weile mit seinem Bärenfell beladen zurück.

Seine Freudigkeit und Lebhaftigkeit hatte etwas von einem kleinen Wagen an sich, der lange nicht geschmiert wurde, und dessen Räder sich holprig um die trockenen Achsen drehen.

Er führte seine Gäste durch einen kleinen, düstern Hof, dann durch einen langen, kahlen Hausflur, durch ein Gärtchen, in dem ein paar Birken standen und Kohl gepflanzt war und Beerensträuche wuchsen, und über eine kleine, versandete Bleiche, auf der blaue Schürzen zum Trocknen lagen.

Der Garten führte zum Hafen hinab, und an seinen Mauern plätscherte das Wasser.

Allerlei Boote lagen hier angekettet.

„Man hat mir gestattet,“ sagte Fuhks, „meinen Walfisch hier aufzubewahren.“

Die Mädchen lachten.

Da lag der Walfisch, wahrhaftig eine Schaluppe, breit und lang, weitbauchig, so groß, daß man darin hätte tanzen können, ein schwerfälliges Ding, innen und außen dick mit Teer verstrichen und mit Blech vernagelt, geflickt wie ein alter Strumpf. Nur hier und da kam ein unverstrichenes Stück des vermorschten Eichenholzes zutage.

„Ich habe ihn selbst hergerichtet, er ist ganz sicher“, sagte Fuhks mit Stolz und sah überglücklich und würdig aus. „Wir können ihn benutzen, ich vertrete es, was ich sage. Er ist auch ganz rein, er sieht nur schmutzig aus.“

Peter Fuhks war wie vertauscht heute.

„Steigen Sie ein! Steigen Sie ein!“ rief er lebenslustig und breitete sein Bärenfell im Walfisch aus.

„Nie und nimmermehr!“ rief Mathilde.

„Ach geh,“ meinte Kristine, „wenn Fuhks sagt, daß er sicher ist, so ist's gut. Natürlich fahren wir. Es liegt sich prächtig auf dem Bärenfell! Komm, Mathilde.“

Mathilde ließ sich von Ker und Fuhks hineinhelfen und strauchelte, als sie auf der Bank stand, so daß Kristine sie lachend auffing.

Fuhks trug an seiner Uhrschnur den Riesenschlüssel, der das Boot loslösen sollte. Es war aber eine beängstigende Operation, ehe dies zustande kam. Fuhksens Uhr schwebte besorgniserregend über dem Wasser, und seine Hände zitterten vor Erregung.

„Ihre Uhr, Fuhks,“ rief Kristine, „schauen Sie mal meinen Schlüssel an!“ Sie zog ihn aus der Tasche und schüttelte damit, „der ist an einem Gummiball, sehen Sie! der kann nicht untersinken.“

Fuhks und Ker holten unter den Bänken die Ruder vor. Das Boot ging leichter, als es sich vermuten ließ, und Kristine war sehr vergnügt, kümmerte sich um keinen der Insassen, hatte sich weit übergebogen, den Ärmel etwas zurückgestreift und ließ die Hand im Wasser nachziehen.

Sie trug ein weißes Kleid, das sich ihrer Gestalt anschmiegte. In dem blonden Haar spielte der Wind, den Hut hatte sie abgelegt.

Ker war vom Rudern endlich wach gerüttelt. Die Gegenwart hatte ihn erfaßt. Der Seewind trieb die düstern, schweren Gedanken wie einen Traum auf den Grund seiner Seele zurück.

Halb unbewußt blickte er auf die dem Wasser zugeneigte, von ihrem weißen Kleid behaglich umhüllte Gestalt.

Wie angenehm es war, daß niemand sprach, daß die hübsche Gestalt sich nicht regte.

Ein kleines, unbedeutendes Zwischenspiel, das den schweren Ernst des Lebens für einige Augenblicke vergessen ließ.

Der weiche Wind, der frische Wassergeruch, das sanfte Schlagen der Ruder, die schimmernden Wassertropfen, die Wirbel im Wasser von den Ruderschlägen und der Anblick des jungen Mädchens.

Es war ihm, als läge etwas unaussprechlich Zartes in dem hingeneigten Geschöpfe, als koste ihre Hand mit dem Wasser, als schmeichelten die weichen Falten dem jungen Körper.

Man hatte ihn beraubt, betrogen, das alles hatte ihn ganz unvorbereitet getroffen.

Er war noch so jung.

Seine Natur wollte sich mit aller Kraft von dem Verzerrten, Verworrenen, Wüsten abwenden; aber wohin wenden?

„Wer steuert?" frug Kristine ohne aufzusehen.

„Niemand", erwiderte Fuhrs gutgelaunt. „Steuer haben wir gar nicht."

„Da wird's schwer sein, zwischen den Blöcken durchzukommen."

Mathilde wurde unruhig: „Ist es gefährlich?"

„Ja, aber wie werden wir landen? Der Walfisch geht zu tief."

„Oho", lachte Peter Fuhrs auf.

Kristine blickte ihn forschend an. „Ich glaube," sagte sie zu Ker gewendet, „Herr Fuhrs ist sehr froh, daß wir Sie überredet haben, mit uns zu kommen." Mittlerweile waren sie wieder ein gut Stück dem flachen Ufer zu gefahren, da gab es einen Ruck, es knirschte, und der Walfisch saß wirklich fest, und die Wellchen gluckften an seinen Planken.

Kristine lachte. „Stoßt nur mit den Rudern, wir müssen zurück, da wird es vielleicht besser gehen! Aber ich glaube nicht."

Das war leichter gesagt, Fuhrs und Ker taten ihr möglichstes, um den Walfisch wieder flott zu machen, — vergebens.

„Was nun!" sagte Fuhls. „Da ist gar nichts zu machen."

Mathilde war außer sich.

Ehe sie sich zu einer Rede recht besonnen, stand Ker im Wasser; er hatte die Schuhe ausgezogen, die Beinkleider aufgestreift und arbeitete so im flachen Wasser am Walfisch.

Peter Fuhls folgte zaghaft und verlegen seinem Beispiel.

„Es geht nicht, — so nicht! Nutzt auch nichts! Das Ufer ist überall flach", sagte Ker zu Kristine. „Bitte legen Sie mir den Arm um die Schulter!"

Kristine tat es und er hob sie aus dem Boote.

Fuhls blickte seinem Freunde erstaunt zu — und wenn sie in dem Boote hätten verhungern müssen, er hätte sich kaum dazu entschlossen, zu wagen, was sein Freund so ganz unauffällig, ohne jedes Bedenken tat: aber freilich, was sollte anderes geschehen?

So mußte auch er sich ein Herz fassen und Mathilden hinübertragen.

Ker hielt das schöne, heitere Mädchen fest und behutsam im Arm.

„Ich bin schwer?" sagte sie leicht befangen.

Es war ihm wunderlich zumute, dies fremde, warme, schöne Geschöpf so zu empfinden, war es doch, als wenn ihr ganzes Wesen ihn durchströmte.

Er lächelte nachträglich über ihre Frage und schüttelte kaum merklich den Kopf, trug sie weit hinauf aufs Land. Dann ließ er sie auf den feinen, trockenen Sand niedergleiten, und wieder wie vorhin durchströmte es ihn übermächtig.

Unterdessen war auch Peter Fuhls mit Mathilden auf das Trockene gelangt. Fuhls hatte beim Gehen sehr gespritzt, und Mathilden ungeschickt gehalten, da er nicht recht gewußt, wie er sich in solchen Fällen zu benehmen habe, und so war seine Last gehörig naß ge-

worden; und um allem die Krone aufzusetzen, hatte er sie, statt auf dem trockenen Boden ein ganz klein wenig zu früh ins Wasser niedergelassen. Natürlich war dies nicht absichtlich, sondern aus reinster Verlegenheit geschehen, vielleicht auch, weil Mathilde sich gar zu tugendhaft spreizte.

Der Walfisch wurde alsdann noch energisch heraufgezogen und verankert.

Jetzt wanderten die vier, Mathilde ungnädig und mit durchnäßten Stiefelchen, Fuhks reuevoll und Kristine ganz ausgelassen, durch den Birkengarten. Das hohe, dichte Gras duftete, und die silberblinkenden Stämme standen wie darin versunken.

„Wir sind gestrandet," rief Kristine von weitem, „Mathilde ist ganz naß geworden!"

Als sie vor dem Hause angelangt waren, begrüßte Frau Ahrensee, von der Veranda aus, ihre Gäste.

„Nun, ist es euch gelungen?" rief sie den Eintretenden freundlich entgegen, „es freut mich unseres Fuhksens Freund kennen zu lernen. Fuhks sagt mir, daß Sie mir Grüße von meiner Tochter zu überbringen haben."

Jetzt erst dachte Ker daran, daß Kristine die Schwester der reizenden Frau des soignierten Professors sei, die er in Jena kennen gelernt hatte.

Er sprach mit Frau Ahrensee, konnte sich aber aus dem wunderbaren Traumzustand, in den er gesunken war, nicht recht befreien.

Kristinens Vater trat ein. Ein heimisches, friedliches Behagen verbreitete sich. Sie sprachen über die bevorstehende Abreise nach Deutschland. Sie erbaten sich Rat, da Ker ja eben aus Deutschland kam.

Als man in bester Unterhaltung war, tat sich die Tür auf, und eine untersetzte, magere Person in wirrem Haar und

aufgestreiften Ärmeln, in einer Schürze ohne Latz und im dunkeln Wollrock stolperte ins Zimmer.

„Annuschka, was willst du?“ frug Frau Ahrensee und blickte lächelnd, wie sich entschuldigend, auf Mathilde.

Die Person kam näher, sie hatte wieder wie heut morgen, als wir ihre Bekanntschaft machten, das sehr rücksichtsvolle Vorhaben, zu schleichen und ging wie auf Stummeln. Sie näherte sich Ker und schaute ihn sich mit einer naiven Neugier an, stemmte die Arme in die Seiten und war ganz versunken in seinen Anblick — und, wie es schien, befriedigt.

„Annuschka,“ frug Frau Ahrensee, „willst du etwas?“

„Katze-Teifel hier?“ sagte diese und hob die Decke, die über einem Tisch hing, und benahm sich äußerst kaltblütig bei ihrer improvisierten oder wohlvorbereiteten Lüge.

„Schäm' dich, Annuschka!“ flüsterte Kristine ihr zu.

„Kind, ungezogen sein!“ antwortete Annuschka in der Art, wie Dienerinnen einem ganz kleinen Mädchen zu antworten gewohnt sind.

Man ließ sie gewähren.

Sie suchte noch einige Zeit, ohne die mindeste Scheu oder Besserung zu verraten. Und zur Verstärkung, als Frau Ahrensee ihr ein nicht mißzuverstehendes Zeichen gemacht hatte, sich endlich zu entfernen, sagte sie: „Gut.“ Dabei zuckte sie die Schultern, was wohl heißen mochte: ‚Annuschka wäscht ihre Hände in Unschuld.‘

Als sie hinausstolperte, sagte sie laut und deutlich und erregte dadurch ein herzliches Gelächter: „Schönes Mensch — Schönes Mensch!“

„Das ist unsere Annuschka!“ sagte Frau Ahrensee. „Man hat sich an Annuschka so gewöhnt, Annuschka muß im Hause sein. Sie ginge auch nicht“. „Was sie hier treibt, weiß ich wirklich nicht. Sie ist aber fest davon überzeugt, daß sie ganz unentbehrlich ist.

„Solche unnütze Geschöpfe, von denen man sich unmöglich befreien kann, hat man gottlob bei uns in Deutschland nicht mehr", sagte Mathilde reserviert.

„Glaub's wohl", meinte Heinrich Ahrensee.

Es fanden sich jetzt noch einige Gäste ein. Der Diener meldete, daß serviert sei.

Fuhls war es während dieses Abendessens so angenehm wie noch nie zumute.

Er hörte seinen Ker eifrig sprechen — und sein Ker gefiel allen. Besonders Heinrich Ahrensee und Ker schienen einander zu finden. Sie hatten sich in ein philosophisches Thema vertieft, und Fuhls hörte beiden andächtig zu. Das war ein Feld, auf dem er sich nicht zu Hause fühlte. Nur Fräulein Mathilde benahm sich einigermaßen erhaben und von oben herab, das war nun einmal ihre Art so; aber Fräulein Mathilde war ja im Grunde ebenso studiert wie Ker. Es ging die Sage, daß sie ihr Gouvernantenexamen brillant bestanden habe. Konnte Ker das von sich sagen? Nein — Ker konnte das nicht von sich sagen.

Während Peter Fuhls dies auf eine wunderlich verschwommene Weise dachte, empfand er etwas wie einen leichten Schleier vor seinen Augen. Er hatte an diesem einen glückseligen Abend den Wein etwas zu hastig getrunken.

Den leichten Schleier vor seinen Augen empfand er als etwas wunderbar Angenehmes. Ihm war es, als breitete sich dieser Schleier allmählich über die ganze Welt aus, und es war augenblicklich nur Peter Fuhls und die große Glückseligkeit von Peter Fuhls übriggeblieben, und nur was auf Peter Fuhls Bezug hatte. Er sah Kristinens schönen, blonden Kopf neben sich, und Kristine hatte ihm heute die Freude gemacht, daß er seinen Freund hier haben konnte.

Er beobachtete Kristinens Augen. Sie hat so wunderschöne Augen, dachte er wieder und sah diese Augen auf seinen Freund gerichtet — und freute sich.

Ja, meinte er für sich, Peter Fuhks ist nicht so ein Elender wie du denkst. Er kann sich sehen lassen, es gibt Menschen, — und was für Menschen! — die extra zu ihm her reisen, um ihn zu sehen — eigentlich, sagte er sich, gibt es nur einen einzigen Menschen, der dies tut — aber was für einen Menschen!

Peter Fuhks erhob sich, nahm sein Glas mit sich, ging zu Ker und stieß mit diesem an.

„Lieber Ker," flüsterte er, „ich habe etwas des Guten zuviel getan, sieht man es mir an?"

„Du?" frug Ker, „nein."

„Desto besser!" sagte Fuhks, „mir ist es auch durchaus nicht unangenehm zumute."

„Ist es dir auch so wohl?" frug er leise.

Ker nickte lächelnd, und Fuhks bemerkte einen Ausdruck in seines Freundes Zügen, so weltvergessener Art — er hatte Ker wirklich noch nie so gesehen, wie diesen einen Augenblick.

Fuhks ging wahrhaft selig auf seinen Platz zurück —

„Nun ‚Freisel'?" rief Mathilde unvermittelt und mit einem Anflug von Spott über den Tisch, Kristinen zu, die still und aufmerksam Ker zuhörte, der mit ihrem Vater sprach.

„Wissen Sie auch, was ‚Freisel' oder ‚Freiseel' bedeutet?" frug Mathilde und wendete sich zu Ker.

„Mathilde!" flüsterte Kristine erregt, „das ist verräterisch."

„Nun, was denn?" frug Ker.

Es war das erste Wort, das er während des Soupers an sie richtete, und er richtete es an sie in einer wundervollen Erregung.

Kristine schüttelte leicht lächelnd den Kopf.

„Ich will Ihnen etwas anderes sagen", begann sie ein wenig verlegen, aber in vertrauensvollem Ton zu ihm geneigt.

„Kennen Sie unser uraltes finnisches Epos?"

„O je!" sagte Mathilde, die ihre Ohren überall hatte und überall dreinredete, „jetzt kommt sie mit ihrer Kylliki."

Und Kristine, die ihm nur die ersten Zeilen vorsagen wollte, kam durch Mathilde in Erregung und sprach lebhaft, ergriffen und unschuldig die Lieblingsstelle in ihrer Kylliki von Anfang bis Ende:

„Haus und Hof und reiche Herden,
Unermeßlich weite Wälder
Gibt mein Vater mir zur Mitgift.
Ich bin reich und schön und acht' mich
Einer Königstochter gleich.
Ebenbürtig will ich meinen Gatten,
Ebenbürtig meinem Reichtum,
Meiner Klugheit ebenbürtig,
Ebenbürtig meiner Schönheit,
Ebenbürtig meinem jungen Leibe!

Glaubst du, daß ich folgsam wie ein kleines Mädchen
Diesen oder jenen nehme,
Den mein Vater mir bestimmte? —
Nimmermehr! und eher wollt' ich
Mich mit eignem Haar erdrosseln;
Oder, glaubst du, der bezwäng mich,
Welcher, roher Kraft vertrauend,
Raubend mich zum Weibe nähme? —
Nimmermehr! — denn wie die Wölfin
Bräche ich aus seinem Lager!

Solchem aber, den ich selber wählte
Aus der Schar der jungen Männer —
— Barde und zugleich ein Krieger —
Solchem wollt' ich willig folgen,
Über Ströme, über weite Sümpfe,

Über Seen, über hohe Berge,
Barfuß, jeder Mühsal trotzend,
Bis zum fernen, fernen Meere —
— Sei's denn, daß er mich verstieße —
Willig folgen bis zum Tode!"

Jetzt schaute Kristine auf und frug Ker: „Wer kann so etwas jetzt dichten?"

Das hatte nun wieder Fuhls aufgefangen und sagte: „Weshalb nicht, auch der Ker kann das."

Und Fuhls, der immer noch mitten in angenehm schwankenden Gedanken und Gefühlen steckte, tat etwas sehr Besonderes, was durchaus nicht zu dem Gebaren des guten Fuhls paßte: Er stand mit einem Male, ohne sich recht bewußt zu werden, wie es geschehen, hinter seinem eigenen Stuhl. Seine beiden Hände lagen ungeschickt auf der Lehne des Sessels, und er schaute auf diese Hände herab und grübelte.

Aller Augen waren mit Erstaunen auf den bescheidenen Fuhls gerichtet.

Und mit einem Male begann er ganz unvermittelt und mit einem unerwarteten Pathos und doch nicht ganz übel zu deklamieren:

„Was ist es, das herauf von der Wüste steigt
Wie eine Säule feurigen Rauchs,
Und wälzt sich heran wie Staub
Und wie eine Wolke über die Ebene,
Myrrhe wehend und Opferduft?"

Peter Fuhls ging es wie Kristine, er war von seiner Sache ganz hingerissen und bemerkte die lächelnden Blicke nicht, die auf ihn gerichtet waren, und sprach weiter:

„Wer ist sie, die hervorschimmert
Wie die Morgenröte so schön,

Schön wie der Mond,
Wie Sonnenstrahlen so rein,
Und glückselig wie die Heeresscharen Jehovas?
Wer ist sie, die herauf von Jerusalem steigt,
Aufgelehnt auf den Inniggeliebten?

Mächtiger ist die Liebe als der Tod,
Fest wie die Hölle,
Unbezwinglich wie das Niederreich.
Wasserwogen löschen die Liebe nicht,
Ströme ersticken sie nimmer,
Ihre Gluten — Feuersgluten,
Lodernde Flammen Jehovas.
Wahrlich!
— Um Kronen nicht und nicht um Welten —
Liebe ist nimmer feil!"

„Fuhks," rief Ker lachend, „was fällt dir denn ein! Fuhks!"

Da errötete Fuhks sehr tief und nahm wieder seinen Platz ein.

Alle lachten; aber Kristine ärgerte sich, daß sie lachten.

„Das war schön," sagte sie zu Fuhks, „geht es noch weiter?"

„Natürlich," antwortete Fuhks, „das ist ja von Ker. Das ist ja aus Kers Judenlied. — Wissen Sie? das Hohe Lied der Liebe — Wissen Sie? — Sie glauben nicht, wie schön es ist."

„Fuhks! Fuhks!" sagte Ker wieder lachend zu ihm. „Was fällt dir denn eigentlich ein?"

Fuhks aber richtete seine Worte weiter an Kristine und wendete sich, während er sprach, nach allen Seiten hin, als hielte er eine Predigt.

„Ob es schön ist!" sagte er. „Das ist gewiß, ja, es ist schön; aber das ist noch nicht alles. Der Ker hat da eine Entdeckung gemacht, eine ganz merkwürdige Entdeckung."

Fuhks war ganz in Eifer geraten.

„Zweihundertundvierzig bekannte hochgelehrte Herren, die alle das Judenlied haben ergründen wollen — nichts haben sie entdeckt. Ker aber hat gefunden, daß das Lied aus acht ganz gleichen Liedern besteht. Es hat einer wahrscheinlich einmal diese beinah gleichartigen Lieder gesammelt, und mit der Zeit sind alle diese acht Lieder zusammengeschüttelt, alles durcheinander — immer von neuem alles durcheinander.

„Sie sollten einmal die Riesentabelle sehen, die daheim bei Ker hängt: da stehen die acht Lieder darauf nebeneinander geordnet — und es hat seine Richtigkeit ... Es braucht nur ein Mensch einen Blick auf diese Tabelle zu tun und er ist überzeugt. Kein Drama, keine Liedersammlung, sondern achtmal ein und dasselbe Lied, nur mit kleinen Variationen! Ganz offenbar, unwidersprechlich: achtmal dasselbe Lied!

Nun aber sollten Sie hören, wie herrlich dies Hohe Lied ist — wie es jetzt mein Freund neu geschaffen hat. Ja, es ist ein Lied, ein Wunder von einem Lied — eigentlich kein Lied, sondern ..."

„Fuhks!" unterbrach Ker wieder lachend, „was für ein sonderbarer Missionar bist du? Glaubst du, weil das Judenlied uns beiden einmal so, in dieser Form gefiel, es ginge aller Welt so?"

„Ja," sagte Fuhks überzeugt, „ja, das glaub' ich. So gib es doch heraus, Ker! Veröffentliche es doch! Weshalb versteckst du es? Und denken Sie," sagte Fuhks unbeirrt zu Kristine gewendet, „deutsch hat er's geschrieben. Er ist deutsch wie seine Mutter. Er ist im tiefsten Grund seiner Seele deutsch. — Jawohl."

Fuhksens Augen richteten sich kampfbereit auf Ker, als wenn er hoffte, daß sein Freund etwas gegen diese Behauptung einwenden würde.

Ker aber schien dies alles peinlich zu sein. Er unterhielt sich mit seiner Nachbarin Mathilde, die, wie alle andern,

außer Ahrensee und Kristine, auf Fuhksens Vortrag einigermaßen kühl und teilnahmslos gehört hatte.

Was war dieser Fuhks für ein sonderbarer Heiliger.

„Daß ich es nicht vergesse," fuhr er immer zu Kristine gewendet fort, „das ist eine merkwürdige Geschichte mit diesem Judenlied. Es ist nämlich gar kein Judenlied, sondern ein uralt indisches Lied, eine Hymne, und heißt: Yavana und Nurvady."

„Fragen Sie nur Ker, der weiß alles, der hat's herausgefunden — und reden Sie ihm zu, daß er's veröffentlicht. Er versteckt alles —"

Er wendete sich jetzt leise eifrig zu Kristine: „Reden Sie ihm zu, daß er's tut. Er muß es tun, es ist notwendig für ihn."

„Weshalb lieben Sie die Verse, die Sie vorhin sprachen?" frug Ker und bog sich zu Kristine hinüber.

Kristine blickte fragend zu ihm hin. Weshalb sie diese Verse liebte, das wußte sie nicht recht zu sagen.

„Sie sind nicht traurig," meinte sie nach einer Weile, „auch nicht besonders heiter. Sie sind wie so ein frischer Wind, man wird lustig davon."

Sie sprach leise zu ihm hingewendet.

Kers Augen ruhten auf ihr; alles Gute, alles Liebenswerte, alles Zärtliche und Frische schien ihm von dieser weißen Gestalt auszugehen. Und Kristine empfand es, wie seine Augen auf ihr ruhten!

Es währte nicht lange, da erhob man sich vom Tisch und trat auf die Veranda heraus.

Der lange nordische Sommertag war noch kaum im Ersterben.

Eine weiche Klarheit lag über der Gegend. Über dem Meer schimmerte es wie zarter Dunst. Der Vollmond stand am Himmel in bleicher Scheibe. Man trat von der Veranda hinaus in den Garten. Mathilde befand sich sofort an Kers Seite und bestürmte diesen mit allerlei wissenschaftlichen

literarischen Fragen, versicherte, daß man hier in dieser Einöde wahrhaft verdürstete und verhungerte nach geistiger Speise.

Inzwischen hatte Fuhks sich Kristinen angeschlossen und wandelte mit ihr im Garten auf und nieder.

Daß sie so still mit ihm ging, tat ihm wohl und war ihm wie eine langersehnte Erfüllung unbewußter Wünsche.

Kristine erschien ihm wie eben in dieser weichen, hellen Nacht erblüht, so neu, als wäre sie wirklich eben erst entstanden. Sie kam ihm so jung wie nichts sonst auf der Welt vor. Er dachte über mancherlei nach, und nichts schien ihm unentweiht und frisch genug, um es mit ihr zu vergleichen.

Ja, ohne Frage, er lebte den besten Tag seines Lebens.

Nach langem Schweigen sagte er: „Der Ker sollte doch mit uns gehen, ich verstehe nicht, weshalb er nicht kommt. Ich wollte, Sie würden meinen Ker kennen!"

Kristine antwortete nicht, sondern blickte ihn nur mit großen fragenden Augen an, in denen deutlich zu lesen stand: Red' weiter.

Fuhks aber freute sich dieser schönen, von ihm so sehr geliebten Augen und verstand sie nicht.

Die beiden Spaziergänger schienen jetzt völlig verstummt, Kristine hatte die Augen gesenkt — so tief, daß es aussah, als wandelte sie mit geschlossenen Lidern — und so trafen die beiden Schweigsamen auf einen dritten, gerade als sie am großen erratischen Block vorüberkamen, in dessen Nähe es Kristinen heut am frühesten Morgen im Nebel so beklommen zumute geworden war. Dieser Dritte wanderte auch ganz versunken, sah und hörte nicht, und wäre vielleicht an seinem Freund und dessen Gefährtin vorübergegangen, wäre Fuhks ihm nicht mit ausgebreiteten Armen entgegengetreten, in die auch Ker einlief, als in den sichersten Hafen, den sein Lebensschifflein bisher gefunden.

Fuhksens Freund, Ker, blickte überrascht und erregt auf.

„Du wirst schon sehen, man verschnauft immer ein bißchen," rief Fuhks seelenvergnügt, „das ist ja das Herrliche, mein Ker! — Du mußt das nur verstehen! Ja, dir ist's bisher zu gut gegangen, mein armer Ker. — Nun gehörst du zu uns Burschen, die du in deinem Zorn und deiner Ungeduld heut morgen gelästert hast — — Ja, was meinst du denn, wir sind so elend nicht, wie du denkst — so dämlich sind wir nicht! Wohl lassen wir's uns sein bei jeder Gelegenheit, und zwar ganz anders wohl, als ihr Reichen es versteht — so aus voller Seele — weil nichts zu verlieren und wenig zu hoffen ist. — Aber wir machen's schon mit dir, wart' nur! — du sollst nur eine kleine Weile zu uns verschlagen sein — wart' nur, wir machen's schon! Wir verschaffen dir schon dein Recht!"

Ker lächelte. Seine Blicke ruhten, während Fuhks sprach, mit einem wahrhaft strahlenden Ausdruck auf Kristinen. „Mein Fuhks", sagte er zu ihr gewendet, „ist heute so gutgelaunt, wie ich ihn noch nie sah."

„Unser Fuhks ist immer gut," sagte Kristine, „auch immer gutgelaunt."

„Das sollten Sie nicht von mir sagen, Fräulein Kristine, das verdiene ich gewiß nicht. Ich weiß nicht, ich bin so ein gedankenloser Mensch — die bösen Dinge sehe ich auf Erden gar nicht — nur einzig allein die guten — da ist's kein Kunststück, bei Laune zu sein!"

„Freilich," sagte Ker, „darum bin ich auch zu ihm gekommen, um mir von ihm helfen zu lassen. Fuhks verliert den Mut nicht."

„Ja, wahrhaftig!" rief Fuhks mit einer komischen Lebhaftigkeit, „ehe ich etwas verloren gebe, das hat gute Weile — und gar zum Beispiel den liebsten, besten Menschen! Ho ho!" rief Fuhks mit einer Stimme, die so wenig seiner gewöhnlichen Stimmlage angepaßt war, daß er selbst ganz erschreckt

die Gefährten anblickte — ihm war es, als hätte er gebrüllt; — aber so schlimm mußte es nicht ausgefallen sein; ja sie schienen es beide kaum bemerkt zu haben. Unbegreiflich, dachte Fuhks, wie ich soviel Wein habe trinken können, — es ist wirklich abscheulich; aber man muß es doch einmal versuchen.

So bemerkte Fuhks in seiner wunderlichen Stimmung nicht, daß neben ihm zwei junge Herzen, die besten, liebsten Herzen, die er auf Erden kannte, in ahnungsvoller, banger Seligkeit sich einander im Gespräche, in Lächeln und Schweigen, zuneigten. Er bemerkte nicht das wundervolle Strahlen der Augen, das nur in erster unschuldigster Jugend in heiligsten Stunden auf dem Antlitz der Menschen liegt. Die weiche Dämmerung verhüllte es ihm vollends, und die wenigen Worte, die gewechselt wurden, trugen kein Zeichen an sich von dem uralten Wunder, das sich in zwei Seelen vollzogen hatte, ja diese beiden Menschen selbst ahnten nicht, daß sie schon vereinigt waren, und jedes von ihnen fürchtete, während eins ganz in das Wesen des andern versenkt war, daß es allein nur diese ahnungsvolle Seligkeit empfände. Wenn er sie anredete, so durchzitterte es sie; wenn er die Augen auf sie richtete, wollte ihr das Herz in der Brust zerspringen; als er neben ihr ging und wie zufällig seine Hand die ihrige streifte, war's ihr, als hätte ein Feuer sie getroffen.

Jetzt langten die drei am Hause wieder an und kamen dazu, wie die Gäste sich empfahlen. Fuhks, der es natürlich in der Ordnung fand, daß auch sie beide nun gingen, nahm einen sehr formvollen Abschied von der Frau des Hauses, und diese lud beide Freunde auf das liebenswürdigste ein, zu kommen, wann es ihnen gefiele.

Als Fuhks und Ker miteinander der See zugingen, um den Walfisch wieder flott zur Abfahrt zu machen, schaute die Familie Ahrensee den beiden langen Menschen freundlich nach.

„Höre, mein lieber Ker, was meinst du, wie es mir hier ergeht?" frug Fuhts. „Ach, wollte Gott, du hättest Grund, so ruhig und zufrieden wie ich zu sein."

Jetzt standen sie miteinander vor einer jungen Birke.

Peter Fuhts blieb vor dem kräftig zarten Bäumchen stehen, dessen schlanker Stamm wie reines Silber durch das frische Grün glänzte, und sagte langsam:

„Siehst du, mein Ker, als ich heute mit Kristine auf und nieder ging, dachte ich: So jung, so frisch, wie eben erst erstanden, kenne ich nichts, wie Kristine. Ich dachte nach, ob mir doch etwas beifallen möchte, was ihr gliche, ich kam aber auf nichts. — Jetzt, wie ich diese Birke sehe, ist mir's, als hätt' ich's gefunden. Sie gleichen einander — du mußt mich nicht auslachen — ich meine wirklich. —"

Fuhts machte sich eifrig zurecht, um zu seinem Walfisch zu waten, um dessen Schicksal er heut abend ein paarmal Sorge empfunden hatte und den er jetzt mit großer Freude wohlbehalten vor sich liegen sah. Ker ging nachlässig, scheinbar ziellos ein Stück Wegs zurück, ohne daß Fuhts in seinem Eifer dessen gewahr wurde. — In der Nähe der schönen, jungen Birke wurden seine Schritte hastiger. — Er stürzte vor dieser Birke auf die Knie, preßte das frische, duftende, feuchte Laub leidenschaftlich an seine Lippen, vergrub seine Stirn darin — einen Augenblick, und mit klopfendem Herzen erhob er sich wieder. Das Laub schien gelebt, duftig geatmet, empfunden zu haben. Es war ihm, als wären Dämonen bei ihm eingezogen, die ihm die Sinne verwirrten, das Herz bestürmten, die ihn Unbekanntem, noch nie Empfundenem entgegentrieben. —

In wahrer Hast beeilte er sich, Fuhtsen, der sich am Walfisch abarbeitete und nichts hörte und sah, beizustehen. Sie ließen aber bald ab davon, das Wasser war gefallen, das unförmliche Boot so festgerannt, daß es ruhig liegen bleiben

konnte. So gingen sie miteinander nach Fuhksens Turm und ließen auch das Bärenfell im Walfisch liegen.

Als sie in Fuhksens Behausung angelangt waren, bereitete Fuhks seinem Freund aus Decken und seinen eigenen Kissen und allem Möglichen und Unmöglichen ein Lager mit solchem Eifer und solcher Hingebung, daß es undenkbar war, dem guten Menschen irgendwie Einhalt zu tun. Er ruhte auch nicht, bis sein Freund sich sogleich zur Ruhe legte, und freute sich, als sein armer Ker bald in einen tiefen Schlaf verfiel, dann streckte auch er sich zufrieden und glücklich auf dem Sofa aus und war im Handumdrehen aus der ihm so lieben bewußten Gegenwart in eine andere, unbewußte Welt entrückt.

Viertes Kapitel

Man sprach von Kers Abreise in dem ruhigen Ton, mit dem man von der Abreise eines Gastes spricht, der für wenige Tage vorübergehend im Hause sich aufhält. Kristinen aber blickte hilfesuchend zu ihrem Vater, ging zu ihm, schmiegte sich an seine Brust, und hielt ihn angstvoll umschlungen. Da frug er sie lächelnd: „Was ist dir, mein Herz?"

Sie antwortete nicht.

„Wenn du heut abend Lust hast, komm' ich in dein Zimmer, und du singst mir deine neuen Lieder vor. Gestern wolltest du es, und da haben wir es beide vergessen."

Kristine nickte ihm zu und lächelte; aber ihr Lächeln verriet, wie tief bewegt sie war.

Ahrensee sah ihr, als sie von ihm gegangen war, sorgenvoll nach. Er dachte: was für ein zartes, bewegliches Herz hat meine kleine Kristel.

„Armes Kind!" und er hörte sie im Geist ihr Kyllikki singen.

„Wie sie alles erfaßt! Was hat sie an dem närrischen Lied? Wenn sie so ein Engelskind behalten und mitnehmen könnte."

Fuhks, dem mehr als allen anderen Kristinens Verstummen aufgefallen war, wanderte mit Ker im Garten auf und nieder, bis sie auf Kristine trafen.

Und Ker faßt Kristinens Hand und sagt: „Morgen früh geht das Schiff. Wer weiß, ob wir uns wiedersehn."

Kristine sieht ihn traurig fragend an, darauf trennt man sich wieder, und Fuhks schüttelt im Weitergehen den Kopf und wendet sich zu Ker.

„Nun möcht ich wissen, Ker, was das bedeutet?"

Am Abend gingen Kristine und ihr Vater miteinander die uns wohlbekannte, teppichbelegte Treppe hinab, über deren niedere, breite Stufen es sich so behaglich schreiten ließ. In Kristinens Zimmer angelangt, lehnte sich Ahrensee dicht am Flügel in einen Sessel zurück, und Kristine setzte sich. Ohne ein Wort zu reden fing sie leise zu spielen und noch leiser zu singen an.

„Werde du mir nur kein trauriger Narr, Kristel. Es ist bös, dies ewige Kranksein, ich fühl's, ich werde mürrisch und alt — alt — alt — und da mußt du mir helfen. Ich lebe von deiner Heiterkeit. Was war dir denn heute, mein Kind?"

„Nichts!" rief Kristel lebhaft und flog ihrem Vater um den Hals. — „Nichts — gar nichts", rief sie noch einmal leidenschaftlich und innig — machte sich von ihm los, so aber, daß ihre Hände noch auf seinen Schultern lagen und blickte ihm in die Augen. Da kam er ihr in Wahrheit krank und abgemagert, leidend und alt — alt vor, daß ein unsagbares Weh sie ergriff. — Seine Bitte, ihm zu helfen, ihn zu erheitern, durchschnitt ihr das Herz. Zum erstenmal erschien ihr ihr Vater, der für sie nichts war als eben „ihr Vater" und mit niemandem anders vergleichbar, als alternder, kranker, armer Mensch, wie deren ungezählte in der Welt umherlaufen. Das war ihr so über alles Maß bejammernswert, daß sie ihn in die Arme schloß, schützend wie eine Mutter ihr armes Kind, und als sie wieder sprach, da waren es Worte der zartesten, schmerzlich bewegtesten Liebe, die trösten wollten, die Hoffnung und alles Gute, was das Schicksal bietet, so überreichlich aufdrängten, wie nur ein unschuldiges, junges Menschenherz Worte findet, das noch wähnt, mit seiner Liebe könnte es Berge versetzen und das Schicksal bezwingen. Und Heinrich Ahrensee unterbrach seinen Liebling nicht; er hörte auf ihre süßen Liebes- und Hoffnungsworte, wie ein Schwerkranker den

weichen, ersten Frühlingsstürmen lauscht, die an ihm vorüberziehen.

Nicht lange, da gingen sie beide in das Familienzimmer, und beide wußten einmal wieder, was sie aneinander hatten.

Fuhlts war mit seinem Freunde Ker eine Stunde am Abend noch dagewesen, um Abschied zu nehmen.

Ker und Kristine hatten sich die Hand gereicht und stumm Lebewohl gesagt.

Ker hatte ihr eine kleine grünsaffiane Mappe gegeben und ihr gesagt: „Behalten Sie es. Heben Sie mir's auf."

Und Kristine wußte, das war das Hohe Lied der Liebe, und hielt es zaghaft in den Händen.

So kam sie am späten Abend mit weichem Herzen in ihr stilles Zimmer zurück. Alle im Haus waren zur Ruhe gegangen. Die Flügeltür, die von ihrem Zimmer auf die Veranda hinausführte, stand weit geöffnet, und die helle Nordlandsnacht drang weich und feucht in den dämmernden, heimischen Raum.

Kristine lehnte sich in die offene Tür und schaute hinaus in den Garten. — Derselbe starke Seenebel wie vor wenigen Tagen lag wieder über Wiborg, dem ganzen Lande, den zarten Birken, den mit grauem Moos überwucherten Irrblöcken, den Wacholderbüschen, dem feuchten, duftenden Gras, dem Meere.

Kristine schlug die grüne Mappe mit bebenden Händen auf, blätterte darin und blickte auf die Schriftzüge.

Da wurde es ihr so weit und weh ums Herz. — Er war ihr so nah und so fern zu gleicher Zeit. — Ihre Seele kam ihr so groß, so unendlich vor und erfüllt von einem ungekannten Leben.

Sie preßte die kleine Faust fest auf ihr Herz, als wollte sie es zurückhalten, so zu fühlen.

Ihre Blicke aber suchten in Kers Schriftzügen.

O, wer es mir doch gewähren könnte,
Daß du mein Bruder seist.
Genähret an der gleichen Mutterbrust.
Daß ich dich küssen dürfte
Träf ich dich draußen,
Und niemand höhnte mich darum.
Dann leitet' ich dich, ich führte dich
In meiner Mutter Haus.
Dort füllten Edelfrüchte unsere Hürden,
Alte und neue, Geliebter, für dich;
Du lehrtest mich, — ich labte dich
Mit dem Safte der Granate
Und mit würzigem Wein.
O, wer es mir doch gewähren könnte,
Daß du mein Bruder seist.

Sie trat auf die Veranda hinaus, schlang die Arme um eine der Säulen, die das Dach des [illegible] Wohnhauses trugen, und versank in [illegible] [illegible]

Sie stand und regte sich nicht — und doch, ohne daß sie es wußte, lösten sich ihre Arme von dem Holzwerk, das sie umschlungen hatten, und preßten sich gefaltet ihr aufs Herz. „Herr, mein guter Gott“, flüsterte sie wie unbewußt.

Und jetzt schlug ein Ton an ihr Ohr — ihr Name, ihr eigener unschuldiger Name! Daß er aber jetzt ausgesprochen wurde — und von ihm — das schien ihr wunderbarer als Sonne, Mond und Sterne — und der Jubelton, den vorhin die Lippen noch zurückgehalten, drang ihr aus dem Herzen wie der erste Ton der aufsteigenden Lerche im Frühjahr. Und da flimmerte es ihr unsäglich vor den Augen — da schien der Nebel zu wogen, und Himmel und Erde und alles, was sie kannte, wußte, wollte, zu verschlingen, zu verbergen — da war es ihr, als wollte eine ganze Welt sich ihr ans Herz drängen. —

Wie im Todesschreck hält sie die Arme vor sich ausgestreckt und fühlt ihre Hände erfaßt und heiße Lippen, die sich darauf pressen, fühlt sich hingezogen und ihr Haar berührt von einer hastigen Hand. Und als sie aufseufzen will im Drange der übergroßen Bewegung, da ist ihr Mund von Küssen geschlossen.

Es vergehen ihr die Sinne, und wieder versinkt alles, was sie je erlebt, jede Stunde, jede Minute, jede Erinnerung in diesem Augenblick in den tiefen, leuchtenden Nebel, der beide umgibt.

„Meine heilige, — meine weiße Kristine!“ ruft Ker außer sich. „Liebst du mich?“

Er flüstert in Erregung, die ihm die Stimme und die Sinne raubt, die über ihm zusammenschlägt wie die Meereswellen über den Ertrinkenden.

Das junge Geschöpf lächelt wie im Traum, erbebt unter den Küssen.

„Nun küsse mich auch! — küss' mich!“

Und Kristine schlingt die Arme um ihn und küßt ihn lang und innig und voll seligen Vertrauens auf den Mund.

„Nun gehören wir wahrhaftig zueinander. Ich bin dein und du bist mein!“ sagt sie.

Er faßt ihren blonden Kopf mit beiden Händen und hält sie im silbernen Nebellicht so von sich ab, wie ein glücklicher Mensch, der etwas Köstliches gefunden und dies im Hochgefühl des Besitzes beschaut.

„Was ist so ein Mädchen für ein herrliches Geschöpf!“

So halten sie einander fest umschlungen, und der helle Nebel sinkt dichter und dichter auf die stille Erde herab, verbirgt alles und jedes, und die beiden stehen in dem wogenden Dunste, als ständen sie auf dem Meeresboden, tief unter den Wellen ganz allein und flüsterten.

„Sag' mir,“ fragt Kristine, „weißt du, nun mußt du mir alles sagen. Weshalb bist du denn so gequält hierhergekommen?“

„Ich bin arm, ganz arm geworden.“

„Nun, was tut das?“

Und nun fließt seine schwere Erregung in ihre Seele über.

Sie hört mit großen, weit offenen Augen von dem Treiben der Menschen, von ihrer Ungerechtigkeit, vom ihrem Hasten nach Glück und Wohlleben — und von großem Unrecht.

„Und das alles hat man dir getan!“ rief sie zitternd und liegt in seinen Armen und ist ganz Begeisterung und Innigkeit.

„Nun bist du aber schon nicht mehr verlassen. Nun helfen wir dir, mein Vater und ich! Nun gehörst du zu uns! Mein Vater ist wahrhaftig gut — und ist auch reich. Du hast nun wieder, was dir gehört.“

„Laß das!“ sagt er hart. „Glaubst du, daß ich mich be-

schimpft in deine Familie eindrängen will? Ich will kämpfen auf Tod und Leben! Dann stehen wir zueinander — dann kommt das Glück!"

Ein leiser Seufzer entringt sich dem ganz in Liebe versunkenen Geschöpf.

„Ich steh' dir bei bis zum Tod", sagt sie leise.

„Herr, mein Gott, weshalb muß ich jetzt in Not und Qual stecken! Verzeih mir! Verzeih mir!" ruft er erschüttert und preßt sie an sich. „Du bist mein!"

Und er hebt die weiche, weiße Gestalt auf seinen Arm.

„So trug ich dich schon einmal — so hast du mir's angetan!"

„O du! — du!" flüsterte sie verwirrt in träumerischer junger Leidenschaft.

Kristinens und Kers Haar ist feucht, an Wangen und Stirn legt sich ihnen der Nebel.

Jetzt bleibt Ker stehen und schöpft tief Atem. Kristine gleitet zur Erde hinab und fragt leise, von diesen Augenblicken ganz verwirrt:

„Wo sind wir nun eigentlich?" und schmiegt sich fest an ihn; befangen, ohne ihn loszulassen, schaut sie um sich.

Eng aneinandergepreßt gehen sie, als wollten sie zu einem Körper verschmelzen. In junger, großer Leidenschaft suchen sich ihre Hände und krampfen sich selig verzweifelt ineinander. Ihre Blicke suchen sich. Alles drängt zueinander brennend in vollen Flammen — der nahe drohende Abschied — das Entsetzen, sich so bald verlieren zu müssen — das ungeheure, schwindelerregende Glück der Nähe. Diese wogende Seligkeit, die Sonne tanzen läßt, die Himmel und Erde verschmilzt, die Körper zu Seele und Seele zu Körper gestaltet; die Feuerzärtlichkeit, die Berührungen zu leuchtenden Flammen macht!

Zwei, die schwer und jauchzend an dem hochheiligen Wun-

der tragen, gehen dem in großen Zügen atmenden nächtlichen Meere zu.

Jetzt liegt es vor ihnen, schimmert silbern durch weiße Schleier.

Die Luft jubelt ihnen! Das Wasser jauchzt ihnen! Ihr Blut singt ihnen in den Adern.

Hochheilige Hochnacht der jungen Körper, der jungen Seelen!

Ein dunkler, formloser Fleck liegt auf den Wellen, ganz nah' dem Strande, von Dunst fast ganz verhüllt, vielleicht ein Boot, vielleicht ein angeschwemmter Baumstamm, — Fuhksens Walfisch.

Ker umfaßt das weiße bebende Mädchen.

Die frischen Wellen spülen in weiten Bogen zum flachen Ufer hin.

Er hält Kristine umklammert in wilder, starker Leidenschaft.

Sie sind so göttlich einsam — und haben alles vergessen!

Wasser, Nebel und Nacht sind auf der Welt — und sie selbst — sonst nichts. —

Sie sind die einzige Macht.

Die beiden verwirrten, jungen Geschöpfe hat der weiße Dunst ganz in sich aufgenommen. Kein Auge der Welt folgt ihnen — das Schicksal allein, dem wir nie und nirgends entrinnen, und wollten wir uns in den Himmelsräumen und in den Schoß der Erde verbergen.

Der Fink schlug leise, halb im Traume, sein lebensfrohes pink, pink, pink dem frühen Tag entgegen, und seine Freunde und Nachbarn antworten. Aber sie erwachen heut alle nicht zu warmem Sonnenschein, es troff ihnen gegen Morgen auf das Gefieder, es troff auf die Tannen und Birken.

Der Nebel, der seit drei Tagen des Nachts über der See gelegen, hatte jetzt Regen gebracht, grauen Landregen, der fein, sprühend, eben niederzusinken begann.

Einmal schien es, als ob die Sonne sich durchkämpfen wollte, es blitzte hin und wieder auf und glänzte in frischem Grün, aber die Wolkenmassen auf der weiten See schoben sich mehr und mehr zusammen.

Unter den Birken und Tannen, nahe am Haus, steht eine weiße Gestalt. Der Regen rieselt auf sie nieder. Sie steht still und unbeweglich und schaut auf das Haus, in dem noch alle in tiefem Schlummer liegen. Jetzt geht sie langsam vorwärts. Groß, offen stehen ihre Augen im bleichen Gesicht wie ins Leere starrend, wie auf eine Schuld starrend, auf etwas unbegreiflich Geschehenes, — auf etwas Rätselhaftes. Das sind die armen, betroffenen Augen des jungen Weibes, die das große Opfer brachte, das sie im Taumel sinnverwirrenden ersten Liebesleides brachte. Das sind die Augen, die so vernichtet blicken — und voll glimmenden Lebens — so umgewandelt. Die paar Stufen zur Veranda steigt die müde Gestalt langsam hinan, geht ebenso gleichmäßig langsam in ihr Zimmer zu ihrem Bett, fällt davor nieder auf die Knie und sinkt mit dem Kopf auf die Decke. So bleibt sie unbeweglich. Draußen rieselt der Regen stark und gleichmäßig nieder, schwere große Tropfen fallen vom Dach der Veranda, die Tür steht noch immer auf, Regenluft, graues Licht dringt ein, und ein feuchter Morgenwind streicht an der Türe vorüber. —

Jetzt hebt sie ihren Kopf vom Bett in die Höhe, schaut um sich wie nach einem langen, schweren Schlaf, und ein seltsamer Schmerzenszug hat sich um den jungen Mund gegraben.

Ohne sich zu erheben, auf den Knien, kehrt sie sich dem Fenster zu, die Hände preßt sie gefaltet auf die Brust und spricht langsam und matt:

„Du bist so gut, mein Gott — Sonne und Mond, die ganze Welt, und die Menschen, und Glück und Leid hast du geschaffen, und Jesus Christus hat sich für uns geopfert. Und alles kannst du, — und nichts ist dir unmöglich. Daß die letzten Stunden ein Traum waren, das bitt' ich von dir — das allein — ganz allein — hörst du, mein Gott!" —

Ihre Stimme zitterte, und Tränen drangen in die groß offenen Augen.

Sie flüsterte leidenschaftlich:

„Und ich vertrau' — ich schwöre dir's — ich verspreche dir's — ich werde nicht ein einziges Mal traurig sein — ich werde es meinem Herzen nicht erlauben — ich schwöre dir's — ich werd' mich nicht sehnen. — Kein Mensch soll's ahnen, ich will froh sein — und alle im Haus froh machen und allen helfen — helfen, wie ich kann. Meinem guten, lieben Vater." — Sie blieb noch lange auf den Knien liegen und blickte hinauf in den grauen Regenhimmel, in dem sie ihren Gott zu finden glaubte. —

Dann stand sie auf — das Schwere, Langsame in ihren Bewegungen war etwas von ihr gewichen. — Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, richtete sich fest auf: „Kein Schmerz, — kein Hoffen — nichts" — sagte sie ruhig. Darauf ging sie, schloß die Tür, entkleidete sich und legte sich zur Ruhe.

Und matt und müde mußte sie sein, denn bald sanken die Lider zu, und statt des schmerzlich verwirrten Ausdruckes in ihren Zügen trat auf diese Züge ein träumerisch bräutliches Lächeln, und im Hinsinken zum unbewußten Schlaf kam Glücksausdruck zutage, ruhte auf dem schlafenden Gesicht und wurde von keinen Gedanken, keiner Verwirrung mehr verscheucht.

Als sie nach wenigen Stunden erwachte, konnte sie nicht mehr ruhig liegen bleiben, trotz früher Morgenstunde. Sie

erhob sich, kleidete sich langsam an. Ihre Bewegungen waren ruhig, so völlig anders, wie an jenem Morgen, als sie an das Fenster trat und den Nebel sah.

Sie geht die Treppe hinauf, nach dem Familienzimmer, wendet sich im Gehen unversehens um und gewahrt Annuschka, die den Kopf zwischen die ein wenig geöffnete Haustür gesteckt hat und ihn so genau in die schmale Lücke eingepreßt hält, daß es den Anschein hat, als wollte sie ihn wie eine Nuß zerknacken.

Jetzt zieht sie den Kopf ein, schüttelt ihn und sagt zu sich selbst in ihrem vortrefflichen Deutsch, auf das sie stolz ist und das sie mit eitler Vorliebe anwendet:

„Schönes Mensch da steht — fremdes Mensch." —

Kristinens Hände fahren zum Herzen, sie steht starr und unbeweglich.

Annuschkas Kopf zwängt sich wieder in die enge Türspalte, zieht sich wieder zurück: „Fremdes Mensch draußen, will was — fremdes Mensch im Regen."

Jetzt gewahrt Annuschka Kristinen.

„Kind," ruft sie und winkt ihr, „Kind sehen was fremdes Mensch will — Kind!"

Kristine kommt die Stufen wieder herab, wie im Traum und bleich. —

Annuschka öffnet die Tür, und Kristine tritt hinaus —

Da wandelt eine Gestalt im dichten Regen ihr ganz nah.

Ihr dunkelt's vor den Augen, ein namenloser Schmerz dringt ihr zum Herzen. Die Gestalt kommt auf sie zu. Da hebt Kristine beide Arme in die Höhe — und wie zu Tode getroffen, alles vergessend, ruft sie: „Bleib! bleib!" und stürzt ihm entgegen. — Ein Schreck fährt ihr durch die Glieder — sie starrt die Gestalt an, die jetzt vor ihr steht, ebenso bleich fast wie sie, mit einem ebensolch mächtigen Schreck in den Zügen.

Am Abend gingen Kristine und ihr Vater miteinander die uns wohlbekannte, teppichbelegte Treppe hinab, über deren niedere, breite Stufen es sich so behaglich schreiten ließ. In Kristinens Zimmer angelangt, lehnte sich Ahrensee dicht am Flügel in einen Sessel zurück, und Kristine setzte sich. Ohne ein Wort zu reden fing sie leise zu spielen und noch leiser zu singen an.

„Werde du mir nur kein trauriger Narr, Kristel. Es ist bös, dies ewige Kranksein, ich fühl's, ich werde mürrisch und alt — alt — alt — und da mußt du mir helfen. Ich lebe von deiner Heiterkeit. Was war dir denn heute, mein Kind?"

„Nichts!" rief Kristel lebhaft und flog ihrem Vater um den Hals. — „Nichts — gar nichts", rief sie noch einmal leidenschaftlich und innig — machte sich von ihm los, so aber, daß ihre Hände noch auf seinen Schultern lagen und blickte ihm in die Augen. Da kam er ihr in Wahrheit krank und abgemagert, leidend und alt — alt vor, daß ein unsagbares Weh sie ergriff. — Seine Bitte, ihm zu helfen, ihn zu erheitern, durchschnitt ihr das Herz. Zum erstenmal erschien ihr ihr Vater, der für sie nichts war als eben „ihr Vater" und mit niemandem anders vergleichbar, als alternder, kranker, armer Mensch, wie deren ungezählte in der Welt umherlaufen. Das war ihr so über alles Maß bejammernswert, daß sie ihn in die Arme schloß, schützend wie eine Mutter ihr armes Kind, und als sie wieder sprach, da waren es Worte der zartesten, schmerzlich bewegtesten Liebe, die trösten wollten, die Hoffnung und alles Gute, was das Schicksal bietet, so überreichlich aufdrängten, wie nur ein unschuldiges, junges Menschenherz Worte findet, das noch wähnt, mit seiner Liebe könnte es Berge versetzen und das Schicksal bezwingen. Und Heinrich Ahrensee unterbrach seinen Liebling nicht; er hörte auf ihre süßen Liebes- und Hoffnungsworte, wie ein Schwerkranker den

weichen, ersten Frühlingsstürmen lauscht, die an ihm vorüberziehen.

Nicht lange, da gingen sie beide in das Familienzimmer, und beide wußten einmal wieder, was sie aneinander hatten.

Fuhls war mit seinem Freunde Ker eine Stunde am Abend noch dagewesen, um Abschied zu nehmen.

Ker und Kristine hatten sich die Hand gereicht und stumm Lebewohl gesagt.

Ker hatte ihr eine kleine grünsaffiane Mappe gegeben und ihr gesagt: „Behalten Sie es. Heben Sie mir's auf."

Und Kristine wußte, das war das Hohe Lied der Liebe, und hielt es zaghaft in den Händen.

So kam sie am späten Abend mit weichem Herzen in ihr stilles Zimmer zurück. Alle im Haus waren zur Ruhe gegangen. Die Flügeltür, die von ihrem Zimmer auf die Veranda hinausführte, stand weit geöffnet, und die helle Nordlandsnacht drang weich und feucht in den dämmernden, heimischen Raum.

Kristine lehnte sich in die offene Tür und schaute hinaus in den Garten. — Derselbe starke Seenebel wie vor wenigen Tagen lag wieder über Wiborg, dem ganzen Lande, den zarten Birken, den mit grauem Moos überwucherten Irrblöcken, den Wacholderbüschen, dem feuchten, duftenden Gras, dem Meere.

Kristine schlug die grüne Mappe mit bebenden Händen auf, blätterte darin und blickte auf die Schriftzüge.

Da wurde es ihr so weit und weh ums Herz. — Er war ihr so nah und so fern zu gleicher Zeit. — Ihre Seele kam ihr so groß, so unendlich vor und erfüllt von einem ungekannten Leben.

Sie preßte die kleine Faust fest auf ihr Herz, als wollte sie es zurückhalten, so zu fühlen.

Ihre Blicke aber suchten in Kers Schriftzügen.

O, wer es mir doch gewähren könnte,
Daß du mein Bruder seist,
Genährt an der gleichen Mutterbrust;
Daß ich dich küssen dürfte,
Träf ich dich draußen,
Und niemand höhnte mich darum.
Dann brächt' ich dich, ich führte dich
In meiner Mutter Haus.
Dort füllen Edelfrüchte unsere Hürden,
Alte und neue, Geliebter, für dich;
Du lehrtest mich, — ich labte dich
Mit dem Safte der Granate
Und mit würzigem Wein.
O, wer es mir doch gewähren könnte,
Daß du mein Bruder seist.

Sie trat auf die Veranda hinaus, schlang die Arme um eine der Stützen, die das Dach des kleinen Vorbaues trugen, und versank so in Träumerei, in ein Meer banger Weltvergessenheit, in das vor ihr schon ungezählte Tausende und aber Tausende in schimmernder Nacht gesunken waren, solange die alte Welt steht. So stand Kristine und blickte mit übervollem Herzen und Tränen in den Augen hinaus in den Nebel. Da schien es ihr, als tauchte eine dunkle Gestalt auf, — und wie ein Wunder war es ihr — sie wußte, daß die Gestalt, die sie ahnte, kannte, bis in die innerste Seele schauervoll empfand, daß diese Gestalt die Augen auf sie gerichtet hatte. Wie Feuer durchrann es sie. Einen Jubelschrei hielten die jungen Lippen zurück.

Kristine, das jungfräuliche Kind, das stark und gesund und froh im Schutze der Kindheit gelebt und noch nicht über diese hinaus gefühlt hatte, — stand jetzt vor dem Geheimnis, das ihr eigenes Herz barg, unvermittelt überrascht dem großen Einen gegenüber, das wir Liebe nennen.

Sie stand und regte sich nicht — und doch, ohne daß sie es wußte, lösten sich ihre Arme von dem Holzwerk, das sie umschlungen hatten, und preßten sich gefaltet ihr aufs Herz. „Herr, mein guter Gott“, flüsterte sie wie unbewußt.

Und jetzt schlug ein Ton an ihr Ohr — ihr Name, ihr eigener unschuldiger Name! Daß er aber jetzt ausgesprochen wurde — und von ihm — das schien ihr wunderbarer als Sonne, Mond und Sterne — und der Jubelton, den vorhin die Lippen noch zurückgehalten, drang ihr aus dem Herzen wie der erste Ton der aufsteigenden Lerche im Frühjahr. Und da flimmerte es ihr unsäglich vor den Augen — da schien der Nebel zu wogen, und Himmel und Erde und alles, was sie kannte, wußte, wollte, zu verschlingen, zu verbergen — da war es ihr, als wollte eine ganze Welt sich ihr aus Herz drängen. —

Wie im Todesschreck hält sie die Arme vor sich ausgestreckt und fühlt ihre Hände erfaßt und heiße Lippen, die sich darauf pressen, fühlt sich hingezogen und ihr Haar berührt von einer hastigen Hand. Und als sie aufseufzen will im Drange der übergroßen Bewegung, da ist ihr Mund von Küssen geschlossen.

Es vergehen ihr die Sinne, und wieder versinkt alles, was sie je erlebt, jede Stunde, jede Minute, jede Erinnerung in diesem Augenblick in den tiefen, leuchtenden Nebel, der beide umgibt.

„Meine heilige, — meine weiße Kristine!“ ruft Ker außer sich. „Liebst du mich?“

Er flüstert in Erregung, die ihm die Stimme und die Sinne raubt, die über ihm zusammenschlägt wie die Meereswellen über den Ertrinkenden.

Das junge Geschöpf lächelt wie im Traum, erbebt unter den Küssen.

„Nun küsse mich auch! — küss' mich!“

Und Kristine schlingt die Arme um ihn und küßt ihn lang und innig und voll seligen Vertrauens auf den Mund.

„Nun gehören wir wahrhaftig zueinander. Ich bin dein und du bist mein!“ sagt sie.

Er faßt ihren blonden Kopf mit beiden Händen und hält sie im silbernen Nebellicht so von sich ab, wie ein glücklicher Mensch, der etwas Köstliches gefunden und dies im Hochgefühl des Besitzes beschaut.

„Was ist so ein Mädchen für ein herrliches Geschöpf!“

So halten sie einander fest umschlungen, und der helle Nebel sinkt dichter und dichter auf die stille Erde herab, verbirgt alles und jedes, und die beiden stehen in dem wogenden Dunste, als ständen sie auf dem Meeresboden, tief unter den Wellen ganz allein und flüsterten.

„Sag' mir,“ fragt Kristine, „weißt du, nun mußt du mir alles sagen. Weshalb bist du denn so gequält hierhergekommen?“

„Ich bin arm, ganz arm geworden.“

„Nun, was tut das?“

Und nun fließt seine schwere Erregung in ihre Seele über.

Sie hört mit großen, weit offenen Augen von dem Treiben der Menschen, von ihrer Ungerechtigkeit, vom ihrem Hasten nach Glück und Wohlleben — und von großem Unrecht.

„Und das alles hat man dir getan!“ rief sie zitternd und liegt in seinen Armen und ist ganz Begeisterung und Innigkeit.

„Nun bist du aber schon nicht mehr verlassen. Nun helfen wir dir, mein Vater und ich! Nun gehörst du zu uns! Mein Vater ist wahrhaftig gut — und ist auch reich. Du hast nun wieder, was dir gehört.“

„Laß das!“ sagt er hart. „Glaubst du, daß ich mich be-

schimpft in deine Familie eindrängen will? Ich will kämpfen auf Tod und Leben! Dann stehen wir zueinander — dann kommt das Glück!"

Ein leiser Seufzer entringt sich dem ganz in Liebe versunkenen Geschöpf.

„Ich steh' dir bei bis zum Tod", sagt sie leise.

„Herr, mein Gott, weshalb muß ich jetzt in Not und Qual stecken! Verzeih mir! Verzeih mir!" ruft er erschüttert und preßt sie an sich. „Du bist mein!"

Und er hebt die weiche, weiße Gestalt auf seinen Arm.

„So trug ich dich schon einmal — so hast du mir's angetan!"

„O du! — du!" flüsterte sie verwirrt in träumerischer junger Leidenschaft.

Kristinens und Kers Haar ist feucht, an Wangen und Stirn legt sich ihnen der Nebel.

Jetzt bleibt Ker stehen und schöpft tief Atem. Kristine gleitet zur Erde hinab und fragt leise, von diesen Augenblicken ganz verwirrt:

„Wo sind wir nun eigentlich?" und schmiegt sich fest an ihn; befangen, ohne ihn loszulassen, schaut sie um sich.

Eng aneinandergepreßt gehen sie, als wollten sie zu einem Körper verschmelzen. In junger, großer Leidenschaft suchen sich ihre Hände und krampfen sich selig verzweifelt ineinander. Ihre Blicke suchen sich. Alles drängt zueinander brennend in vollen Flammen — der nahe drohende Abschied — das Entsetzen, sich so bald verlieren zu müssen — das ungeheure, schwindelerregende Glück der Nähe. Diese wogende Seligkeit, die Sonne tanzen läßt, die Himmel und Erde verschmilzt, die Körper zu Seele und Seele zu Körper gestaltet; die Feuerzärtlichkeit, die Berührungen zu leuchtenden Flammen macht!

Zwei, die schwer und jauchzend an dem hochheiligen Wun-

der tragen, gehen dem in großen Zügen atmenden nächtlichen Meere zu.

Jetzt liegt es vor ihnen, schimmert silbern durch weiße Schleier.

Die Luft jubelt ihnen! Das Wasser jauchzt ihnen! Ihr Blut singt ihnen in den Adern.

Hochheilige Hochnacht der jungen Körper, der jungen Seelen!

Ein dunkler, formloser Fleck liegt auf den Wellen, ganz nah' dem Strande, von Dunst fast ganz verhüllt, vielleicht ein Boot, vielleicht ein angeschwemmter Baumstamm, — Fuhlkens Walfisch.

Ker umfaßt das weiße bebende Mädchen.

Die frischen Wellen spülen in weiten Bogen zum flachen Ufer hin.

Er hält Kristine umklammert in wilder, starker Leidenschaft.

Sie sind so göttlich einsam — und haben alles vergessen!

Wasser, Nebel und Nacht sind auf der Welt — und sie selbst — sonst nichts. —

Sie sind die einzige Macht.

Die beiden verwirrten, jungen Geschöpfe hat der weiße Dunst ganz in sich aufgenommen. Kein Auge der Welt folgt ihnen — das Schicksal allein, dem wir nie und nirgends entrinnen, und wollten wir uns in den Himmelsräumen und in den Schoß der Erde verbergen.

Der Fink schlug leise, halb im Traume, sein lebensfrohes pink, pink, pink dem frühen Tag entgegen, und seine Freunde und Nachbarn antworten. Aber sie erwachen heut alle nicht zu warmem Sonnenschein, es troff ihnen gegen Morgen auf das Gefieder, es troff auf die Tannen und Birken.

Der Nebel, der seit drei Tagen des Nachts über der See gelegen, hatte jetzt Regen gebracht, grauen Landregen, der fein, sprühend, eben niederzusinken begann.

Einmal schien es, als ob die Sonne sich durchkämpfen wollte, es blitzte hin und wieder auf und glänzte in frischem Grün, aber die Wolkenmassen auf der weiten See schoben sich mehr und mehr zusammen.

Unter den Birken und Tannen, nahe am Haus, steht eine weiße Gestalt. Der Regen rieselt auf sie nieder. Sie steht still und unbeweglich und schaut auf das Haus, in dem noch alle in tiefem Schlummer liegen. Jetzt geht sie langsam vorwärts. Groß, offen stehen ihre Augen im bleichen Gesicht wie ins Leere starrend, wie auf eine Schuld starrend, auf etwas unbegreiflich Geschehenes, — auf etwas Rätselhaftes. Das sind die armen, betroffenen Augen des jungen Weibes, die das große Opfer brachte, das sie im Taumel sinnverwirrenden ersten Liebesleides brachte. Das sind die Augen, die so vernichtet blicken — und voll glimmenden Lebens — so umgewandelt. Die paar Stufen zur Veranda steigt die müde Gestalt langsam hinan, geht ebenso gleichmäßig langsam in ihr Zimmer zu ihrem Bett, fällt davor nieder auf die Knie und sinkt mit dem Kopf auf die Decke. So bleibt sie unbeweglich. Draußen rieselt der Regen stark und gleichmäßig nieder, schwere große Tropfen fallen vom Dach der Veranda, die Tür steht noch immer auf, Regenluft, graues Licht dringt ein, und ein feuchter Morgenwind streicht an der Türe vorüber. —

Jetzt hebt sie ihren Kopf vom Bett in die Höhe, schaut um sich wie nach einem langen, schweren Schlaf, und ein seltsamer Schmerzenszug hat sich um den jungen Mund gegraben.

Ohne sich zu erheben, auf den Knien, kehrt sie sich dem Fenster zu, die Hände preßt sie gefaltet auf die Brust und spricht langsam und matt:

„Du bist so gut, mein Gott — Sonne und Mond, die ganze Welt, und die Menschen, und Glück und Leid hast du geschaffen, und Jesus Christus hat sich für uns geopfert. Und alles kannst du, — und nichts ist dir unmöglich. Daß die letzten Stunden ein Traum waren, das bitt' ich von dir — das allein — ganz allein — hörst du, mein Gott!" —

Ihre Stimme zitterte, und Tränen drangen in die groß offenen Augen.

Sie flüsterte leidenschaftlich:

„Und ich vertrau' — ich schwöre dir's — ich verspreche dir's — ich werde nicht ein einziges Mal traurig sein — ich werde es meinem Herzen nicht erlauben — ich schwöre dir's — ich werd' mich nicht sehnen. — Kein Mensch soll's ahnen, ich will froh sein — und alle im Haus froh machen und allen helfen — helfen, wie ich kann. Meinem guten, lieben Vater." — Sie blieb noch lange auf den Knien liegen und blickte hinauf in den grauen Regenhimmel, in dem sie ihren Gott zu finden glaubte. —

Dann stand sie auf — das Schwere, Langsame in ihren Bewegungen war etwas von ihr gewichen. — Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, richtete sich fest auf: „Kein Schmerz, — kein Hoffen — nichts" — sagte sie ruhig. Darauf ging sie, schloß die Tür, entkleidete sich und legte sich zur Ruhe.

Und matt und müde mußte sie sein, denn bald sanken die Lider zu, und statt des schmerzlich verwirrten Ausdruckes in ihren Zügen trat auf diese Züge ein träumerisch bräutliches Lächeln, und im Hinsinken zum unbewußten Schlaf kam Glücksausdruck zutage, ruhte auf dem schlafenden Gesicht und wurde von keinen Gedanken, keiner Verwirrung mehr verscheucht.

Als sie nach wenigen Stunden erwachte, konnte sie nicht mehr ruhig liegen bleiben, trotz früher Morgenstunde. Sie

erhob sich, kleidete sich langsam an. Ihre Bewegungen waren ruhig, so völlig anders, wie an jenem Morgen, als sie an das Fenster trat und den Nebel sah.

Sie geht die Treppe hinauf, nach dem Familienzimmer, wendet sich im Gehen unversehens um und gewahrt Annuschka, die den Kopf zwischen die ein wenig geöffnete Haustür gesteckt hat und ihn so genau in die schmale Lücke eingepreßt hält, daß es den Anschein hat, als wollte sie ihn wie eine Nuß zerknacken.

Jetzt zieht sie den Kopf ein, schüttelt ihn und sagt zu sich selbst in ihrem vortrefflichen Deutsch, auf das sie stolz ist und das sie mit eitler Vorliebe anwendet:

„Schönes Mensch da steht — fremdes Mensch." —

Kristinens Hände fahren zum Herzen, sie steht starr und unbeweglich.

Annuschkas Kopf zwängt sich wieder in die enge Türspalte, zieht sich wieder zurück: „Fremdes Mensch draußen, will was — fremdes Mensch im Regen."

Jetzt gewahrt Annuschka Kristinen.

„Kind," ruft sie und winkt ihr, „Kind sehen was fremdes Mensch will — Kind!"

Kristine kommt die Stufen wieder herab, wie im Traum und bleich. —

Annuschka öffnet die Tür, und Kristine tritt hinaus —

Da wandelt eine Gestalt im dichten Regen ihr ganz nah.

Ihr dunkelt's vor den Augen, ein namenloser Schmerz dringt ihr zum Herzen. Die Gestalt kommt auf sie zu. Da hebt Kristine beide Arme in die Höhe — und wie zu Tode getroffen, alles vergessend, ruft sie: „Bleib! bleib!" und stürzt ihm entgegen. — Ein Schreck fährt ihr durch die Glieder — sie starrt die Gestalt an, die jetzt vor ihr steht, ebenso bleich fast wie sie, mit einem ebensolch mächtigen Schreck in den Zügen.

Er ist es nicht! — Fuhks ist's, in Kers triefenden Regenmantel gehüllt.

Fuhks hat einen Brief für Kristinen in der Hand; aber er kann die Hand nicht regen.

Und keins kann ein Wort hervorbringen, und beide gehen auseinander.

Kristine rettet sich, von Schmerz und Qual bedrängt, in ihr Zimmer zurück, schließt sich ein und wirft sich auf die Erde.

Und Fuhks geht mit langen Schritten weiter, hinunter zu den Birken, von denen aus man den Strand und das Meer sieht.

Da lehnt er den Kopf an einen nassen Birkenstamm und weinte.

In weiter Ferne zieht über dem Meer ein dunkler Streifen Rauch am Horizonte hin — als letzter Gruß.

In Fuhksens Herz drängt sich ein bitteres, bitteres Gefühl ein, etwas wie Haß will sich in diesem Herzen einnisten. Da aber wird's ihm so jämmerlich zumute — so angst — so gottverlassen, — daß er dem dunkeln Gaste verzweifelt die Türe weist.

Welchen Morgen hat er hinter sich, welche bange Nacht! Und wie ist sein Ker abgereist! — bleich — verstört — gehetzt; er wollte nicht — und doch war's nicht anders möglich — und wollte zurückkehren — von Kopenhagen, schwor's und beteuerte es, wollte arbeiten, kämpfen — Unmögliches möglich machen, war voller Pläne — voller Hoffnungen — wie im Fieber. Fuhks hat ihm tausendmal versprochen, seine Sache zu führen, und Ker hat darüber gelacht und doch ihm in Hast und Qual immer wieder von neuem alles klar gelegt, in alles eingeweiht und ihn gebeten — gebeten — zu helfen wie er könne. Er hat ihm Geld aufgedrängt für alle Fälle — Fuhks fühlt die Brieftasche seines Freundes, sein Herz schlägt dagegen. Und unser Fuhks sieht jetzt im Geiste das erregte, bleiche Gesicht seines Ker, wie sich dieser über ihn

gebeugt hat, als er, Fuhks, schon die Schiffstreppe wieder herabging, und wie Ker ihm einen Brief in die Hand gedrückt — ‚gleich — aber gleich‘, hatte er dazu geflüstert und ihm seinen eigenen Regenmantel um die Schultern geworfen. — Und dann war Ker verschwunden — Fuhks hat ihn nicht wiedergesehen — und das Bärenfell, das er dem Ker nicht mitgegeben — das Bärenfell lag noch im Walfisch — und der Brief? den hält Fuhks in der Hand auf die Brust gepreßt — er hat ihn nicht abgegeben — hat es nicht gekonnt — und steht immer noch mit dem Kopf an dem nassen Birkenstamm gestützt — und sieht den dunkeln Rauchstreifen am Horizont vergehen.

So enden die schönen Tage auf Erden.

Drittes Buch

Erstes Kapitel

Herr und Frau Professor Henneberg lebten so, wie es nicht anders zu erwarten stand, machten ihre Visiten, wurden eingeladen und gaben hin und wieder ein vortreffliches Diner, taten alles, was mit der allgemeinen Meinung in vollkommenem Einklang stand, waren in jeder Beziehung musterhaft vornehm, unauffällig und gediegen. — Sie hätten auf einer Ausstellung, welche die Entwickelung der Menschheit vom rohen Wilden bis zur kultiviertesten, zivilisiertesten Menschenspezies zu zeigen sich die Aufgabe gestellt hätte, diese letzte Stufe samt ihrer Villa mit gutem Gewissen vertreten können und wären sicher gewesen, von der strengsten Jury einstimmig prämiiert zu werden.

Alles war in bester Ordnung.

Trotz alledem aber sollte auch hier in der Villa ein Ereignis eintreten, das den Frieden stören mußte. Das erste Kind wurde erwartet.

Alles war auch in dieser Zeit durchaus comme il faut, die Toiletten wie die Erscheinung der jungen Frau, die Einteilung ihres Tages, ihre Ausfahrten und Spaziergänge, ihre Diät, ihre Beschäftigungen, der Trousseau des künftigen Weltbürgers, alles und jedes. Professor Henneberg verzieh seiner Frau gern eine mehr oder weniger leichte Gereiztheit, die hin und wieder hervorbrach und die er verständnisvoll ihrem Zustand zuschrieb und als völlig in der Ordnung empfand. — Man muß der Natur ihre Rechte belassen, oder: alles verstehen heißt alles verzeihen.

Er war vollkommen damit einverstanden, daß seine Frau Mutter und Schwester zu dieser Zeit erwartete, weniger, daß auch sein Schwiegervater, mit dem er sich nicht besonders stand, die beiden begleitete, ein kränklicher Mensch, der hier in Jena einen Spezialisten konsultieren wollte. Die Mutter sollte im Hause der Tochter wohnen — für Vater und Schwester war eine Wohnung in einem nahen Hause gemietet worden. — So war alles zum Empfang der Gäste geordnet; und als der Tag kam, der die Erwarteten bringen sollte, machte sich Herr Professor Henneberg auf, seine Verwandten auf dem Bahnhof zu empfangen. Er verabschiedete sich von seiner Frau und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn.

Als die Verwandten Professor Hennebergs sich anschickten, das Kupee zu verlassen, half er seiner Schwiegermutter höflich und herzlich beim Aussteigen und drückte ihr einen Kuß auf die Hand.

„Und Olga? Olga?“ frug diese bestürzt, „warum ist sie nicht hier? sie ist doch wohl?“

„Vollkommen — ausgezeichnet. — Wir sind augenblicklich bei ihr.“

Jetzt begrüßte er seine Schwägerin Kristine und seinen Schwiegervater, der sich auf Kristine stützte.

„Du bist etwas von der Reise ermüdet, lieber Papa,“ sagte Professor Henneberg, „nun, das wird sich hier in der schönen Luft bald geben.“ So führte er die Gäste seinem Wagen zu, sah mit Wohlgefallen auf die Schwägerin, die sich, seit er sie nicht gesehen, vom wilden Kinde zum jungen Mädchen entwickelt hatte, begrüßte Ahrensees Reisegefährtin, Mathilde Swensen, die sich in Wiedersehensfreude in die Arme einer mageren, gelben, kleinen Dame gestürzt hatte, an deren Kleiderrock ein schreiender, dickköpfiger Junge hing, dem die Strümpfe von den Beinen gerutscht waren.

Nachdem die beiden Damen nach der freudigen Umarmung Luft geschöpft hatten, stürzte Mathilde Swensen, an der Hand ihrer Freundin, die den schreienden Jungen nachzog, mitten unter die Ahrensees. —

„Das ist meine Freundin, Frau Professorin Majunke, von der ich euch so viel gesprochen habe — und das sind meine Verwandten aus Finnland."

Damit war die zwanglose freudige Vorstellung erledigt. Frau Ahrensee reichte Frau Professor Majunke ihre Hand, die ihrerseits diese Höflichkeit erwiderte und sich durchaus nicht dadurch bedrückt fühlte, daß ihre Hand in einem etwas fragwürdigen schwarzen Handschuh steckte, dessen Finger wie die Schalen von aufgesprungenen Bohnenschoten auseinanderklafften.

„Nun," rief Frau Majunke laut, um ihren schreienden Sprößling zu übertäuben, „wir werden uns ja wohl öfters sehen, da Herr Gemahl und Fräulein Tochter in unserem Hause gemietet haben — ein altes Haus — aber oben bei Ihnen recht hübsch."

Professor Henneberg hatte durch den Diener das Gepäck besorgen lassen, und es schien, als stände dem Weiterkommen jetzt nichts mehr im Wege — da stürzte ein Wesen, dem die braunen Haare zottig um den Kopf standen, dem der oberste Rockbund weit herabgerutscht war, so daß der Rock an der Seite schleifte und der unglücklichen Person bei jedem Schritt zwischen die Füße kam, auf die Gesellschaft zu. — „Kind" — rief sie — „Kind! Mätuschka! Frau! Warten! — Laufen nicht! — Verloren gehen ich!" Den Regenschirm hatte sie an der Spitze gefaßt und fuchtelte mit dem Griff in der Luft herum.

„Wer ist denn das?" frug Professor Henneberg, „gehört die zu euch?"

„Das ist ja Annuschka", sagte Kristine und war dabei, das außer sich geratene Geschöpf zu besänftigen. Sie band

ihr den Rockbund hinauf und kehrte ihr den Regenschirm um. „Geh uns nach,“ sagte sie, „wir laufen nicht davon.“

„Das ist ja ein fürchterliches Wesen“, bemerkte der Professor.

„Sie wollte durchaus mit, es war nichts mit ihr zu machen, sie wäre zugrunde gegangen, hätten wir sie nicht mitgenommen“, antwortete ihm Frau Ahrensee etwas verlegen.

„Annuschka ist uns von der Reise so auseinander gekommen,“ ergänzte Kristine, „und wird sich schon wieder beruhigen.“

„Eine allerliebste Kammerfrau, das muß ich sagen!“

Professor Henneberg war es unbehaglich zumute.

„Ich muß gestehen, daß mir, wie die Dinge augenblicklich liegen, das einigermaßen bedenklich erscheint: ich möchte die aufgeregte Person meiner Frau jetzt nicht unter die Augen bringen.“

„Annuschka wohnt bei uns“, sagte Kristine.

„Mein Gott,“ rief Frau Ahrensee, „glaubst du, daß Olga das schaden könnte? Was sollen wir tun? Wir sind an Annuschka so gewöhnt, daß sie uns gar nicht mehr so sonderbar erscheint.“

In demselben Augenblick traten Mathilde und Frau Majunke Arm in Arm wieder aus dem Bahnhofsgebäude, Kristine ging auf sie zu, und es währte ein paar Augenblicke, da trabte Annuschka hastig kopfschüttelnd, von Kristine so weit beschwichtigt, den beiden Damen nach, die miteinander dem Städtchen zugingen.

Kristine faßte die Hand ihres Vaters, der ihr im Wagen gegenüber saß, mit beiden Händen und sah ihn an — und über ihr Gesicht zog ein fremder, tiefbewegter Zug — für einen Augenblick.

„Olga wird sich wundern, wenn sie dich sieht, kleine Schwägerin. — Was ist in so kurzer Zeit aus dem wilden Kinde geworden! Ihr seid gewohnt, sie zu sehen — euch fällt nichts

auf. — Sie ist viel ruhiger geworden und hat gehalten, was sie versprach."

„Sie ist viel ruhiger geworden —" klang Professor Hennebergs Stimme in Ahrensees Ohren nach — und wahrhaft, er mochte recht haben, ihre Heiterkeit schien ihm nicht mehr so sonnig wie früher zu sein. — „Ihre Güte ist rührender, wie bewußter geworden," dachte er — „das muß nun so ein Fremder eher bemerken als der eigene Vater."

Jetzt hielt der Wagen. Sie gingen durch den Garten in das Haus, und oben an der Treppe stand Olga. Die Mutter schloß sie in die Arme, so zart, als wäre sie ein zerbrechliches Püppchen, sah ihr forschend, weinend und voller mütterlicher Liebe in die Augen, und küßte sie, hielt sie umfangen und wollte sie, wie es schien, niemandem gönnen.

Ein liebevoll besorgtes Leben entfaltete sich in der Villa. Aus der kleinen wohldressierten Frau war mit einemmal wieder das Kind zärtlicher Eltern geworden.

Mit einer gewissen Scheu betrachtete Frau Ahrensee die Tochter in ihrer untadelhaften Umgebung. Sie erschien ihr wie eine Meisterin in den Dingen, in denen sie selbst es nie zur geahnten Vollendung hatte bringen können. So behaglich es auch bei Ahrensee daheim zuging, so war immer etwas Urwüchsiges, Naives, Ländliches im Hause zu spüren.

Gegend Abend empfing Mathilde Swensen ihre Verwandten in der gemieteten Wohnung auf das angeregteste; sie schien im Wohlgefühl zu schwelgen. Hier wurde sie einmal wieder ganz verstanden! Ihre staubfarbene Taille war ausgefüllter als je, saß rund und prall und schlug nirgends ein Fältchen. An der Brust steckte ihr ein Blumenstrauß; ihr Atem duftete nach allerlei Süßem, nach Torte und Wein: sie war schon in der Eile gefeiert worden. — „Was sind die Majunkes für herrliche Menschen!" — rief sie. Annuschka hatte sie auch mitgebracht, die lehnte wie betäubt in dem großen dreifenstrigen Salon, der mit seinen steifen Mahagoni

möbeln einen ehrbaren altbürgerlichen Eindruck machte. Er war dämmerig und tief, war ein Raum, dem man anfühlte, daß er viel Leben schon umschlossen hatte; durch die Decke zog sich ein gewaltiger Balken.

Heinrich Ahrensee schien sein neuer Aufenthalt zu interessieren, er ging auf und nieder, beschaute sich die Stahl- und Kupferstiche, die altväterischen, frisch aufpolierten, paradierenden Möbel.

Währenddem stand Annuschka noch immer steif und unbeweglich.

Kristine, die inzwischen die andern Zimmer sich angesehen hatte, sagte, als ihr die steife Annuschka jetzt auffiel:

„Das Reisen hat jetzt ein Ende."

Annuschka schüttelte ungläubig den Kopf.

„Denke nur an die Koffer, an nichts weiter. — Pack aus."

Mathilde lachte: „Da habt ihr euch wirklich einen Tanzbären aufgehalst. Onkel, warum bist du eigentlich nicht energisch dagegen aufgetreten? — Es ist ja schrecklich."

„Ich halte es für kein Unglück", sagte Ahrensee ruhig.

„Nun, ein Unglück nicht gerade; aber eine Unannehmlichkeit —"

„Sie wird ihre Sache schon besorgen, laß sie und Kristine nur miteinander fertig werden. Mir ist Annuschka ganz recht, so ein Stück Heimat!"

„Aber ein unkultiviertes."

„Gottlob", sagte Ahrensee. „Du weißt ja, ich bin auch unkultiviert."

In diesem Augenblick erscholl die Treppe herauf ein gleichmäßiges Geschrei, kam näher und näher — tief, eintönig, klagend — ein Geschrei, dem wir in diesem Kapitel schon einmal begegnet sind.

„Bimm bimm!" sagte Mathilde frohlockend, ging zur Tür, öffnete sie — das Geschrei drang gewaltig herein, —

und draußen stand Frau Majunke mit Bimm Bimm, der ihr am Rocke hing und diesen auf das straffste spannte, denn Bimm Bimm beabsichtigte offenbar, nicht näher zu treten. —

Frau Majunke begrüßte mit einem süßen Lächeln Herrn Ahrensee und wendete dann ihre volle Aufmerksamkeit auf Mathilde: „Engelskind," sagte sie zärtlich, „komm jetzt zu uns herunter. — Verzeihen Sie", wendete sie sich höflich an Heinrich Ahrensee durch die Türspalte — weiter kam sie nicht, Bimm Bimm zog aus Leibeskräften am Rock.

„Ja, Teuerste, Beste, augenblicklich", sagte Mathilde liebevoll und mit so warmem Herzenston, wie Heinrich Ahrensee ihn noch nicht an ihr vernommen hatte. Bald darauf waren Mathilde und Frau Majunke miteinander verschwunden. Das Geschrei entfernte sich, tief, eintönig und klagend. Schließlich hörte man nur hin und wieder noch einen entfernten, langgezogenen Ton — und manchmal etwas — etwas ganz Eigentümliches — eine Art Geheul, nicht recht Erklärliches; aber dumpf, ganz dumpf.

Ahrensee ging in Gedanken auf und nieder. — Es war ihm nicht wohl, er fühlte sich erregt und abgespannt, die Reise hatte ihm nicht gut getan. Kristine stellte zwei brennende Lichter auf den Tisch, weil das Zimmer trotz der Lampe düster aussah, und wollte eben wieder geschäftig aus der Tür gehen.

„Bleib' doch hier", sagte ihr Vater, und gleich darauf lag Kristinens blonder Kopf an seiner Brust.

„Einem alten Menschen wird das Reisen sauer, die Fremde ist nichts mehr für ihn. Wir wollen uns hier eine Heimatsecke machen — wir beide!"

„Ja," sagte Kristine — „hätten wir nur unser Boot und die See, und den Garten, und alles miteinander auch gleich hier."

„Sing' mir etwas — Sing' deine Kylliki." —

Sie saßen jetzt miteinander auf dem steiflehnigen Sofa.

„Nun?" frug Ahrensee. Kristine sah ihn mit großen, erschreckten Augen an.

„Deine alte Kylliki."

„Etwas anderes —"

„Was du willst. Aber was hast du denn gegen die Kylliki?"

Kristine schüttelte den Kopf leicht und machte sich von ihrem Vater los — saß eine Weile ganz still. Mit einemmal begann sie ein Liedchen mit halber Stimme zu singen, fast flüsternd leise wie ein Vogel, der sich selbst in Schlaf singt. —

„Was ist das?" frug sie und brach mitten im Liede ab. Es hatte wieder dumpf und sonderbar lang anhaltend vielstimmig geheult. — „Da muß etwas geschehen sein", sagte sie ängstlich. „Es ist schon öfters so gewesen. — Hast du's noch nicht gehört? Es klingt so angstvoll." Und mit einemmal begann sie zu weinen, ihr ganzer Körper wurde von diesem Weinen durchzittert.

Ihr Vater zog sie an sich, hielt ihren Kopf zwischen seinen Händen, aber sie wendete sich von ihm ab.

„Was ist dir? Bist du müde? Hast du dich erschreckt? — Sei ruhig!" — sagte und frug er bewegt. — „Es ist ja nichts. Unten wohnt die sonderbare Person. Gott weiß, was sie treiben! — Es sind viele Kinder da — denke nur, wie der eine einzige schrie!"

„Jawohl", erwiderte Kristine unter Tränen lächelnd. „Aber es klingt so angstvoll — so" — Kristine schüttelte den Kopf und verbarg das Gesicht in den Händen.

Da erscholl es eben wieder — dumpf und dröhnend — das Geheul kroch wie an den Wänden herauf, — Türen wurden geschlagen, — Fenster geöffnet. Das Geheul klang jetzt aus den offenen Fenstern ins Freie — in die Nachtluft

hinaus. Es schien vom Hof oder Garten herzukommen. — Ein Trappen, Rufen, Treten auf der Treppe, eine befehlende Männerstimme, eine sehr hohe Stimme — das war Frau Majunkes Stimme — und wieder das Geheul. Es schien, als sollte Ahrensee gleich am ersten Abend in die Geheimnisse des Majunkeschen Hauses eingeweiht werden.

Jetzt kam Annuschka aus dem Nebenzimmer gestürzt, deutete mit beiden Händen auf die Diele und rief:

„Was ist das? Teifel unten — schreien Teifel! Kind nicht erschrecken. — Alles verrückt hier. Anders wie zu Haus. — Warum fort sein! — zu Hause sehr gut haben gewesen sein! Leute in Säcken zum Fenster herausgeschafft worden seind, — geschaut haben ich."

„Geh, Annuschka", sagte Ahrensee.

„Was! Kind weint?" rief Annuschka, laut und drohend, „Kind noch nie geweint haben, nur bei verfluchte Teifel, hier im Haus!"

In diesem Augenblick klopfte es äußerst sittsam an die Zimmertür.

Vor der Tür stand ein langer Junge von fünfzehn Jahren, schmächtig und gelb.

„Eine schöne Empfehlung von Mama und Papa," sagte er verlegen, „und Sie möchten entschuldigen, wenn es nicht ganz ruhig war, aber wir werden gerettet."

„Was werdet ihr?" frug Ahrensee.

Da schaute der Junge ihn verblüfft an und erwiderte, indem er die Augen fest auf seine Schuhspitzen bannte:

„Wir werden Sonnabends alle vierzehn Tage gerettet, oder alle vier Wochen, wegen dem Feuer, damit wir's einmal können."

„Ich versteh's zwar nicht, aber das scheint ihr ja zu können", sagte Ahrensee. „Komm einmal her, Kristel, und sieh dir einen von den Schreihälsen an."

Kristel stand schon neben ihm. Sie war bleich und sah müde aus.

Feste Schritte kamen eilig die Treppe herauf.

Mathilde Swensen war es.

„Johannes!“ rief sie. „Sie sind also noch auf. Ich wollte euch fragen, ob ihr einen Augenblick mit hinunter kämt, es ist zu interessant. Vor Majunkes braucht ihr euch nicht zu genieren, das sind die zwanglosesten Menschen, die man sich denken kann. Es werden unten Feuerwehrübungen gemacht. Das habt ihr auch noch nicht gesehen. Die Kinder sind noch alle auf.

Nicht wahr, Johannes, alter Junge?“ frug sie und legte um die Schulter des schmächtigen Knaben ihren prallen, staubfarbenen Arm.

„Aber bitte, kommt, gerade werden wieder welche im Sack aus dem Fenster gelassen!

Mathilde Swensen war auf das jugendlichste eifrig im Gegensatz zu dem schmächtigen Johannes, der die ganze Geschichte trübselig aufzufassen schien.

Mathilde ruhte nicht, bis sie im Verein mit Johannes, Ahrensee und Kristine die Treppe zu Majunkes hinabzog.

Ihnen nach schlüpfte Annuschka, geräuschlos und geduckt wie eine schwarze Katze.

Es war ein gehöriger Lärm, und bei jeder Stufe, die sie hinabstiegen, versanken sie gewissermaßen tiefer darin.

Als sie unten angekommen waren, befanden sie sich in einem Wirbel von Stimmen und Gepolter. Alle Türen standen auf.

Alles lief durcheinander, und sie waren, ehe sie es sich versahen, in einem großen düstern Zimmer angelangt, in dem es hin und her huschte, in dem geschrien und gerufen wurde, wie jedenfalls in allen andern Zimmern bei Majunkes auch.

Von der Decke herab hing die Urform einer einfachen

Blechhängelampe, die ein sehr mäßiges, verräuchertes Licht um sich her verbreitete. Eine ganze Anzahl von schmalen Betten stand in diesem Raum, hölzerne und eiserne.

Die Bettücher waren in Unordnung geraten, hingen und zipfelten an allen Ecken und sahen nichts weniger als blütenweiß aus. Mit den mißfarbigen Bettdecken schienen sich die Majunkeschen Kinder geworfen zu haben.

Mathilde führte die Gäste in das Wohnzimmer; mitten darin stand Herr Professor Majunke in Hemdärmeln, eifrig beschäftigt, einen Knaben in einen Sack zu stecken, drei andere Sprößlinge hielten den Sack offen, nach Herzenslust Rufe, Schreie und Töne aller Art ausstoßend. Der Sack war an einer Leine befestigt und wurde mitsamt seinem Insassen auf das Fensterbrett gehoben und von da in den Garten, nicht allzuhoch, herabgelassen. Indessen stürzten welche von den Rangen mit Blitzesschnelle die Treppe hinab, um den aus dem Fenster Beförderten unten in Empfang zu nehmen.

Jetzt erst begrüßten Herr und Frau Professor Majunke noch ganz erhitzt die Eintretenden.

Frau Majunke sagte sehr artig: „Wissen Sie, mein Mann hat so großes Interesse an der Feuerwehr, deshalb!“

Diesmal hing Bimm Bimm nicht wie gewöhnlich am Rocke seiner Mutter und brüllte; es stand aber etwas Unbestimmtes, Unbegreifliches mitten im Zimmer und tat das, was Bimm Bimm unter allen Verhältnissen tun mußte, dies Unbestimmbare, Unbegreifliche brüllte, und zwar ganz in Bimm Bimms Manier.

Es war ein Sack, der in Hosenbeine verlief, das heißt, in zwei von allen Seiten geschlossene Säcke, in denen ein paar Beine zu stecken schienen. Oben war der Sack zugeschnürt und bildete eine handliche Quaste. Ein Stück unter dieser Quaste waren ein paar runde Löcher geschnitten, wie die

Augenlöcher in einer Femrichterskappe; — und aus diesen Löchern im Sacke blitzten auch wirklich ein paar Augen wütend heraus, und unter der Sackquaste bewegte sich ein runder Kopf, und alles übrige war von einem stämmigen Körperchen ausgefüllt.

„Darin steckt Bimm Bimm", sagt Herr Professor Majunke, nahm den Sack an der Quaste und hielt ihn hoch, während Bimm Bimm wütend zappelte und schnickte und schrie.

„Diese Einrichtung habe ich seit kurzem getroffen, und wir sind beide eingenommen dafür" — das heißt nicht Bimm Bimm und Herr Majunke, sondern Herr Majunke und Frau Majunke.

„Bricht ein Feuer aus, wird solch ein Kind einfach in einen derartigen Sack gesteckt. Ein jeder kann es so auf das leichteste an der Quaste transportieren, ohne es zu erkälten; selbst einem Kind wäre dies möglich, und sollte der Sack während des Transportes verloren oder vergessen werden, so kann es sich vortrefflich weiter helfen.

„Petrus!" rief Majunke, „schaff Bimm Bimm fort!"

Sogleich sprang ein dünnes Jüngelchen vor, einen halben Kopf größer als Bimm Bimm, das faßte ohne weiteres den Sack an der Quaste, schleifte ihn mit Anstrengung, aber unaufhaltsam, trotz Bimm Bimms Gebrüll zur Tür hinaus — wohin, das blieb unaufgeklärt, doch nach geraumer Zeit stand derselbe Sack mit demselben Inhalt wieder mitten im Zimmer — und brüllte immer noch aus Leibeskräften und schrie immer dasselbe: „Miß mis anlangen! Miß mis anlangen!"

Herr Ahrensee erkundigte sich, weshalb Bimm Bimm nur allein so glücklich sei, solch einen Sack zu besitzen.

„Zufall", sagte Frau Professor Majunke eifrig. „Sie sollten alle solche Säcke haben, die Geduld aber reichte nicht aus. Vielleicht kommt's noch."

In diesem Augenblick kamen zwei Knaben herein, gelb, müde, übernächtig, rückten jeder einen Stuhl an den Tisch, legten Bücher und Hefte lässig auf, und der eine schnappte an dem Deckel eines Taschentintenfäßchens gedankenvoll und trübselig auf und nieder.

„Nun, wird's bald?" sagte Herr Majunke.

Da saßen die beiden armseligen Burschen mitten im Spektakel, verstopften sich mit den Fingern die Ohren und steckten die blassen Nasen in die Bücher.

Das alles spielte sich in wenigen Augenblicken ab.

Müde und abgespannt kamen Vater und Tochter nach diesem Genuß in ihrer stillen Wohnung an.

Die Lampen waren indessen wieder angezündet, und es sah leidlich wohnlich aus, wenn man einen Vergleich mit Majunkes Etage anstellte.

Ahrensee küßte sein Kind, ehe er es entließ, und schüttelte lächelnd den Kopf.

„Geh," sagte er, „morgen erzählen wir uns einander von diesen Käuzen."

Bald war im ganzen Hause tiefste Stille.

Nur eine Hängelampe brannte trüb über zwei müden Jungen, die wegen der Feuerwehrübung ihre Schularbeiten in später Nachtstunde nachholen mußten.

Sie saßen überbürdet und trübselig und schauten mit den bleichen Nasen mißmutig in ihre zerarbeiteten Schulbücher.

Und das Treiben bei Professor Majunkes setzte sich abenteuerlich und spukhaft in den ersten Träumen der Neuangekommenen fort.

In der Villa wurde der neue Weltbürger mit tausend Sorgen erwartet.

Frau Ahrensee ging oftmals sinnend im Hause umher; es war ihr darum zu tun, etwas zu finden, was sie hätte in

Ordnung bringen können. Sie hatte sich vorgenommen, auf allen Gängen Teppiche legen zu lassen, aber fand keinen Fußbreit im ganzen Hause, der nicht neu und weich bedeckt gewesen wäre. Sie hatte sich vorgenommen, Türen und Schlösser auf das sorgfältigste ölen zu lassen, fand aber zu ihrem Verdruß, daß keine Tür, kein Schubfach auch nur den allerleisesten Ton von sich gab; sie versuchte und horchte, fand aber nicht das geringste zu ändern und zu bessern. Das machte Frau Ahrensee ganz nervös und verstärkte ihre sorgenvolle Erregung, die durch nichts abgeleitet wurde, so daß sie bei hellem Tag Gespenster aller Art sah, sich mit Befürchtungen quälte, auf Vorahnungen lauschte und es ihr mitunter schwer wurde, der Tochter ein unbefangenes, heiteres Gesicht zu zeigen. —

So kam der Tag, an welchem Frau Ahrensee auf einen Augenblick zu ihrem Mann kam, gerade nur auf einen Augenblick, der soviel Zeit gab, ein paar Worte tiefbewegt zu flüstern, die Hand zu drücken, eine besorgte Entgegnung zu hören, und wieder davonzueilen.

In das hohe Giebelhaus, in dem Heinrich Ahrensee und Kristine wohnten, hatte der schwüle Augusttag die Sorge und das Ausschauen um Nachricht eine schwere Stimmung gebracht. Stunden auf Stunden vergingen.

Heinrich Ahrensee wanderte schweigsam in seinem Zimmer auf und ab.

Er trat an das Fenster und schaute dem Gewitter entgegen, das sich über den Bergen dunkel zusammenzog. Annuschka war eben dagewesen, und er hatte von ihr erfahren, daß es noch immer nicht gut stände.

Gern wäre er selbst nach der Villa gegangen, fühlte sich aber zu krank. Die Reise hatte ihm nicht wohl getan, seit Wochen konnte er sich nicht davon erholen, empfand sein Leiden heftiger und ununterbrochener denn je.

Der berühmte Arzt, den er hier konsultierte, hatte ihm sofort mit großer Sicherheit den lateinischen Namen seines Leidens genannt und ihm damit die Gewißheit der Unheilbarkeit und des nahen Todes gegeben, — ein einziges Wort, das er sehr wohl kannte und das ihm oft in schlaflosen Nächten beängstigend vorgeschwebt. Von nun an hatte das Morgenlicht und die hellste Sonne nicht die Macht, dieses Wort aus dem bedrückten Herzen auszulöschen.

Er wußte, daß er noch eine kleine Weile gequält und immer gequälter leben würde. Er wußte aber auch, daß irgendeine Kleinigkeit genügte, das gefürchtete und doch ersehnte Ende rasch herbeizuführen.

So schaute er zu, wie sich die Gewitterwolken ballten, hörte den fernen Donner, und schwül umgab ihn die Atmosphäre seines Zimmers.

„Arme Menschen," sagte er vor sich hin, „arme Menschen! — Arme angefressene Menschen. Nun wird wieder ein solcher Narr geboren mit Qualen, um in Qualen zu leben und zu sterben."

Vor Ahrensees Augen zog das Leben vorüber in dunkeln, schweren Zügen. Das Gewitter kam näher, die Wolken wälzten sich massig über die Gipfel der Berge hin.

Volle, warme Windstöße fuhren gegen das Haus und drangen bis in das dumpfe Gemach.

Er sah die Leute auf der Straße eilen. Jedes wollte vor Ausbruch des Wetters ans Ziel kommen.

„So sehen sie ganz wohl aus, als wär's in bester Ordnung mit ihnen!" dachte Ahrensee.

„Ist auch in bester Ordnung. — Jeder trägt den Todeskeim in sich, wie sich's gehört, denn in einer kurzen Spanne Zeit ist mit ihnen allen gründlich aufgeräumt. Bis dahin müssen die, die jetzt hier laufen — und alle Millionen der Erde — zerfressen, zermartert, zermalmt sein, jeder auf seine Weise.

Arme Menschen! arme Menschen!

Und nicht genug, daß die Natur an ihnen frißt und zehrt, sie hinschmelzen läßt unter Qualen; — sie tun's der Natur nach, sehen es ihr ab, quälen einander, einer den andern — und so geht's fort ohne Aufhören, ohne Ende."

Die schwülen Windstöße fuhren ins dumpfe Zimmer hinein und der Donner rollte. Die Wolken stürmten immer noch dahin, ohne Regen zu bringen.

Heinrich Ahrensee blickte mit dem ruhigen Gedanken in das Sturm- und Wolkentreiben, daß er bald von dieser Erde scheiden müsse.

Er schaute in das Nebenzimmer nach Kristine aus, ihn verlangte nach ihr. Sie waren sich in diesen stillen Wochen, in denen sie mehr als je aufeinander angewiesen sein mußten, noch weit näher gekommen. Kristine schien ihm unentbehrlich geworden zu sein. Ein heiteres, hoffnungsvolles Lächeln von ihr, die von dem Urteil des Arztes nichts wußte — wie auch niemand sonst außer ihm selbst — tat ihm wohl.

Bisher war sie ihm das Kind gewesen, sein liebes Kind. Er hatte sie sich nicht anders als harmlos froh denken können. Jetzt, wie er sie fast ununterbrochen um sich hatte, empfand er, sie hatte sich in etwas noch viel Lieblicheres umgewandelt: in etwas Tröstliches für Kranke, in etwas Verständiges, Ruhiges für Leute, die verstanden sein wollten, in etwas Helfendes für alle, die ihrer bedurften. Ihrer Heiterkeit war ein fremder, stiller Zug beigemischt — es war nicht mehr die alte Kinderheiterkeit, die ihn so sehr an ihr entzückt hatte. Heinrich Ahrensee konnte diesen Schmerzenszug, der hin und wieder zutage trat, nicht recht erklären. War es das ahnungsvolle Erkennen seines nahen Todes? war es Mitleiden mit ihm? — er wußte es nicht. Dieser Zug in ihrem Wesen mochte wohl auch nur für ein sorgendes Auge wahrzunehmen sein. Er drängte sich nicht vor. Kaum war ein Augenblick am

Tage, daß sie nicht bei ihrem Vater, bei Mutter und Schwester und da unten in dem armseligen Durcheinander helfend beschäftigt war. Dort mochte sie wohl der erste helle, ruhige Stern sein, der diesen Geschöpfen aufging.

Und auch jetzt waren die Kinder wieder bei ihr.

Das Gewitter hatte sich inzwischen kräftig entwickelt, die Windstöße waren naß und kühl geworden. Die Blitze zuckten, der Donner rollte und der Regen troff mächtig nieder.

Als der Kranke in Kristinens Zimmer eintrat, fand er sie mitten unter den Kindern; Bimm Bimm saß auf ihrem Schoß und hatte den Kopf an ihren Hals versteckt, aus Furcht vor den Blitzen.

Kristine erzählte ihm und den andern. Die drei größten Buben waren ihren Schularbeiten entlaufen, um mit zuzuhören, und hielten Buch und Federhalter in den tintigen Fingern.

Annuschka kam angeschlichen und meldete Frau Müller. — Jekatirina Alexándrowna —, die eben trotz des Gewitters vorgefahren war.

Jekatirina Alexándrowna begrüßte Heinrich Ahrensee auf eine weiche Art. Sie wußte, daß er ein aufgegebener Mann sei. Bei Professor Henneberg waren sie einander begegnet und schienen sich gegenseitig sympathisch zu sein.

Jekatirina Alexándrowna strich Kristine, die den eingeschlafenen Bimm Bimm auf den Armen hielt, über das Haar und sagte zu Heinrich Ahrensee gewendet: „So ein Blondkopf! Es ist etwas Eigenes um diese Blondköpfe; wenn sie die rechte Art sind, so hat man mit ihnen einen Sonnenstrahl im Zimmer. Aber es müssen die rechten sein."

„Sie ist ein rechter", sagte Heinrich Ahrensee.

Kristinens Augen aber hingen gespannt — durchdringend, angstvoll, forschend an Jekatirina Alexándrownas Zügen. Sie wußte es ja, wessen Schwester diese gealterte Frau war.

Sie hätte ihr mit einem Aufschrei an die Brust sinken mögen. Sie hätte vor ihr hinknien mögen und bitten: „Sag' mir von ihm! Sprich mir von ihm! Wo ist er um Himmels willen?"

Aber der tapfere Blondkopf wurde der sie überwältigenden Erregung Herr. Es war nur ein Augenblick, dann schauten ihre Augen wieder ruhig.

Jekatirina Alexándrowna blickte nachdenklich auf das junge Mädchen, als hätte sie den eigentümlich angstvollen Blick, der auf sie gerichtet war, bemerkt. Als sie sich nach der jungen Frau erkundigt hatte, sagte sie zu Heinrich Ahrensee gewendet:

„Wir beiden alten Weltverächter sehen der Geburt von so einer armen Eintagsfliege mit größerem Mitleid entgegen als die allermenschenfreundlichsten Herzen. Nicht wahr? Es soll nur vernünftig sein und nichts Besonderes werden. Solche Leute kommen durch die Welt. Wozu soll man einem Kinde Dinge wünschen, die für diese Welt verderblich sind, etwa ein weiches Herz, oder ein tiefes Gemüt, oder einen großen Hang zur Wahrhaftigkeit oder dergleichen. Blinde, die so etwas ihren Kindern wünschen können oder sich freuen, wenn sie dergleichen entdecken! Arme Kinder, euer Reich ist nicht von dieser Welt, und sie sollen doch hier gerade Fuß fassen."

Kristine blickte Jekatirina Alexándrowna mit großen Augen an. Es war zum erstenmal, daß sie einen Menschen sagen hörte, es wäre besser, nicht wahr zu sein, es wäre besser, kein weiches Herz zu haben. Und die es sagte, war Kers Schwester. Und Kers Schwester hatte dies mit solch warmer Stimme gesagt, so ruhig und einfach, daß man hätte meinen können, sie hätte gerade vom Gegenteil gesprochen.

Und ihr Vater hatte zu dem, was Jekatirina Alexándrowna meinte, genickt, ihr eigener Vater!

Die Stimme aber, mit der Jekatirina Alexándrowna die

neue Botschaft verkündete, hatte es Kristine angetan. Erinnerte diese Stimme sie an Kers Stimme?

Kristine lauschte mit angehaltenem Atem, und ihr war, als versänke sie rettungslos in ein Meer von Sehnsucht. Aber nein, nein, nein! Sie wollte nicht versinken, sie durfte nicht, und wieder kämpfte sie stark und tapfer und siegte wieder über sich selbst.

Heinrich Ahrensee hatte den erstaunten, fragenden Ausdruck seines Kindes bemerkt und sagte zu Jekatirina Alexándrowna:

„Wir haben da eine Zuhörerin, die sich jetzt über uns ihre Gedanken macht. Nicht wahr, Kristel?"

„Ja," sagte sie leise, „ich glaubte, Wahrheit wäre das Beste."

„Für Engel", unterbrach sie Jekatirina Alexándrowna.

Jekatirina Alexándrowna faßte Kristinens Hand.

„Armes, kleines Lamm", sagte sie.

In diesem Augenblick trat wie durch einen Zauber vor ihre Seele das Bild ihres Bruders Dmitri, und sie erinnerte sich, daß er bei Ahrensees ein paar Tage gesteckt haben sollte. Von ihm selbst hatte sie, seit er von Jena fort war, nichts mehr gehört. Und wie Dmitris Bild in ihrem Herzen auftauchte, war's ihr zumute, als müßte der junge Blondkopf auf ihren Bruder Eindruck gemacht haben. Sie erinnerte sich, daß er schon von der Schönheit der Schwester gesprochen hatte, der närrische Schwärmer, trunken ohne Wein und verliebt ohne Mädchen, dieser Wolkenläufer! so dachte sie. Wenn das Leben ihn einmal zu packen bekommt! Möchte wissen, ob er sich bewährt.

„Wie ist es denn," frug Jekatirina Alexándrowna, „der Junge, der Dmitri, war bei Ihnen — und ging nach Petersburg zurück? Ich verstehe nicht, er hat mir nicht geschrieben, die ganze Zeit nicht —"

„Nicht nach Petersburg zurück," entgegnete Ahrensee, „nein, er hatte eine Reise vor sich um die halbe Welt, zum Amur. Ich glaube, er ging als Gehilfe des Gouverneurs oder im besonderen Auftrag. Ein wichtiger Posten für einen so jungen Mann."

„So weit?" fragte Jekatirina Alexándrowna.

„Er blieb nur zwei Tage, glaube ich, und mußte dann an Bord. Das Kriegsschiff, mit dem er ging, hatte bei uns angelegt."

„Er hat Ihnen nicht geschrieben?" frug Kristine kaum hörbar, während sie Bimm Bimm, der erwacht war, von ihrem Schoß gleiten ließ. Sie war erbleicht.

Was ist da vorgegangen? dachte Jekatirina Alexándrowna und schaute vor sich hin.

„Ist er, wie soll ich sagen — zufrieden gegangen?"

„Das schien mir so", antwortete Heinrich Ahrensee. „Er sagte mir, daß er hinaus in die Welt wolle, daß er arbeiten wolle, als er Abschied nahm. Deshalb habe er die Stellung, die sich ihm bot, fast ohne Besinnen angenommen."

„Ohne Besinnen", sagte Jekatirina Alexándrowna langsam und blickte auf Kristine, als wollte sie von der das Wahre erfahren.

Kristine aber schwieg. Was sie wußte, war in ihrem Herzen begraben, und sie dachte, Ker werde seinen Grund haben, weshalb er nicht schrieb. Aber es zog sie mächtig hin zu seiner Schwester, sie hätte ihr die Hände küssen, den Kopf an die Brust der ernsten Frau legen und sich ihr vertrauen mögen.

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf, und Frau Ahrensee trat mit rotgeweinten Augen, den Hut nicht mit der an ihr gewohnten Sorgfalt gebunden, eilig ein. Heinrich Ahrensee fuhr merklich zusammen und wurde bei dem Anblicke seiner Frau bleich.

„Es ist ein Töchterchen!" sagte Frau Ahrensee. — „Es ist alles viel besser gegangen, als wir dachten." Damit sank sie mit beiden Armen ihrem Mann um den Hals. „Aber wie soll man sich über ein Geschöpf freuen, das mit solchem Jammer auf die Welt gebracht wird? Die arme Olga, wir werden sie noch lange, lange krank haben." Damit brach Frau Ahrensee in heftiges Weinen aus, die Erregung, die Angst des ganzen Tages machten sich jetzt bei ihr geltend.

Heinrich Ahrensee ließ sie sich ausweinen.

„Die Kinder leiden zu sehen, das ist doch das härteste auf Erden!" sagte Frau Ahrensee mit von Tränen gebrochener Stimme und strich Kristine, während sie das sagte, zärtlich über die Wangen, so mütterlich schützend.

„Nicht wahr, meine Kristel, du bleibst bei uns? du Herzenskind!" schluchzte sie.

Zweites Kapitel

In der Villa war nach schweren Krankheitstagen und Wochen endlich wieder Genesung eingekehrt. Der Eindruck, daß der Tod nahe daran gewesen war, über die polierte, teppichbelegte Treppe zu schreiten, begann sich schon wieder zu verwischen. Das Leben blühte zart in der eleganten Kinderstube, wo im zierlichsten Behälter unter Spitzen und federleichten Bettchen ein winziges, warmes Körperchen lag, das den hellen, reichen Raum, der unbewußte Tage behütete, mit jenem süßen, warmen Dufte zart erfüllte, den ein reines, wohlgepflegtes Menschenknöspchen ausströmt.

Dies winzige Dingelchen, so winzig es war, beherrschte schon das Haus. Sein Stimmchen war Befehl für alle Welt, setzte die dicke Amme in Trab, ließ alle, vom geheiligten Studierzimmer des Schriftstellers aus und vom Boudoir der jungen Mutter, von der Küche und vom Keller aus aufhorchen. Wie von einem Zaubermantel durch die Luft getragen war die Großmutter Ahrensee beim allerersten Laute immer schon zur Stelle, wenn man sie straßenweit vom Hause glaubte. Sie hatte dem Enkelkindchen längst schon vergeben, daß es ihrem eigenen Kinde so schwere Not gebracht hatte. Ihr Gesicht war von einer mütterlich-großmütterlichen Zärtlichkeit wahrhaft verklärt, wenn man ihr das zarte Ding ein wenig ließ, das weiße Bündel mit dem wunderweichen, warmpulsierenden Köpfchen, dem feuchten, kleinen Maul, den taufrischen, flinken Augen.

Es gelang immerhin für Frau Ahrensees sehnsüchtiges Herz selten genug, das kleine Geschöpf zu erhaschen, denn da war die Kinderfrau, eine ungeheuer würdige Person, ein wahrer Feldherr von Kinderfrau, gegen die Frau Ahrensee mit ihrer langsamen Sprechweise nichts ausrichten konnte, ja es gar nicht versuchte; sie hielt es nach ihrer Art von vorne herein für unmöglich. Und da war die Amme, die Perl-

von einer Amme, die in der Villa ein Leben führte, halb wie eine Prinzeß und halb wie ein Mastschwein, und durch diese Verbindung zweier gedeihlicher Lebensweisen auf alle Art ins Fett schoß.

Herr und Frau Professor Henneberg hielten sie beide für unbezahlbar, denn das Kleine gedieh an ihrer Brust, wie man es sich nicht besser wünschen konnte.

Die Amme nahm alle Liebenswürdigkeit kühl entgegen, das Kuhhafte ihrer hübschen drallen Persönlichkeit ließ nicht mehr Gefühlsäußerung zutage treten als ein gnädiges Gebrumme.

Auf Frau Ahrensee lag es zu manchen Stunden schwer, ihr schien es oft, als befände sich ihr Mann weniger gut als daheim, er sah leidend aus und gealtert, kam selten, die letzte Zeit fast nie in die Villa. Er wollte Ruhe haben. Er gefiel ihr gar nicht, sie hatte sich den Erfolg der Reise, die Behandlung der berühmten Ärzte ganz anders gedacht. Von dem Ergebnis der ersten Konsultation wußte sie nichts. Es war ihr wie allen auf den ausdrücklichen Wunsch Ahrensees verschwiegen worden.

In Professor Henneberg regte sich jetzt das Gefühl, daß es an der Zeit sei, einige Diners und Soupers zu geben, gewissermaßen als Dankopfer für die Teilnahme, die man ihm und seiner Frau in letzter Zeit entgegengebracht hatte.

Die Reihe dieser Festlichkeiten eröffnete die Tauffeier, die Professor Henneberg in großem Stil gehalten haben wollte. Er hielt dies allerdings für etwas altväterisch, aber gut in den Rahmen des Städtchens passend.

Bei dem Taufakt, der unter Palmen und exotischen Gewächsen aus dem Treibhaus des Botanischen Gartens stattfand, in dem von Blumen durchdufteten, mit allen Weihen umgebenen Saal waren die Professor Majunkes und Mathilde Swensen ganz am Platz; holten, als alle Gäste sich versammelt hatten, mit dem Hausherrn den Pastor auf der

Treppe ein und geleiteten ihn mit unnachahmlich feierlicher Miene, genau mit dem dazu passenden Ausdruck in das geschmückte Zimmer bis an das Taufbecken, und als die Rede begann, die Gebete gesprochen wurden, während der ganzen heiligen Handlung, da hatten unsere drei die Sache so im Griff, vom Händehalten bis zum Umherreichen des Täuflings, vom Niederschlagen der Augen bis zu jedem Schritt und Tritt, daß die Sache ohne die Majunkes und Mathilde Swensen, trotz allen Prunkes und allen Reichtums, höchst dilettantisch ausgefallen wäre.

Professor Henneberg hatte im Taufzimmer ein kleines silbernes Räucherwerk aufgestellt, das seine zarten Düfte zwischen den kostbaren Palmwedeln verbreitete. Das war Frau Professor Majunke ein Dorn im Auge und hatte ihr, wie sie später aussprach, die ganze Handlung verbittert. Frau Majunke war eine fanatische Feindin alles Katholischen, und dies kleine Räucherwerk hatte so etwas an sich, was ihre protestantische Nase irritierte, trotzdem Professor Henneberg nicht Weihrauch, sondern ein zartes Veilchenparfüm zu seiner Räucherung verwendete.

Im übrigen war Frau Majunke von der Tauffeier sehr befriedigt. Die Einsegnung der Mutter mit dem Kinde nach der Taufe war ihr ein ganz besonders lieber Augenblick gewesen. Die junge Frau hatte sich so ganz scharmant benommen, bescheiden und doch vornehm, ganz von religiösem Gefühl durchdrungen und dabei so vollkommen comme il faut — gerade so viel Rührung, wie sich zu diesem Akt gehört, nicht mehr, nicht weniger. Sie schwärmten beide, Frau Majunke und Mathilde Swensen, für Herrn und Frau Professor Henneberg.

Während der Tauffeier und des ganzen Festes war aber außer der jungen Mutter, dem Säugling, der Amme und dem Pastor samt seiner Predigt noch eine Person, über die sich reden ließ, Kristine. Es war heute zum erstenmal, daß sie

in Jena in größere Gesellschaft kam, und Professor Henneberg konnte mit seiner kleinen Schwägerin vollkommen zufrieden sein; sie machte seinem Hause alle Ehre. Alt und jung war entzückt von ihr. Die jungen Leute, die man zur Taufe mitgebeten hatte, waren durch das blonde, schöne Mädchen im weißen Kleid und dichtem Rosenkranz in eine ganz unvermutet begeisterte Stimmung geraten. In Kristine trat ihnen eine so frische rosige Schönheit entgegen, ein warmes, ruhiges Benehmen — kinderhaft gleichmäßig, nie verlegen und zaghaft und auch nicht übermütig und vorlaut. Es war so eine ganz ruhige und klare Art, die ihr Benehmen auszeichnete, und es stand ihr alles, was sie auch sagte und tat.

Professor Henneberg sagte zu seiner Schwiegermutter:

„Wirklich, Eure Kristine ist ein ganz herrliches Mädchen geworden, so ein reines Nordlandskind."

Was sich Professor Henneberg gerade unter diesem Ausspruch vorstellte, war nicht recht klar; aber er sagte es in liebenswürdiger Weinstimmung.

Frau Ahrensee nickte zu dem, was ihr Schwiegersohn bemerkte: „Ja," meinte sie, „sie ist noch ein Kind, noch ein Kind im Herzen, und das ist's, was sie so liebenswürdig macht. Es kommt kein unwahres Wort über ihre Lippen." —

Während der Tafel wurde viel getoastet. Auf den kleinen Weltbürger, auf die junge Mutter, auf den Vater des Kindes, auf den Geistlichen, auf die Paten, und Professor Henneberg gedachte in einer wohlgesetzten, kleinen Rede seines teuern Schwiegervaters, der leider durch ein Unwohlsein, das schon einige Zeit andaure, an der Mitfeier dieses Tages verhindert sei — und er forderte die Anwesenden auf, mit ihm auf das Wohl und die baldige Wiederherstellung dieses vortrefflichen Mannes anzustoßen.

Dieser Aufforderung wurde auf das bereitwilligste und verbindlichste nachgekommen. Man erhob sich allgemein und es begann ein Wandeln und Strömen und Kleiderrauschen

den Plätzen der Familienglieder zu. Zuletzt fand man sich bei Kristine ein und sprach ihr allgemein das Bedauern aus, daß der Herr Papa gerade heute leidend sein müsse, und gab die gang und gäben Trostworte, von vorzüglicher Wirkung der Luft, baldiger Besserung und dergleichen ab.

Die jungen Leute legten in ihre Fragen und Äußerungen besonders viel Anteil und Aufmerksamkeit.

Kristine beantwortete alle Fragen ruhig und liebenswürdig; zuletzt aber zitterte ihre Stimme und sie hob die Augen nicht mehr. Als sich alle wieder gesetzt und das gewöhnliche an- und abschwellende Murmeln der Stimmen, das wie ein fließender Strom über einer größeren Gesellschaft liegt, wieder gleichmäßig in Gang gekommen war, da traf Frau Ahrensee ein langer fragender Blick ihres Kindes. Frau Ahrensee winkte Kristine zu sich heran, und die flüsterte ihr ins Ohr, daß sie zum Vater möchte.

„Gut, mein Kind, geh'," sagte Frau Ahrensee leise — „es ist mir auch lieb, wenn du's tust, und er wird nicht bös sein, denke ich, trotzdem er sagte, ich sollte dich nicht früher fortlassen, als die andern gehen. Es ist ihm ja auch heute so viel, viel besser — viel besser. Grüß' ihn und sag' ihm, daß ich ihn sehr hierher wünschte. — Geh' mein gutes Kind."

Frau Ahrensee sprach wie sich selbst beschwichtigend, wie jemand, dessen Herz zweien Herren dienen muß und nicht weiß, welchem es sich zuwenden soll. Kristine ging leise, unbemerkt fort. Draußen war es schon dunkel, scharfer Herbstduft lag in der feuchten Atmosphäre, Nebel zogen über die Saale hin und verbreiteten sich auf den tiefgelegenen Wiesen. Die fahlen Blätter hingen feucht und schwer an den Bäumen, der Mond schimmerte durch eine weiße Wolkendecke, und farblos, hinsterbend, müde neigte alles, was noch lebte von Blatt und Kraut, Gras und Frucht, sich der Erde zu. Alles, was im Sommer grün und frisch gen Himmel gestrebt hatte, lag nun, eine modernde Decke, aus erloschenem Leben gebildet.

Kristine war unbemerkt gegangen, was ihr auch leicht gelingen konnte, da alle im Hause vollauf beschäftigt waren.

Über ihren Rosenkranz hatte sie ein leichtes Tuch geworfen und ihre Gestalt umhüllte ein weicher Mantel. So ging sie langsam und wie ermattet den stillen, herbstfeuchten Weg, der von der Villa zur Stadt führte.

Da hielt sie ihre Hände mit einem Male fest zusammengefaltet an das Kinn gepreßt, eine Bewegung, die tiefes Weh — ratloses Angstgefühl ausdrückte. Wäre jemand Kristine begegnet, so hätte der nimmermehr geglaubt, daß dieses in sich versunkene Mädchen aus jenem hell erleuchteten Haus komme, daß sie die um alle freundlich besorgte, aufmerksame Tochter des Hauses sei, das ruhige Mädchen, an deren stiller Anmut aller Augen gehangen.

Mit einem Male blieb sie stehen, hob den Kopf, und ihre ,unge Gestalt richtete sich fest auf.

„Herr, mein Gott. Ich tue, was ich kann!" sagte sie. „Ich tue, was ich versprach! Auch weiter — auch länger. Mir ist so angst — so angst!" flüsterte sie mit unterdrückter Stimme und blickte hinauf nach dem bleichen Himmel — als müßte von da aus ein guter Freund, der die Hände über sie breitete, ihr antworten, ein Freund, der ihren Kummer, ihre Sehnsucht, ihre angstvollen, dunkeln Gedanken kannte. Und diesen Freund suchte sie mit großen, weit offenen Augen über sich und über den kalten, bleichen Herbstnebeln.

Müde ging sie weiter.

Jetzt war sie an dem alten hochgiebeligen Hause angelangt, in dem sie und ihr Vater nun schon viele Wochen wohnten, und ging die Treppe hinauf. Bei Professor Majunkes schien ein gewaltiges Durcheinander zu herrschen, ähnlich wie vor kurzem bei den Feuerwehrübungen, nur mit dem Unterschiede, daß der Feuerwehrlärm unter dem Einfluß hoher Autorität eingeübt wurde, und daß der heutige Spektakel

ein nicht ordnungsgemäßer Spektakel war und dazu ein völlig unbeaufsichtigter.

Kristine blieb einen Augenblick zögernd stehen. Sie entschloß sich aber und zog an der Schelle; man öffnete nicht. Sie konnten im Zimmer vor lauter Lärm und Geschrei nichts hören. Kristine unterschied genau Bimm Bimms tiefe Stimme. Man schien ihn auf irgendeine Weise unangenehm zu bearbeiten. Außerdem aber unterschied Kristine noch verschiedene stöhnende, jammernde Stimmen und Stampfen, Pusten und Keuchen. — „Du Verdammter, Verfluchter, Vermaledeiter!" klang eine scharfe, überschnappende Knabenstimme aus dem Chaos deutlich heraus.

Kristine überfiel eine schwere Angst, die sich mit ihren eigenen, dunklen, bangen Gefühlen — ihrer Sehnsucht — ihrer Seeleneinsamkeit zu etwas Herz- und Sinnebedrückendem verband.

Das Geschrei der Majunkeschen Kinder klang ihr erschütternd, kam ihr so elend und so bejammernswert vor. Sie hatte draußen vor der Tür genau den Eindruck des häßlichen, unfreundlichen Raumes, in dem die Kinder steckten, und daß irgendein besonderes Unglück hereingebrochen wäre.

Sie schellte heftiger — und noch einmal — und noch einmal. Endlich hatten sie gehört. Sie stürzten heraus, und als sie Kristine erblickten im Rosenkranz und weißen Kleid, schrien sie durcheinander:

„Wir spielen — wir spielen Jüngstes Gericht. Ein Engel! — Komm nur, wir brauchen gerade einen Engel! Wir spielen wunderschön!"

Sie zogen Kristine stürmisch mit sich — und sie befand sich mit einem Male in einem wahren Wirbelwind von Geschrei aller Art.

„Ruhig —" sagte sie immer wieder, „ruhig. — Seid doch ruhig. —" Das half aber nichts. Sie war umringt und wie von einem Polypen festgehalten. Einige fuhren mit spitzen

Fingern in ihre Kleidertasche: „Mitgebracht — was mitgebracht?“ schrie das ganze Knäuel. — „Nein, jetzt nicht,“ sagte Kristine, „aber ihr bekommt etwas. Morgen bekommt ihr alles mögliche.“

„Hui!“ schrie es in den verschiedensten Tonarten — „morgen. Heute ist Jüngstes Gericht bei uns. Komm nur, du mußt mitspielen!“ Kristine wurde es angst und bange. Sie schaute sich um, sie schaute die Majunkeschen Kinder an, in die sie hineingeraten war, wie in ein dichtes Dornengestrüpp, aus dem sie sich nicht freimachen konnte. Hatte sie einen Zipfel los bekommen, hingen sie an einem andern doppelt fest und verwickelt.

Es war alles trüb und trostlos hier, ungepflegt, unzureichend an allen Enden. Und sie spielten Jüngstes Gericht zwischen den herausgerissenen, zerstampften Betten und unter der trüben, dampfenden Hängelampe. Die unsauberen, ewig feuchten Dielen, die beschmierten Tapeten, der unangenehme Dunst im Zimmer — alles so armselig, verbraucht.

„Zacharias!“ riefen sie, und zwei von ihnen gaben Zacharias Rippenstöße. „Zacharias ist der Teufel, der sitzt oben auf dem Schrank und dann geht's los!“

„Also eins, zwei, drei! auf den Schrank!“

Zacharias kroch wie eine langbeinige Spinne vom Stuhl auf den Tisch, vom Tisch auf den Schrank.

Als er oben saß, rief er in das Gewusel unter ihm: „Du Verdammter! Verfluchter! Vermaledeiter! Wer ist denn jetzt dran?“

„Zuerst die Wolken!“ rief Bimm Bimm.

„Ja so“, sagte Zacharias auf dem Schrank, und sie stopften ihm mit Hallo ein paar Kopfkissen unter.

„Jetzt geht's los!“

„Bimm Bimm ist wieder dran!“ schrien einige, und schon war Bimm Bimm gepackt und vor den Schrank geschleift

und gezerrt, wobei die, die ihn zerrten, die Zähne fletschten, sprudelten, pusteten, Krallen machten und sich ganz fürchterlich gebärdeten.

„Was hat er getan, den ihr da herbringt, meine Teufel?"

„Er hat die Suppe mit Willen umgegossen und hineingespuckt."

„Hast du das getan, du Verdammter, Verfluchter, Vermaledeiter?" frug der Teufel vom Schrank herab aus den Wolken.

„Ja", wollte Bimm Bimm rufen, aber er brachte nur einen gurgelnden Laut zustande, weil ein Teufel gerade Bimm Bimms Bauch mit den Füßen behandelte.

„— Du hast es also getan! — dann wirst du verbrannt, — und zwar gleich. — Teufel! verbrennt ihn — aber rasch, daß wieder ein anderer drankommen kann."

„Wo ist denn der fromme Mann hin, der hier am Schrank stehen muß?"

„Den brauchen wir nicht", antworteten einige, die sich darüber hermachten, Bimm Bimm zu verbrennen. Es wurden Holzstücke unter ihn geschoben. „Den will keiner machen!" schrie Johannes. „Jawohl, so dastehen und die Hände falten und die Augen verdrehen, das ist scheußlich langweilig! Wir wollen alle Teufel sein!"

Jetzt sprangen sie wütend um Bimm Bimm herum, der sich die Augen zuhielt. Sie fackelten mit den Armen in der Luft, schlugen mit den Beinen aus, steckten die Zunge heraus, zischten und spuckten, und waren Flammen und Teufel zugleich, die Bimm Bimm verbrannten, und taten es mit solcher Wut und Leidenschaft und Hingebung, daß sie nichts mehr hörten und sahen. Der Teufel rief vom Schrank herab: „Stoßt ihn! Reißt ihm die Augen aus! Werft ihn tiefer ins Feuer!" —

„So, — lustig darauf los! — Die Zunge herausreißen!" — Dabei trampelte der oben auf dem Schrank mit den Füßen

an die Schranktür, und alle johlten und hohnlachten, bis es Bimm Bimm wirklich zuviel des Guten wurde.

Wie kommen sie denn auf solche Greuel, diese Kinder? Vielleicht hatten sie schon ihre bösen Erfahrungen gemacht; vielleicht waren sie im Herzen wütend über dies und jenes, vielleicht fühlten sie einen ingrimmigen Ekel vor den schmutzigen Betten, der alten ekelhaften Diele, dem alten Kaffetopf, der Unordnung im Haushalt und den hochtrabenden Reden, den tintengefleckten, zerwürgten Schulbüchern, dem ewigen Arbeiten und Überbürdetsein, dem Strafen und Zanken. Vielleicht wollten sie es anders.

Vielleicht waren sie giftig, gehörten schon zu denen, deren Worte, deren Gedanken vom Gift durchseucht sind, von dem Gift, das Unzufriedenheit, Freudlosigkeit, Kraftlosigkeit, der große hoffnungslose Druck des Lebens aus uns herauspressen kann.

Kristine war es zumute, als wohnte sie einem wirklichen Autodafé bei; ihre arme Seele war belastet, ihr Herz unruhig, und so kehrte alles Düstere, Schwere, was sonst ungekannt an ihr vorübergezogen war, bei ihr ein.

Und wie sie so in dies leidenschaftliche Treiben der Professor Majunkeschen Kinder sah, da legte es sich ihr eisigkalt ums Herz, und ein Grauen überlief sie. — Solches Übermaß an Wut, solche Lust zu verderben und zu strafen! —

Vor Kristinens Seele stieg alles auf, was sie früher gehört hatte, von Scheiterhaufen, Inquisition, Hexenprozessen, von den tausend Sachsen, die Karl der Große hatte hinschlachten lassen. Alles, was in ihrer Erinnerung haften geblieben war, — lauter Bilder, die ihr nichts gewesen waren als wesenlose Begebenheiten. Sie hatte nie etwas dabei gedacht. Diese Bilder bekamen mit einem Male in der wüsten Kinderstube schreckliches Leben. Diese fürchterlichen Dinge rückten auf das arme, weiße Mädchen, das in seinem Rosen-

kranz mitten in dem tollen Teufelstreiben stand, ein, sanken auf ihr Herz wie ein Abdruck.

Kristine stand mit zusammengefalteten Händen und angstvollen Augen da.

Die Teufel hatten schon längst auf alle Weise einen Verdammten nach dem andern auf den Befehl vom Schranke herab verbrannt, zerstampft, zerstückt, geschlachtet, gespießt, und hatten ein bewunderungswertes Talent entwickelt, diese Dinge anschaulich zu machen. Bimm Bimm mochte etwas sehr Wichtiges zu tun haben, konnte nicht gleich abkommen und rief aus der Nebenstube fortwährend: „Ich komme gleich, ich bin der ärgste Teufel!" Und darauf kam er angetobt, glühend rot vor Eifer, und stürzte auf den augenblicklich Verdammten los, ihn zu malträtieren.

Der Teufel rief vom Schranke: „Zwickt nur tüchtig! Zwickt ärger! Kneift ihn mit glühenden Zangen! Strafe muß sein."

Da lief Kristine mitten in das tolle, wütende, schnaufende Knäuel hinein, breitete die Arme aus und schob die wütenden Kinder kräftig auseinander.

„Gott ist gut, ihr Kinder", rief sie erregt. „So etwas müßt ihr nicht spielen!"

Der Teufel aber vergaß seine Rolle und streckte ihr die Zunge heraus.

„Feiges Mädchenvolk," rief er, „vor jedem Dreck fürchten sie sich!"

Er kam aber herunter.

„Da," rief er und zeigte auf einen alten Kupferstich an der Wand, der das Jüngste Gericht darstellte, „wenn einer so was malen könnte, tät er's schon auch, aber gute Leute, die stillstehen, sind eben leichter zu malen als Teufel, die springen ... Frag' Vatern, Vater sagt: So wird's einmal. Mutter sagt's auch. Hör' mal, wenn du dich jetzt schon so gefürchtet hast, möcht' ich doch wissen, wie du's aushältst, wenn sie einmal über dich kommen. Du, was denkst du denn, du? Dir kann's

auch passieren, in die Hölle kann ein jeder kommen im Umsehen."

„Freilich!" sagte einer. „Wenn es mit dem Lernen bei uns allen nicht besser wird, kann von uns allein eine ganze Fuhre hineinkommen. Meinetwegen," setzte er resigniert dazu, „mir ist schon alles gleich."

Kristine streichelte den dünnen, spärlichen Jungen, dessen trübsinnige Philosophie ihr ans Herz griff.

„Wißt ihr," sagte sie, um in dieser Kinderstube etwas Frohes zu sagen: „Morgen wird's gewiß ein schöner Tag, da sollt ihr auf die Berge gehen, wir geben euch etwas Gutes zum Naschen mit."

„Wird nichts!" sagte einer von ihnen. „Drei müssen morgen von uns nachsitzen, wissen's schon, morgen kommen die lateinischen Aufgaben zurück, da setzt's allemal was."

„Dann soll euch Annuschka heut' gleich von meiner Schwester einen rechten Haufen Kuchen holen!"

Da erscholl ein durchdringendes, wütendes Freudengeheul, und Bimm Bimm biß Kristine vor Wonne in die Finger. Sie bat die Kinder, jetzt ruhig zu sein, ließ sie die schlimmste Wüstenei etwas ordnen, fand unter einem Bett ein Taschentüchelchen und putzte Bimm Bimm die Nase, erkundigte sich, wo das Dienstmädchen geblieben sei, und ob sie bald wegen des Abendbrotes komme. Als sie darüber leidlich Auskunft erhalten, versprach sie noch einmal auf allgemeines, dringendes Erinnern, Annuschka nach dem Kuchen zu schicken, und wurde unter stürmischen Umarmungen und Liebkosungen von Bimm Bimm und den Kleinen entlassen.

Die größeren riefen ihr noch nach: „Aber heute bist du fein, Kristine! Wunderschön!"

Als sie oben angelangt war und Annuschka ihr geöffnet hatte, mußte sie eine Weile stehenbleiben, nach Atem ringen. Sie war unsäglich bedrückt. Die Majunkeschen Kinder hatten sie durch ihr Spiel erschüttert. Alles sah sie so fremd und un-

heimlich an und sie fühlte sich nicht wohl, nicht frei, nicht so wie sonst, so anders wie sonst, matt und schwer. Und jetzt gerade kamen die dunkeln, dumpfen Angstgefühle wieder, die sie auf dem Wege überfallen hatten, die sie mit rührender Gewalt von sich abgehalten, die sie nicht kennen, nicht ahnen wollte! Und diese dunklen Gefühle ruhten nicht, ließen sich nicht abweisen und wollten Gestalt annehmen, kamen immer wieder seit geraumer Zeit, zu allen Tag- und Nachtstunden, und raubten den Schlaf und jeden Frieden.

Und es mochte etwas Ungeheures für sie sein, was so auf Schritt und Tritt trotz allen Kampfes und aller Gegenwehr, aller Selbstbeherrschung sich ihr jetzt in das Bewußtsein drängen wollte.

Und wieder richtete sie sich fest und frei auf, wie sonst, wenn sie im Garten am Strande stand und der Wind ihr ins Haar fuhr und ihr die Gestalt umwehte, und sie sich so frei, so eins mit allem Frischen, Lebensvollen fühlte, so stark und leicht zugleich, als könnte sie fliegen.

Sie dachte leidenschaftlich an jene heimatlichen Gefühle, während sie fest und jugendkräftig jetzt im dunkeln Vorzimmer stand, und sie dachte, daß sie ja dieselbe Kristine noch sei, ganz, ganz dieselbe, und das ließ sie aufatmen!

Aber auch diesmal sanken diese mutigen, jungen Arme matt herab, und Kristine ging langsam nach ihres Vaters Zimmer, öffnete die nur angelehnte Tür. Das Zimmer war dunkel und sie sah im Mondlicht ihren Vater, der ihr leises Kommen nicht gehört hatte, am Fenster sitzen, ganz in sich versunken, unsäglich einsam. Im hellen Mondlicht sah sein Gesicht so eingefallen aus, die ganze Gestalt zusammengesunken. Das graue Haar hatte er sich wirr gewühlt. Er hielt auch noch die eine Hand darin vergraben und stützte den Kopf auf den Arm.

Kristine wagte sich nicht zu regen. Sie fürchtete ihn zu erschrecken. Ihre Blicke hingen an dem einsamen, kranken

Mann, der im Dunkeln seinen Gedanken nachhing. Ihr wollte bei dem Anblick das Herz zerspringen. Sie wäre am liebsten auf ihn zugestürzt und hätte ihr armes Herz an sein armes Herz gelegt, aber sie hielt sich aufrecht, schlich leise zurück und frug Annuschka, weshalb ihr Vater ohne Licht sei.

„Herr wollen nicht haben“, — erhielt sie zur Antwort. Darauf zündete Annuschka die Lampe für ihre junge Herrin an. Kristine nahm sie ihr ab, um sie selbst zu ihrem Vater zu bringen.

Da stellte Annuschka sich vor sie hin.

„Hier nicht gut ist“, sagte sie heftig. „Arme Herr sehr krank. Kind auch nicht gefallt mir, Kind schlaft nicht in Nacht — weiß! Woll'n fort.“

„Bald“, sagte Kristine.

Annuschka ging holpernd und kopfschüttelnd, nachdem sie ihr Herz freigemacht, wieder in ihre Ecke, wo sie sich auf die Erde setzte und bei einem Lichtstümpfchen herumhantierte. Kristine fiel es ein, was sie den Kindern unten versprochen hatte, schrieb in Eile ein paar Worte und hieß Annuschka das Zettelchen forttragen.

Sie rief schon vor der Tür, um ihren Vater aus seinen Gedanken zu wecken:

„Ich bin schon da, ich komme zu dir!“

„Du, schon?“ rief es aus der dunkeln Stube freundlich erstaunt.

Und wie Kristine eintrat im weißen Kleid, mit dem Rosenkranz und mit der brennenden Lampe in der Hand, blickte der kranke Mann aus seiner Versunkenheit vollends auf. „Meine gute, liebe Sonne kommt!“ sagte er.

Kristine setzte die Lampe auf den Tisch, kniete vor ihrem Vater nieder, umschlang ihn, und auch er legte seine Arme um sie. Und so, ohne Hast, ohne Erregung war sie nun bei ihm, ohne ihn erschreckt zu haben, und konnte ihr armes Herz an sein armes Herz legen. Und sie sprachen kein Wort miteinander.

Da war es Kristinen, als würde sie von der dunkeln Angst von ihrem Vater gerissen. Sie stand hastig auf. Röte stieg ihr ins Gesicht, das Herz schlug ihr — sie war in grenzenloser Verwirrung. — Sie, die nie etwas zwischen sich und ihrem Vater empfunden hatte, die immer volle unschuldige Wahrheit hatte zeigen können und nichts als Wahrheit von ihm erfahren hatte, die nicht imstande gewesen wäre, auch nur die kleinste Lüge über die Lippen zu bringen, war jetzt ganz Lüge. — Wie war sie nur hineingekommen in dieses Elend? Es war ja nicht nur das Verschweigen. Daß sie sich froh und harmlos zeigte und im tiefsten Herzen nicht froh und harmlos war, sondern voller Sehnsucht nach einem Menschen, an dem ihr ganzes Herz hing, dem sie mit Leib und Seele angehörte — und an den niemand mehr dachte. Das Verschweigen ihres Leides hätte sie tapfer tragen wollen und trug es tapfer, ohne Klage. Das war es nicht, was zwischen ihr und ihrem Vater stand — das nicht! — etwas anderes, etwas ihr ganz Unfaßliches, Undenkbares lag zwischen ihm und ihr. Eine Ahnung, so dunkel angstvoll — daß der Tod dieser Ahnung gegenüber alle Schrecken verlor, daß sie es nicht länger in ihres Vaters Nähe litt und sie im anderen Zimmer sich zitternd an einen Vorhang schmiegte und ins Dunkle starrte.

Und in solchem Erstarren blieb sie lange am Fenster stehen, während ihr Vater im Nebenzimmer auf und niederwandelte. Es mochte ihm nicht gut zumute sein.

Am Morgen nach der Taufe, als Frau Ahrensee zu ihrem Manne kam, fand sie ihn sehr schwach. Er war zum erstenmal nicht aufgestanden und beschloß, auch liegen zu bleiben, bis er sich wieder mehr bei Kraft fühlen würde. Der Arzt kam.

Und auf Frau Ahrensee machte es eine beruhigende Wirkung, daß dieser berühmte Professor das Befinden ihres Mannes als etwas durchaus nicht Überraschendes ansah.

Gottlob, dachte sie bei sich selbst, er macht nichts daraus. Sie, die immer gesunde Frau, hatte für Kranke kein rechtes Verständnis, war an das ewige Kränkeln ihres Mannes gewöhnt und konnte sich trotz ihrer Herzensgüte des Verdachtes nicht erwehren, daß Leute, denen immer etwas fehlt, allerlei Einbildungen haben. Sie machte sich vorderhand nicht übermäßig Sorge, nur hin und wieder kam es ihr dumpf zum Bewußtsein, als wäre ihrem Mann die Reise nicht zum besten angeschlagen. An die Rückreise konnte man nicht eher denken, bis wirklich ein sichtbarer Erfolg durch die Behandlung der berühmten Ärzte eingetreten sei.

Über die Ahrensees sagte man den Hennebergs überall das Angenehmste und bedauerte unendlich, daß Herr Ahrensee immer leidend war und an der Geselligkeit nicht teilnehmen konnte. Seine Frau und Tochter gewannen alle Herzen. Die blonde Frau Ahrensee in ihrem weichen, regelrechten Benehmen mit der langsamen Art zu sprechen gefiel allen. Sie hatte trotz ihrer kräftigen, vollen Gestalt etwas Hilfloses, Schutzsuchendes im Benehmen, was in der fremden Umgebung deutlicher hervortrat. — Schutz und eine gewisse Bevormundung hatte sie an ihrer Cousine Mathilde Swensen gefunden, und auch Frau Professor Majunke widmete sich der weltfremden Frau, wie sie Frau Ahrensee nannte, eifrig.

Schon während Mathilde Swensens Besuchszeit bei Ahrensees hatte Mathilde ihre Energie tief in den nachgiebigen Charakter ihrer Cousine, die sie aber vorzog Tante zu nennen, eingedrückt. Schon damals war dies Frau Ahrensee nicht ganz bequem gewesen. In Mathildens strammer Gegenwart war es Frau Ahrensee immer, als wäre ihr eigener Geschmack und ihre eigene Meinung gar kein Geschmack und keine Meinung. Sie wagte sich auch nicht damit so recht hervor, hörte lieber gelassen zu, was Mathilde sagte. Trotzdem aber war Mathilde Swensen ihr nicht gerade sympathisch;

sie fühlte sich von ihr bedrückt, und nun war sie auch noch unter das Protektorat der Frau Professor Majunke geraten.

Und diese beiden Damen führten die unschuldige Frau Ahrensee in allerlei Dinge ein, um die sie sich sonst nie gekümmert hatte. Auch wegen der Behandlung ihres kranken Mannes erhielt sie strenge Anweisungen.

„Ja, beste Tante," sagte Mathilde zu ihr, „wenn du aber Onkel Heinrich auch in allen Dingen gewähren läßt, wie kannst du da irgendeinen wirksamen Einfluß der Ärzte erwarten? Hat er Lust, tagelang im Bett zu liegen, gut, du läßt ihn ruhig liegen; hat er Lust, nicht zu essen, — du läßt ihn so wenig oder so viel essen, als er will; gefällt es ihm, wie eben jetzt, sich gar nicht mehr zu beschäftigen, du denkst nicht daran, ihn anzuregen. Sage einmal selbst, ob das die rechte Auffassung der Ehe ist!"

Aber zum Wohl Heinrich Ahrensees machte Frau Ahrensee von ihrem aufgerüttelten Selbstbewußtsein keinen Gebrauch. Sie hätte wirklich gar nicht gewußt, wie sie das anfangen sollte.

Der Arzt kam in dieser Zeit regelmäßig jeden Tag zu Heinrich Ahrensee, der sich von seiner großen Schwäche nicht erholen konnte. Es waren manche Anzeichen eingetreten, die einem lebenserfahrenen Menschen als beunruhigend aufgefallen sein müßten. Frau Ahrensee aber hatte immer so glücklich gelebt, es war vor ihrer sanften, weichen Person alles Unglück ausgewichen, daß sie dessen Antlitz und Vorboten nicht kennen gelernt hatte. Wohl erschreckte sie das Aussehen ihres Mannes hin und wieder, die augenfällige Schwäche, die stille Stimmung, die ungemeine Weichheit in seinen Gefühlsäußerungen; aber, tröstete sie sich, er war ja immer ein so guter Mensch und hatte seine eigenen Gedanken; solche Leute hängen den Kopf leicht, wenn ihnen etwas fehlt.

Der Arzt blieb auch rücksichtsvoll der Weisung Heinrich Ahrensees getreu, der den Seinen den besorgniserregenden Zustand seiner Krankheit verschweigen wollte. Ahrensee fürchtete sich vor der erzwungen heiteren Umgebung, vor den Ausbrüchen von Haltlosigkeit seiner Frau, vor Kristinens traurigen Augen. Nein, er wollte es nicht, sie sollten es nicht erfahren, nicht deutlich ausgesprochen erfahren.

Wie sah ihn das Mädchen manchmal an! mit so verwirrtem, trübem Blick, als wenn sie lange nicht Ruhe gefunden hätte. Wenn er sie an sich ziehen wollte, schien es ihm, als wiche sie ihm aus. Dabei war sie rührend gut, tat alles, was sie ihm an den Augen absehen konnte, war immer besorgt um alles und jedes. Keine Speise bekam er, deren Bereitung Kristine nicht behutsam überwacht hätte. Wenn er oft tagelang zu Bette lag, war es wunderlich, wie sie jeden seiner Wünsche wie hellsehend erriet. Fühlte er sich unbehaglich, so legte Kristine ihm die Kissen zurecht, ehe er sich selbst recht klar wurde, woran die Unbehaglichkeit lag. Sein Buch reichte sie ihm zum Lesen, gerade wenn es ihm angenehm gewesen wäre zu lesen, und alles tat sie so still und friedlich, so ganz versunken, zu helfen und zu erleichtern.

Hätte er sein Kind belauschen können, wie sie nachts in ihrem Bette saß, den Kopf an die kalte Wand gepreßt, mit fest ineinander verschlungenen Händen und einem Ausdruck in dem starren Gesicht, als lauschte sie, — als hätte sie etwas Schreckliches nicht recht verstanden! Wenn sie so saß und vor sich hinblickte, fürchtete sie sich vor sich selbst. Wenn ihr Blick an ihrem weißen Nachthemd herabglitt, erschrak sie vor ihrem eigenen Körper — wie er ihr geheimnisvoll erschien, so herzbedrückend geheimnisvoll! Vor ihren Händen selbst erschrak sie, es waren ja dieselben Hände wie früher — ihre Hände — und wie sie sich erinnerte, wie fest diese Hände und Arme beim Schwimmen das Wasser geteilt hatten, wie schön das war! — wie schön alles war! — und wie diese Hände

ker fest um den Hals gelegen hatten, wie sie ihn gehalten, wie sie ihn beschworen hatte, sie nie im Leben zu vergessen — und nun ist sie in dieser Todesangst allein!

Das, was sie bis jetzt quält, ist namenlose Angst und Sorge; aber doch immer noch dumpf, ganz dumpf — das Bewußtsein sträubt sich noch. Es tauchen wohl Bilder auf, die sie bis ins Herz hinein erstarren lassen: aber das Unschuldige, Kinderhafte in ihrem Wesen will nicht verstehen und fassen — — so atmet sie immer wieder einmal auf und dann möchte sie ihren Lieben mit heißen Tränen um den Hals fallen; aber kaum, daß ein wenig Ruhe ist, kommt es wieder wie über sie hingewogt das Unglück — die Gewißheit; und Zeit auf Zeit vergeht — ohne Ziel. Was soll denn werden? Nachts fährt sie auf und denkt, sie will gehen, soweit sie die Füße tragen, weiter, immer weiter, nie zurückkehren, und weit, weit von hier tot zusammensinken. — Aber ihr Vater! — in seinem schweren Leiden jetzt! — und die Henne-bergs und ihre gute, liebe Mutter und — alle Menschen. Was wird denn geschehen um Gottes willen? — wie ein wilder Tanz ziehen Ereignisse, entsetzte Gesichter, unklare, spöttische, verächtliche Mienen der freundlichen Leute an der armen Seele vorüber.

Sie denkt jener bangen, wunderreichen Nacht, nach welcher sie am frühen Morgen im triefenden Regen stand — bleichgeküßt, todesmatt vor Weh, betroffen und schuldbeladen, so verlassen, so dem Schicksal anheimgegeben.

Wie war denn das Unmögliche möglich geworden? Sie, die Stolze, Freie, Ruhige, die Haustochter, das gute Kind ihrer Eltern — so entartet! Wie war denn diese unsägliche Liebe über sie gekommen, über sie, die von Liebe nichts wußte! Und diese Wonne, dieser Überschwall von Glück und Weh?!

Und wie sie dann vor Gott auf den Knien gelegen hatte, und gebetet, daß er sie von der Erinnerung an die schreckvoll

heilige, verzweifelte Liebesstunde erlösen möchte! — Und er hatte sie nicht erlöst! Nein — nein — nein — nicht erlöst!

Jetzt noch fühlte sie Kers Küsse, die ganze, große, wilde junge Liebe über sich herstürzen und strömen und fühlte es jauchzend und verzweifelt zugleich.

Fest und stolz mitten in ihrer Angst und Ratlosigkeit, richtete Kristine sich auf und sagte zu sich in ihrem alten, lebendigen Ton: „Nein — nein — nein!" — und darauf stürzte sie in wilden Tränen nieder. — Nach diesen wilden Tränen war ihr's, als zöge es ihr fremd ins Herz, als schlüge es warm und freudig, wenn sie an ihr Kind dachte — ihr Kind und sein Kind — als wollte alle Angst und Verwirrung vor dieser frühlinghaften Vorstellung auftauen; und sie versank in das ahnungsvolle Empfinden des jungen Weibes, das weichen, reinen Herzens dem ersten Mutterglück entgegensieht. Ihr müder Geist trank diesen Frieden ein.

Und wieder ging der wüste Taumel an, Todesangst, Verwirrung und Verzweiflung — und sie stürzte in dieses Atem und Sinn raubende Gewoge, völlig widerstandslos. Was sollte sie denn erkämpfen, was denn? Glück für sich etwa? wo alle andern über sie verzweifeln würden?

Drittes Kapitel

Heinrich Ahrensee liegt den ganzen Tag matt und gequält auf seinem Ruhebett.

Die Augen aber leuchteten ihm jedesmal auf, wenn sein Kind eintritt. — Er liebt es, ihre Hand in der seinen zu halten, und so sitzt sie oft still bei ihm, oder er bittet sie von Hause zu plaudern, von ihren Bootfahrten, fragte nach kleinen Einzelheiten bestimmter Ausfahrten, die sie miteinander gemacht haben.

So sitzen sie auch an einem stürmischen Spätnachmittag beieinander, Ahrensee und Kristine.

Die Dämmerung bricht herein, die ersten Novemberflocken sinken dicht in großen Fetzen nieder. Die Windstöße, die dies frühe Schneewetter gebracht hatten, fahren gegen die Scheiben. Heinrich Ahrensee sagt:

„Nun schneien wir hier ganz ein. Wenn das Frühjahr da ist, so Gott will, geht's zurück."

Da fährt es seinem armen Kind wie ein Messer durchs Herz und sie starrt bleich auf ihren Vater, der aber blickt nicht auf und sieht wie in Erinnerung vor sich hin.

Jetzt ist das Maß voll. Sie kann nicht mehr ihr Elend verbergen — ihr Vater rührt und zerreißt ihr die Seele; wie jammervoll sieht er aus! wie gut ist er, wie rührend. Und sie fühlt in diesem Augenblick, wie ein Leben sich in ihr regt; es verrät seine Gegenwart so unabweisbar herzbedrückend! da schreit sie in ihrer Angst dumpf unterdrückt auf, macht sich von ihrem Vater los, der erschreckt auf sie blickt, und stürzt hinaus, greift wie unbewußt gewohnheitsgemäß nach ihrem Mantel und läuft die Treppe hinab, durch die enge Seitengasse, bis sie einsam unter hohen Bäumen steht.

Die weichen Flocken rieseln auf ihr Haar, der Schnee und die Dunkelheit haben alles sanft eingehüllt, — kein harter Laut, die Uhren schlagen gedämpft, wie sie bei dichtem Schnee-

fall schlagen — ganz in der Ferne Musik, wie von weichen Flügeln getragen, Hundegebell, fast klanglos — und der Schneefall stark und dicht —.

Hinter den Bäumen fließt die Saale dunkel, und die Wellchen am niedern Ufer glucksen leise. —

Kristine will sich aufraffen und will überlegen, weshalb sie hierhergekommen ist — aber sie kann nicht denken; der weiche Schneefall und das leise Plätschern der Uferwellchen hüllt ihr alles Denken ein; und wie das dunkle Wasser die weißen Flocken einsaugt, das sieht sich so einschläfernd an. — — Sie lebt nicht mehr wie ein wacher Mensch — sie träumt. Ihr Elend ist nun so hoch gestiegen, daß sie es nicht mehr fassen kann. Sie ist ganz erfüllt und umlagert davon. Es trägt sie wie ein Meer, wirft sie hin und her, verschlingt sie, läßt sie wieder auftauchen, wieder sinken, wieder tauchen, und jetzt hat das Elend sie unter diese dunkeln Bäume geworfen, an den fließenden Strom, der die weichen Flocken lautlos einsaugt, so lautlos und weich und schmeichelnd, daß sie immer darauf durch den Schneetanz blicken muß. — Der breite, dunkle Streif mitten im Schnee! Und manchmal glänzt, flimmert es darin auf, und die lautlos fließenden Wassermassen schieben weiter, gleichmäßig, geheimnisvoll — und die Flocken fallen immer dichter, immer dichter und verlöschen im schwarzen Wasser. Und diesem Auslöschen, Verschwinden zuzusehen, tut ihr gut. Es ist still und ungestört hier. Durch den Flockentanz dringt nach kurzen Pausen immer wieder ferne Musik auf weichen Flügeln — und das arme Geschöpf geht tief befangen von allem Leid und aller Angst, die über dem Kopf zusammengeschlagen ist, dem dunkeln Strome näher und näher.

Kristine weiß jetzt, was sie hier sucht — Frieden. — Ihre Seele hält nicht mehr stand. Es graut ihr vor diesem Frieden — ganz entsetzlich graut es ihr; aber die Angst, das Entsetzen vor tausend Dingen, die über sie herfallen werden,

vor bekannten und unbekannten Gesichtern, treiben sie diesem Grauen zu —

Wie einsam, wie fürchterlich wird ihr Tod sein! — Dann wird sie vom Fluß hinuntergeschwemmt, dann wird sie an eine flache Stelle gespült. So wird man sie finden! — Ihr Körper ist fremden Augen preisgegeben! Was niemand weiß, muß offenbar werden und die Ihrigen gräßlich treffen!

Ihren Lippen entfährt ein dumpfer Schrei! Es dreht sich ihr so wild im Kopfe. Sie starrt um sich her. Gibt es denn kein Mittel auf Erden, solche Qual zu wenden?

Gehen, Gehen — Gehen in Hunger, Durst und Frost ohne Ende, — und tot zusammenstürzen, da wo niemand sie kennt —

Hilfesuchend, mit Todesangst in den Zügen, blickt sie um sich her — nicht hinauf in die Wolken. Ihr guter Herrgott war ihr jetzt fern, unsäglich fern. Er hatte sie verurteilt. — — Das Spiel der Majunkeschen Kinder vom Jüngsten Gericht steht ihr mit einem Male grell und unvermittelt vor der Seele. — „Ja," sagt sie halblaut und leidenschaftlich: „Sie werden gemartert, die Menschen!"

Wieder irrt ihr Blick wirr umher. Da bleiben ihre Augen wie gebannt an einem Licht hängen.

Sie weiß sehr wohl, was dieses Licht bedeutet. Das helle Fenster ihres Vaters ist's, das bis hin zum Ufer herüberblickt. Und mit einem Male breitet das arme Geschöpf die Hände aus wie in grenzenloser Sehnsucht und eilt zurück, unaufhaltsam. Sie tritt in das Zimmer ihres Vaters mit bleichem, von furchtbarer Erregung entstelltem Gesicht, mit wild herabhängendem Haar, in dem der Schnee festhängt und tauend niederrieselt. Sie steht mit großen, verzweifelten Augen vor ihm und sieht in sein sterbenskrankes Gesicht.

„Kristine!" ruft er, als er sie so stehen sieht, „was ist dir? wo warst du?" und er erhebt sich mühselig von seinem Ruhe-

bett, kommt ihr entgegen, breitet die Arme aus und zieht sein Kind zitternd an sich.

„Kristine, fasse dich, Herzenskind — dein Vater kann nicht bei dir bleiben, — er kann nicht. — Er hat auch ganz abgeschlossen.

So schrecklich dir das scheint, jetzt im Augenblick, du wirst's verwinden! Denk' doch, die Blätter fallen im Herbste, es muß so sein — es ist gut so —. Dies Leben ist eine so zweifelhafte Sache, daß einer, der darüberstehen und alles überschauen könnte, lächeln würde, wenn er sähe, wie wir uns an dieses Leben klammern."

Er ist auf den Lehnsessel vor seinem Bette gesunken und hält die Hände seines Kindes, das ihn immer noch mit denselben verzweifelten Augen anblickt, und er sucht sich zu fassen; er versteht diese jammervollen Augen in ihrem wirren, unsteten Ausdruck nicht.

„Mach' mir's nicht so schwer, mein Herzenskind. Hör' mich an, sei ruhig — mir ist's ja eine Erleichterung. Was denkst du denn, so ohne Abschied von seinem Kinde zu gehen, ist nicht gut. Wir können ruhig beide darüber reden, wie über andere Dinge auch — komm, mein Herz! und du wirst sehen, wie dann der Tod eines kranken, alten Menschen sich dir ganz anders zeigt, als du jetzt glaubst. Es handelt sich nur immerhin um ein kurzes Stückchen Erdenbewußtsein — dann kommt's auch an die Zurückgebliebenen. — Und wer weiß, wozu uns das Schicksal gebraucht, was es aus uns machen will. Da hat noch kein Mensch den Schleier gelüftet, da gibt es Raum für mancherlei Hoffnung."

Mit einer Stimme, über die sie keine Gewalt mehr hat, die allen Jammer wie einen einzigen Todesschrei ausspricht, ruft sie: „Nimm mich mit, auch ich muß sterben!" — und vor ihres Vaters Füßen bricht sie zusammen.

Ahrensee umklammert mit einer Hand krampfhaft die Stuhllehne, und sieht ihr in die jammervollen Augen, die

zu ihm in stummer Verzweiflung aufblicken! — „Was ist dir geschehen, Kristine?" — Ein krampfhaftes Zittern fährt durch ihren Körper, sie faßt seine Hand, preßt sie an ihre Lippen und drückt Küsse darauf, mit einer demütig leidenschaftlichen Liebe; von ihrem Haar fallen die getauten Tropfen herab, und so wie sie zusammengesunken ist, bleibt sie vor ihrem Vater liegen.

Die verzweifelten Augen ändern ihren Ausdruck nicht — und wie es scheint, versucht sie zu sprechen und kann nicht — — blickt hilfesuchend, schweigt und ringt wieder nach Worten — und wieder — und wieder, — aber Worte finden sich für diesen Jammer nicht —.

Sie blickt auf ihren Vater, und da ist es ihr, als werde ihr das Herz zertreten, als stürzte von allen Seiten Entsetzen auf sie ein. Und wieder fährt es ihr durch die Seele, wie die Majunkeschen Kinder an jenem Abend gespielt haben, und in ihrem wirren Kopf ist es, als hätten sie gar nicht gespielt, sondern ihr eine Wahrheit vorgeführt, die sie damals noch nicht kannte.

„Vater, Vater," flüstert sie mit einer fassungslosen Stimme — „lieber heiliger Gott — behüt' ihn — behüt ihn!"

„Vater!" ruft sie flehend noch einmal, und dann preßt sie die Hände wie bittend über ihrem Kopf zusammen — — —:

„Ich bin Mutter."

Über Ahrensees Gesicht geht es wie eine Totenblässe, seine Augen blicken einen Moment ganz verwirrt und fassungslos. Während Kristine sprachlos vor ihm liegt, ziehen Schreckensbilder über Schreckensbilder an ihm vorüber. Da, als wäre er hellsehend geworden, ist auch das Bild des jungen Ker, seines Gastes, vor ihm aufgetaucht, und es ist ihm, als wenn seine Kristine diesen Ker die ganze Zeit her geliebt hätte mit der ganzen Tiefe ihrer Seele — und als müßte diesem Ker etwas Entsetzliches begegnet sein.

Jetzt nimmt er wortlos ihren Kopf, legt ihn an sein Herz,

schlingt die Arme fest um sie und hält sie so. Seine Augen blicken über sie hinaus wie in die ferne Zukunft.

Und dem armen Mädchen, das so in ihrer Ratlosigkeit und Angst einen sichern Hafen in den Armen ihres Vaters gefunden hat, dringen unbezwingbar heiße Tränen aus den Augen, Tränen, die längst schon in übergroßem Jammer erstarrt waren.

Und er läßt sie weinen. Nur der leise Druck seiner Arme zeigt ihr, daß er sie liebt, nach wie vor: das ist, wie er glaubt, die größte Wohltat, die er ihr jetzt tun kann. — Aber was dann?

Der todkranke Mann, der so in aller Stille, ohne irgendeinen Menschen zu belästigen, mit dem Leben ganz nach seiner Weise abgeschlossen und sich für den nahen Tod vorbereitet hat, steht mit einem Male wieder wie mitten im Sturm des Daseins, und sieht das Liebste, was er besitzt, schrecklich bedroht.

Das weiß er jetzt, daß sein Leben noch dazu ausreichen muß, um ihr beizustehen!

Er weiß das — er fühlt die Kraft in sich, sein Leben zurückzuhalten, bis sie gesichert ist.

Er hebt ihren Kopf von seiner Brust. — Es ist ihm, als müßte er ersticken. — Wie sollte er — jetzt, in letzter Stunde für sein unglückliches Kind gegen eine Welt kämpfen!

Wie sollte er sie retten?

Kristine blickt ihn angstvoll an — sie fühlt seinen liebevollen Arm nicht mehr.

Wie die traurigen Augen eines sterbenden Tieres erscheinen ihm die Augen seines Kindes.

„Nein, mein armes Geschöpf, ich tu' dir nichts" — sagt er tief erregt, „ich will dich schützen."

„Vater, Vater", flüstert Kristine leise, wie eine arme, erlöste Seele. „Papachen", schluchzt sie noch einmal, dann stürzen die Tränen wieder unaufhaltsam. —

Die Welt ist ausgeschlossen aus dieser stillen Stube, draußen fällt wieder der Schnee in dichten, wirbelnden Flocken, der Wind stößt gegen die Fenster, heult im Schornstein, braust durch die Wipfel der gewaltigen Bäume unten am dunkeln Ufer der Saale, in deren schwarzes, nächtliches Wasser wieder die Flocken sinken — nach wie vor.

Heute kommt auch Frau Ahrensee nicht; bei diesem Wetter bleibt sie bei dem Enkelchen. Sie weiß ja, wie gut ihr Mann und ihr Kind miteinander hausen, und daß ihr Mann wohl aufgehoben ist.

Kristine liegt immer noch ganz aufgelöst in Tränen vor ihrem Vater, und dieser versteht ganz, was diese Tränen für sie bedeuten.

„Wir bleiben beieinander, Kristine, du bist nicht mehr allein —" sagt er, nachdem eine Zeit verstrichen ist. — „Wir reisen miteinander fort von hier — bald. Wenn du heute schlafen gehst, armes Kind, denke an deinen Vater — und schlaf' ruhiger."

Kristine macht ihm noch auf der kleinen Spirituslampe seine Tasse Milch und Wasser zurecht, die er des Abends jetzt immer trinkt, und die er auch heute geduldig entgegennimmt mit einem Gefühl, das sich deutlich in seinen Zügen widerspiegelt, — er will nichts unterlassen, will seinem Körper nicht das geringste entziehen oder zumuten, denn dieser Körper, den er schon völlig aufgegeben, soll weiterleben — der Mensch, der schon abgeschlossen hatte, soll auf der Todesschwelle wieder umkehren.

Als Heinrich Ahrensee seinem Kinde Gute Nacht sagt, schlingt er beide Arme um ihren Nacken. „Das ist mein unglückliches Kind," denkt er — „und zu dem stehe ich, solang ein Atemzug in mir ist. — Durch mich ist sie ins Leben gerufen, und wer in aller Welt sollte ihr in dieser Not beistehen, wenn nicht ich? die mir, solang sie lebt, nichts als Glück und Freude brachte — ganz unverdient — und nun,

das erstemal, wo sie ganz unglückselig ist, und wie die Welt es nennt, mit Schande beladen — da sollte ich an mich denken, damit ja das, was die Welt Schande nennt, mich nicht streifen kann?" Er preßt sein Kind an sich. — „Geh nur — geh nur!" sagt er bewegt.

Und sie geht.

Erlösung! Ein Menschenherz hat die Macht, ein anderes zu erlösen! — Das ist eine wundervolle Macht!

So liegt Kristine unsäglich dankbaren Herzens und sieht dem Schlaf fast friedlich entgegen.

Sie ist ja das elende Geschöpf nicht mehr, die Verbrecherin, die vor der Entdeckung ihres Verbrechens zittert.

Sie ist nicht mehr verurteilt!

Von diesem Augenblick an gehören sie und ihr Kind zueinander, und in ihrem Herzen taucht ein freies, starkes Gefühl auf:

Wie ein Licht in tiefer Dunkelheit leuchtet dies Gefühl. Und zum erstenmal seit langer Zeit zieht auch klar und tief bei ihr ein, was ganz von Angst und Seelendruck erstickt war: die Sehnsucht nach dem Geliebten und das Vertrauen zu ihm. Verlassen hat er sie nicht!

Verlassen nicht, das weiß sie, und so schläft sie ein, ein junges Weib, das um den, den es liebt und dem es vertraut, bangt, und das auf ihn hofft.

Seit ihres Vaters Blick so gut auf ihr geruht, ohne Zorn, ist ihr alles Entsetzliche einfacher und ruhiger geworden.

Viertes Kapitel

In dieser Nacht tobte der Sturm über weite Länderstrecken hin, entwurzelte Bäume, kämpfte und rüttelte und hätte alles zerreißen und zerstäuben mögen, was ihm im Wege stand.

Es war ein Wintersturm, der von den Meeresküsten tief in die Binnenländer hinein wütete, ein Sturm, der Hunderte von Meilen mit gleicher Wucht über die Erde fuhr.

Gesunde Leute lagen zufrieden in ihren Betten und hatten ein angenehmes Gefühl von Gesichertsein unter ihren warmen Decken.

Kranken tat der harte Sturm weh, er rüttelte ihnen an den Nerven und ängstigte sie, und die Seelen, die diese Nacht die große Reise antraten, gelangten auf Sturmesflügeln in das unbekannte Land.

Und es traten ein guter Teil die Reise an, wie jede Nacht, und der Sturm machte ihnen das Sterben nicht leichter.

Er nahm auch gar manchen auf seinen schweren Flügeln mit sich, der vielleicht erst künftige Nacht oder künftigen Tag sich bereit gemacht hätte — und am Morgen hatten sich manche treue Pfleger in Trauernde verwandelt.

Am Morgen wurde Heinrich Ahrensee tot in seinem Bette gefunden. Auf die weiße Seite des Buches, das vor ihm auf dem Deckbett lag, hatte er unleserlich mit fast erstorbenen Fingern noch etwas schreiben wollen und war nicht zu Ende damit gekommen. Der Tod hatte ihn plötzlich gepackt. Der erstarrte Ausdruck in des Verstorbenen Gesicht war ein unsäglich angstvoller.

Annuschka war es, die ihn zuerst so gesehen hatte; als sie, um zu heizen, in sein Zimmer geschlichen kam, fand sie die brennende Lampe vom Abend her und von der Lampe bestrahlt das erstarrte Gesicht ihres Herrn. Wie eine Nachtwandlerin war Annuschka aus dem Zimmer gestolpert, an der tief schlafenden Kristine vorüber, hinaus, die Treppe hinab

und so zum Arzt, und hatte dort so wild und unsinnig geläutet, daß kein Zögern möglich gewesen war; wie ein Dämon war sie eingedrungen, ungezügelt, und hatte den berühmten Arzt so schnell mobil gemacht, wie es dem sein Lebtag noch nicht geschehen sein mochte.

Und wie er mit ihr auf der morgendämmernden Straße ging, durch die der Sturm noch ganz gewaltig brauste, da rief sie dem Arzte wie etwa einem Pferde zu: „Schneller! — Laufen! — Nicht so langsam! — Laufen — Fort! — Schnell!“ So kamen sie miteinander an das alte Giebelhaus und stiegen miteinander die Treppe hinauf. Und als sie vor Ahrensees Wohnung angelangt waren, da drohte Annuschka dem berühmten Arzte mit der Faust, um ihm wahrscheinlich ganz deutlich zu machen, was sie wollte: „Schleichen!“ — sagte sie wie zu einem Blödsinnigen, den sie einschüchtern wollte — „Kind schlafen! — Kind nicht Schreck machen!“ — und so schlichen sie miteinander hinein zu dem Toten. Und als der Arzt sich sachgemäß vom völligen Eintritt des Todes überzeugt hatte, und seine Hand mit einem zustimmenden Nicken über die Magengegend des Toten mit leichtem Drucke gleiten ließ, und Annuschka breit und mißtrauisch dastand, jeder Bewegung des Arztes mit den Blicken folgend — da tut sich die Tür auf, und Kristine tritt ein, um nach ihrem Vater zu sehen — und ihr Blick fällt auf die starren, entstellten Züge des Toten.

Kein Jammerton — wie hingestürzt ist sie beim Bett ihres Vaters in die Knie gesunken und verbirgt ihr Gesicht in die herabhängende Bettdecke.

„Er ist sanft entschlafen!“ sagt der Arzt, „es ist gekommen, wie ich ihm gesagt habe, ganz plötzlich — mußte so kommen. — Fassen Sie sich, Fräulein Kristine! —“

Kristine aber hört nichts, das Entsetzen ist über ihr zusammengeschlagen und stumpf, fühllos wie eine Ertrinkende sinkt sie tiefer und tiefer wie in schwarzes, nächtliches Wasser hinab.

Annuschka tappt ihr leicht auf die Schultern und sagt unter heftigen Tränenströmen: „Kind — Kind — Kind! —"

Aber kein Laut, keine Träne ringt sich von diesem furchtbar geschlagenen Herzen los.

Man läßt sie gewähren, man hat keine Zeit für sie. Der Tod bringt so viel düsteres Schaffen ins Haus und das Drama muß sich unaufhaltsam abspielen. Jeder muß sehen, wie er es trägt. Frau Ahrensee mußte vorbereitet werden und die Hennebergs. —

Und wie sie kamen, eine Flut von Jammer und Schrecken! — Frau Ahrensee schluchzend, schon über die Straße war sie schluchzend gelaufen. Professor Henneberg hatte in aller Eile und Hast anspannen lassen wollen, um mit Frau und Mutter an das Trauerhaus zu fahren; aber den beiden Frauen war jede Verzögerung unmöglich zu ertragen, sie mußten dahin gelangen, so schnell wie möglich, dahin, wo sie nichts mehr helfen konnten — und so liefen sie, ganz aufgelöst vor Schreck und Trauer, vor Professor Henneberg her, und dieser hörte die Mutter seiner Frau auf der Straße laut schluchzen.

Frau Ahrensee hätte gewiß ihren Jammer zu bezähmen gesucht, wäre es ihr möglich gewesen.

Das alte Giebelhaus hatte so manchen Toten schon beherbergt. — Vor dreihundert Jahren war es erbaut worden — Zeit genug, daß Generationen darin geboren werden und aussterben konnten, von deren Dasein kein Mensch mehr etwas ahnt. — Die starken, festen Mauern hatten Todeskampf und Totenklage schon so oft umschlossen. Was waren da alles für Leute gestorben! Und das alte Haus hielt immer noch aus — machte bei jedem Toten dasselbe würdige, steinerne Gesicht. Immer war es von diesen Eintagsfliegen bewohnt gewesen, die sich so viel zu sein dünken, die sich so wichtig vorkommen, die keine Vernunft annehmen wollen.

Und jeder Schub dieser Eintagsfliegen meint, er wäre der Alleinberechtigte und hätte vor ihm und nach ihm nichts Gleiches.

Dem alten Hause war es nachgerade langweilig geworden, das trübselige Schauspiel wieder und immer wieder zu beherbergen. Die oberste Giebelspitze hatte es längst sachte nach vorn geneigt, als wäre es schläfrig, und nun wurden seine alten, morschen Rippen wieder einmal durchzittert von den Jammertönen und den Seufzern und dem Herzensschrei der armen Eintagsmenschen, und diese Seufzer, diese Jammertöne fuhren dem alten Hause jedesmal wie lebendiges Gift in die hölzernen Adern, zitterten die Wände hinauf und taten dem alten Haus größeren Schaden als der wildeste Sturmwind. Diese Töne hatten eine geheimnisvolle Kraft wie aus einer anderen Welt. Das alte Haus war wie eine viel gespielte Geige geworden. Die Töne hatten sich eingegraben bis in die feinste Faser.

Wieviel Tote hatten im alten Haus schon gelegen in steifen Staatskleidern mit Handschuhen an den starren Fingern? Die Toten hatten so und so gelegen und die Trauerfeierlichkeiten waren so und so vor sich gegangen. Leichenmahle und stundenlange, nächtliche Gebete und alle Arten ewiger Lichter und Aufstellungen von allerlei rührenden und düsteren Dingen. Der Schmerz aber, die Qual, wenn der Tod das Furchtbare getan und die Leute, die zueinander gehörten, auseinandergerissen hatte, das war sich immer gleichgeblieben. Das hatte keine Mode geändert.

Viele hatten geweint, wie Frau Ahrensee weinte, als sollten die Augen auslaufen, oder wie die Professorin auf eine gemäßigtere Weise. Manche waren vielleicht wie Professor Henneberg tiefernst im Zimmer gestanden und hatten über die Aufbahrung der Leiche nachgedacht: ob es besser sei, in diesem Zimmer oder in jenem — und so weiter, und was alles zu tun sei.

Der Professor küßte seiner Schwiegermutter ehrerbietig die Hand.

Annuschka stand breitbeinig und weinte aus Leibeskräften. Und vor dem Bette, wo sie zuerst hingestürzt war, da lag Kristine noch, den Kopf in die herabhängende Bettdecke vergraben.

Sie hatte sich noch nicht geregt und nicht bemerkt, wie alle versuchten, sie aus ihrer Erstarrung zu reißen. Die Mutter war ihr mit der zitternden Hand über die Schultern gestrichen, aber sie lag starr, immer noch ohne Tränen.

Die Professorin hatte ihr mit weicher, von Tränen verschleierter Stimme, zugeredet, Annuschka war zu ihr hingestolpert und hatte geschluchzt: „Weinen soll Kind! — Weinen Kind! Muß weinen jetzt, armes Kind!" und sie hatte sie etwas gerüttelt und auf den Rücken geklopft. Auch Professor Henneberg hatte sich um sie bemüht, ihre schlaff herabhängende Hand gefaßt und gesagt: „Du treues Kind — du warst des guten Vaters Stern dein Lebenlang!"

Alle fühlten Scheu vor dem Schmerz dieses Kindes. Annuschka schaute unverwandt durch ihre dicken Tränen auf das Kind ihres guten Herrn, das ihr das allerliebste im Leben war — und daß es jetzt nicht weinen konnte, das schien dem törichten treuen Weibsbild ungeheuerlich. Sie ließ sie nicht aus den Augen. Und als sie sah, wie der Kopf des armen Kindes sich immer tiefer neigte, da stolperte Annuschka wieder zu ihr, packte sie an den Schultern und zog sie in die Höhe — alles so flink wie im Umsehen — hob sie auf, stützte sie und führte sie hinaus; Kristine ließ es ruhig mit sich geschehen.

Annuschka führte sie in ihr Zimmer, ließ sie sich niedersetzen, machte ihr das Bett, räumte wie ein Wirbelwind im Zimmer auf, damit das Kind es gut habe, und dann packte sie sie wieder und führte sie zum Bette.

Sie begann sie auszuziehen, da sah sie mit einemmal,

wie eine Totenblässe ihrem Kinde über das Gesicht glitt und wie es bewußtlos umsank.

„Meine Taube! meine Taube! Kind, meine Taube!" schreit sie. „Kind nicht auch tot sein!"

Sie öffnet ihr das Kleid, hebt sie mit ihren sehnigen Armen und entkleidet sie — da mit einemmal fällt Annuschka wie ein Paket so schwer vor dem Bette in die Knie; sie stöhnt wie ein verwundetes Tier, und springt auf, verriegelt die Tür und fällt wieder vor dem Bette nieder. Dann bricht sie in ein wütendes Schluchzen aus und legt ihre beiden festen Hände auf ihren Liebling, der totenbleich immer noch bewußtlos vor ihr liegt. —

„Annuschka nun weiß, was mit Kind ist!" flüstert sie leidenschaftlich. Die Tränen rollen ihr die knochigen Wangen herab.

„Wer hat Kind das getan! Meinem guten Kind!"

Mit den Händen fährt sie sich wie eine Wilde in das schwarze Haar und schluchzt laut und wütend. „Heilige Mutter von Kasan — du auch Kind gehabt haben! beten zu dir — Russen gut mit dir sind — auch mit mein Kind gut sein sollen! — Kind nichts tun sollen!" — Und da wirft sie sich auf die Erde und ruft einmal um das andere Mal: „Heilige Mutter von Kasan — mach' das! Menschen gut mit Kind sein sollen! — wie mit dir auch gut sind!" Annuschka ist stolz auf ihr Deutsch und spricht mit ihrer Herrschaft, solang sie denken kann, das, was sie „Deitsch" nennt, so auch mit der heiligen Mutter Gottes zu Kasan, trotzdem sie diese doch nichts angeht, da Annuschka Finnländerin und gut protestantisch ist. Jetzt steht sie auf und stolpert nach dem Waschtisch, wäscht ihrem Liebling das Gesicht und trocknet es ihm wieder wie einem ganz kleinen Kinde ab. Für sie war und blieb das arme Geschöpf ein ganz kleines Kindchen.

„Ich alles Frau sage — ich selbst sage", murmelt sie vor sich hin; und als Kristine die Augen wieder aufschlägt und

diese Augen so groß und unglückselig auf Annuschka richtet, da schluchzt Annuschka wieder so laut und wild, daß sie nichts hört und nichts sieht, dabei aber hüllt sie ihr Kind fest in die Decken ein und flüstert hastig: „Kind ruhig sein. — Weinen Kind. — Nun weinen! — Das muß! — Weinen!"

Und das flüstert sie so herzbrechend und unsinnig. Kristine starrt mit einem Schreckensausdruck auf Annuschka. Da fällt die vor ihr nieder und küßt die Hände ihres armen Pfleglings und kramt ihr die Füße aus den Decken. Sie küßt ihr wieder die Füße und schluchzt fort und fort. Und dabei hilft sie Kristine wieder in die Kleider — und schüttelt den Kopf, daß ihr die Tränen herabfliegen. Sie hat einen so großen Vorrat von Tränen, weit mehr als andere Leute.

Annuschka ist aus dem Zimmer gegangen.

Kristine bleibt starr und unbeweglich auf ihrem Bettrand sitzen.

Sie braucht nicht aufzustehen, um bei ihrem Vater zu sein. Sie sieht ihn vor sich, sieht sein Antlitz, auf dem eine tiefe Angst erstarrt liegt.

Sie sieht nichts anderes als ihn. Und dieser Anblick ist zugleich ihr einziger Gedanke.

Alles andere steht still und sie sitzt und schaut, ohne sich zu regen, wie in schwarzen Nebel hinein.

Da tut sich die Tür auf und ihre Mutter tritt ein.

Kristine hebt die Augen.

Sie sieht ein Weib mit ganz entstellten Zügen. Die heißen Tränen, die sie an der Leiche ihres guten Mannes vergossen, sind vertrocknet. Das Gesicht sieht gefurcht aus und unsäglich gespannt im Ausdruck. Die volle Gestalt ist wie zusammengesunken, plötzlich alt geworden. Der Mund halb offen wie fragend, die Augen wie ganz verwirrt.

„Kristine!" ringt es sich heiser und schwer aus dem Mund dieser Frau und sie sinkt auf dem Stuhl vor Kristinens Bett nieder.

Und das unglückliche Mädchen sieht alles, versteht alles und starrt wie in einen Abgrund!

„Ist das — das Unmögliche wahr, Kristine?" Das war eine Frage, herausgestoßen in Todesangst, Hilflosigkeit und Verwirrung — und traf in das Herz derer, die auf diese Frage antworten sollte.

„Ja" — das klingt so fest und so verzweifelt!

Da fährt ein Schrei durch das Zimmer, durch das ganze Haus, so wild und laut und schrill, als stieße ihn ein Raubtier aus. Und nach dem Schrei tauchen die entsetzten fragenden Gesichter von Professor Henneberg und seiner Frau auf, und noch zwei weitere Gesichter, die sich inzwischen eingefunden haben.

„Gott im Himmel!" ruft Frau Professor Henneberg, „was ist geschehen?"

„Mutter! Mutter! Mutter!" ruft die Professorin entsetzt, als sie Frau Ahrensee so sieht.

Und sie fragen und blicken gespannt auf Frau Ahrensee. Die preßt die Hände vors Gesicht und streckt mit einemmal beide Arme straff von sich, weist auf Kristine und sagt etwas — etwas so Unwahrscheinliches.

Dann fängt sie an zu lachen — zu lachen — zu lachen — und sinkt von dem Stuhl herab und birgt das Gesicht auf den Kissen des Stuhles — und lacht, und lacht, und windet sich vor Lachen. — Und alle Gesichter in der Tür bleiben starr auf Kristine und Frau Ahrensee gerichtet, und es spricht sich in einigen dieser Gesichter ganz deutlich die Befürchtung aus, als hielten sie Frau Ahrensee für irre.

„Der Schreck — das hat der Schreck gemacht!" sagt Frau Majunke, die hinter der Professorin sich in die Höhe reckt.

Kristine aber steht jetzt aufrecht da und hält die Hände erhoben und gefaltet.

So vergehen Augenblicke.

Die Tür zu dem Sterbezimmer steht weit offen; dort liegt

der Tote noch mit dem angstvollen Zug im Gesicht, der jedoch mehr und mehr schwindet und jenem tiefen Frieden Platz macht, der mit dem Leben nichts mehr gemein hat.

Da liegt der, der sein Kind hatte schützen wollen. Sein Kind steht wie ein gejagtes Tier, zitternd, hoffnungslos, vor Grauen sinnlos.

Die so wild lachte — das war ihr liebes, gutes Mütterchen, und die starren Gesichter in der Tür, die auf sie blickten, wie auf einen tollen Hund, mit einem Entsetzen im Ausdruck, das sie stumm und steif macht, das sind Gesichter, die sich das unglückliche Geschöpf nicht im Fieber so hätte vorstellen können, wie sie sie jetzt in Wirklichkeit sieht — ganz wild verwirrte Gesichter!

Und als es losbricht, das Entsetzliche, sich zu Worten und Gebärden gestaltet, da ist es, als läuteten große, tiefklingende Glocken vor Kristinens Ohren, ganz nah — sie verliert die Sinne nicht; aber es läutet und läutet und läutet so schwer und hart und fürchterlich ihr in den Ohren, im Kopf, erfüllt das ganze Zimmer und läutet und läutet. Dazwischen hört sie Worte, die ihr das Herz still stehen lassen, und sieht, wie ihre arme Mutter sich nun in Tränenströmen auf der Erde windet.

Es hat sich das Jüngste Gericht jetzt vor ihr aufgetan, wie es in den Köpfen der Menschen spukt, wie es die Kinder ihr düster vorgespielt — sie ist die Verdammte, die Zertretene, die Verfluchte, die mit Worten statt mit Feuersflammen und Zangen zerrissen werden soll.

Und diese Worte, diese Beschuldigungen, wie sie von den Lippen stürzen, so drohend, so vernichtend, — wie Tropfen Gift fallen sie auf das unglückselige Herz, das sich selbst hätte auslöschen mögen, um die andern von dem Jammer und der Verwirrung, in die sie durch sie gestürzt sind, zu befreien.

„Mein Gott, wär' ich aus dem Leben gegangen, wie ich

wollte!" sagte Kristine leise mit gebrochener Stimme, im Übermaß allen Jammers.

„So!" rief Frau Majunke und stand vor ihr wie ein Engel des Gerichts, der sich mit voller Selbstlosigkeit auch in die fremdesten Angelegenheiten mischt.

„Auch Selbstmörderin!" schrie die kleine Frau.

Da fühlt sie den Atem ihres Schwagers vor ihrem Gesicht — und hört wieder Worte — Worte — Worte — und dazwischen läutet es ihr wieder vor den Ohren, schwer und dumpf und dröhnend, und draußen tobt der Sturm und rüttelt am Fenster.

Und vor Kristinens verwirrten Augen blitzt die wohlgepflegte Hand, die schneeweiße Manschette ihres Schwagers auf und sie fühlt einen Schlag im Gesicht. — Diese höfliche, wohlgepflegte Hand, die sie vorhin so würdig und liebevoll gestreichelt, hat sie ins Gesicht geschlagen — und sie hört und sieht, wie ihre Mutter sich auf die Knie aufrichtet und jammernd ruft: „Nicht schlagen!"

Wie Wahnsinn packt es Kristine. Sie stürzt vorwärts — —

„Vater! Vater!" schreit sie laut und jammervoll, und mit ausgestreckten Armen will sie hinein zu dem Toten stürzen. Aber in der Tür wird sie prall aufgehalten. Mathilde Swensen steht da und vertritt ihr den Weg.

„Nein — da hinein nicht!" ruft Mathilde. „Zu diesem Heiligen wahrlich nicht! Die Lebenden können wir vor dir nicht mehr schützen — — — aber die Toten!"

Mathilde hält ein Buch in der Hand — das Buch, auf dessen erste weiße Seite Heinrich Ahrensee mit sterbender Hand sein Kind der Barmherzigkeit und Weisheit hatte empfehlen wollen, aber nur noch unleserlich hatte kritzeln können. Mathilde Swensen aber hat herausgelesen, daß er Kristine ihrer Mutter und ihren Verwandten ans Herz legte. Sie hält das Buch aufgeschlagen in die Höhe und sagt mit bewegter, von Tränen erstickter Stimme:

„Ich ersehe daraus, daß mein geliebter Onkel zur rechten Zeit durch Gottes Güte starb."

Mathilde Swensen wie Frau Majunke verstanden es, wie gesagt, musterhaft, fremder Leute Schmerz christlich zu tragen. Mathilde Swensen hält das Buch Professor Henneberg hin: „Hier," sagt sie laut, „Kristine zur Seite stehen — das steht deutlich da — und hier — behüten — das kann man lesen — mein Kind schützen! — Was er noch schreiben wollte, ist nicht zu lesen —!"

Kristinens Hände aber haben sich zusammengefaltet, als Mathilde Swensen die letzten Schriftzüge des Toten laut entziffert.

Sie hat die Arme nicht umsonst in ihrer jämmerlichen Lage nach ihres guten Vaters Hilfe ausgebreitet. Ein fester, klarer Zug tritt in diesem Augenblick in Kristinens entsetzte Züge.

Sie bleibt mit gefalteten Händen stehen; dann sinkt sie auf die Knie vor ihrer Mutter nieder, die immer noch hilflos auf der Erde weint und jetzt das Gesicht fest in die Hände preßt, als sie Kristine neben sich kauern sieht.

Jetzt aber treten auch Kristine die ersten heißen Tränen in die schreckensstarren Augen.

Sie faßt mit beiden Händen das Kleid ihrer Mutter so, als fasse sie ihre Hände, mit solch unsäglich liebevoll rührender Gebärde. Ihre Mama selbst zu berühren, würde sie jetzt nicht gewagt haben — sie hätte geglaubt, ihr damit wehe zu tun — aber wie sie das Kleid hält! Einen Stein hätte es erweichen können! Frau Ahrensee sieht die Bewegung ihrer unglücklichen Tochter nicht. Sie hat in ihrer Ratlosigkeit die Augen fest geschlossen.

„Mama!" schluchzt Kristine, „nur einzig deinetwegen! Glaub' nicht, daß ich soviel schlechter bin als früher — glaub' das nicht, ich bitte dich, glaub' das nicht!"

Frau Ahrensee hörte die Worte ihres Kindes, sie sind ihr

bedeutungslos. Ja, was sollten diese Worte wohl bedeuten, der entsetzlichen Tatsache gegenüber, den vernichtenden, verzweifelnden, richtenden Gesichtern gegenüber?

Die Worte ihres Kindes aber dringen ihr dennoch wie eine dunkle, unbestimmte Offenbarung, die sie erhalten, die sie aus Furcht, verhöhnt zu werden, nie darf laut werden lassen, tief ins Herz, als wollten sie sich dort eingraben.

Um Kristine aber beginnt von dieser Stunde an die Vereinsamung ihre Kreise zu ziehen.

Als alle Schreckensworte, die gesagt werden mußten, gesagt sind, als alles an Zorn, Verzweiflung, Haß und Wut, Strafe und Vernichtung über die arme Kreatur hingestürmt ist, ohne irgend etwas an der Sache zu ändern, tritt eine große Stille und Abspannung ein.

Mathilde Swensen und Frau Professor Majunke weichen ihrer teueren Freundin nicht von der Seite. Mathilde Swensen liegt der armen Frau zu Füßen. „Solchen Schmerz,“ sagt sie und küßt der Unglücklichen die Hände, „solchen Schmerz soll man anbeten.“

Das ist Frau Professor Majunke wie aus der Seele gesprochen, und sie drängt sich so nah und fest an Frau Ahrensee, umfaßt sie so fest, als müßten dieser armen Frau Reifen ums Herz gelegt werden.

Sie aßen miteinander zu Mittag, der Form wegen, denn niemand hatte den Mut, einen Bissen anzurühren. Kristine, die Unglückselige, mit in dieses Schutz- und Trutzbündnis aufzunehmen, fiel keinem ein — sie war es ja, die alle so in Entsetzen zusammengetrieben hatte.

Sie stand einsam — ganz einsam.

Professor Henneberg lag es ob, die notwendigen Schritte zu tun, die unerbittlich getan werden mußten, und ebenso lag es ihm ob, den Weg zu finden, den er seiner Schwägerin zu gehen vorschreiben wollte.

Kristine aber saß in ihrem Zimmer und schrieb mit fliegender Hand an ihre Mutter. Und als alle in der Dämmerung im Wohnzimmer versammelt waren und Mathilde Swensen den Tee bereitete, da ging Kristine ruhig und fest zu ihrem Vater, sank vor ihm auf die Knie und sah ihn durch flimmernde Tränen an.

In ihrem Zimmer riegelte sie sich ein, suchte unter ihren Sachen und legte dies und jenes, eine kleine grüne Saffianmappe, ihren Schmuck, alles, was leicht zu tragen war und wenig Raum einnahm, zusammen; sie tat dies unter heißen Tränen, aber nicht hastig. In ihrer Seele lebte der Gedanke: „Wie mich mein Vater nicht verlassen hat, werd' ich das Kindchen nicht verlassen." Das allein stand fest, sonst wogte alles in Schmerz, Qual und Verwirrung. Das Bild ihrer verzweifelten Mutter war wie eingebrannt in ihr.

Es wurde leise versucht, die geschlossene Tür zu öffnen. Kristine fuhr zusammen, verbarg mit zitternder Hand die zusammengesuchten Sachen in ihrem Bett und öffnete. Annuschka war es, die ihrem Kinde, an dessen Wohl niemand mehr dachte, Tee brachte.

Annuschkas Augen waren dick verschwollen. „Armes Mütterchen muß trinken", sagte sie mit verweinter, rauher Stimme. „Armes Mütterchen geschlagen worden ist! Niemand helfen!" Annuschka sagte das wild und zitternd und strich Kristine mit ihren flinken Händen über die geschlagene Wange. „Ach — ach — gut' Menschen auch bös' Menschen haben gewesen sein!" schluchzte Annuschka und hielt den Atem jetzt an, als „das Kind" ihr an die Brust sank und das arme geschlagene Gesicht in ihrem Kleide barg. Ja, da hielt Annuschka mäuschenstille — „Gute arme Herr das nicht hätte leiden getan. Nie — nein!"

„Annuschka! Annuschka!" schluchzte Kristine und klammerte sich an sie an in ihrer Angst. Und indessen sie einsam und verlassen den ganzen langen Tag, von niemanden als Annuschka

aufgesucht, in ihrem Zimmer saß, das Annuschka ihr warm und behaglich geheizt hatte, da mußte ihre arme Mutter es lernen, sich strengen Blicken zu fügen. Als sie sich erhoben hatte, um zaghaft zu ihrer unglücklichen Kristine zu gehen, da war es das erstemal gewesen, daß diese strengen Blicke sie getroffen hatten.

„Nicht doch, beste Mutter," hatte Professor Henneberg scharf gesagt, „wohin soll das führen? Ich bitte dich: bleib'. Ich werde dich den Weg leiten, den du zu gehen hast."

Professor Henneberg ließ sich durch das jämmerliche Aufschluchzen der armen Frau nicht beirren. „Liebste Mutter," sagte er ruhig, „ich bin jetzt derjenige, der im Namen unseres teueren, unantastbaren Verstorbenen zu handeln hat, und ich denke in seinem Sinne zu handeln. Wie würde er, dieser reine, edle Mann, einen Fleck auf seiner Ehre ertragen haben?" frug der Professor mit ernster, fester Stimme. „Ich frage dich, teure Mutter, wie würde er es ertragen haben?"

Statt dem Professor zu antworten, sanken Frau Professor Majunke und Mathilde wieder über Frau Ahrensee her, um sie mit Trost und Liebe und heiliger Überzeugungstreue zu decken.

Als es dunkel wurde, schwankten große Lorbeerbäume und dicht verhüllte Palmen, dieselben, die Professor Henneberg zur Taufe geschickt worden waren, von polternden Leuten getragen, die Treppen des alten Hauses herauf, und die Majunkeschen Kinder standen unten an der Tür und schauten und suchten von den Bäumen im Vorüberstreifen Zweige zu stibitzen; und bei Ahrensees oben begann ein geräuschvoll gedämpftes Treiben; Menschen liefen flüsternd hin und her. Ein düsteres, herzbewegtes Heimlichtun breitete sich wieder einmal im alten Hause aus.

Und als es ganz dunkel und still auf der Treppe geworden war und alles Leben sich ins Sterbezimmer gezogen hatte, da schlüpfte über diese Treppe eine ängstliche Gestalt, in dichten

Pelz gehüllt, hinaus in die dunkle Winternacht, in den dichten Schneefall und ging durch die dunkelsten, engsten Gäßchen und dann unten an der Saale entlang, wo der Schnee weiß und unberührt lag. Da schaute diese Gestalt wie eine arme, verstoßene Seele nach dem hellen Licht, das sie gestern behütet hatte, nach dem erleuchteten Zimmer, dessen Fenster über die Gärten blickten, in dem jetzt fremde Menschen ihren Vater unter grüne Lorbeerbäume betteten.

Auf den wenig betretenen, noch schneefrischen Wegen, die an Hinterhäusern und ärmlichen Hütten vorüberführten, traf sie vor einem der letzten Häuschen einen kleinen Buben, der im tiefen Schnee vor einem hellen Fensterchen stand und weinte. Auf seine Wollmütze mit Ohrenklappen hatte sich der Schnee wie ein weißes Pelzchen gelegt. Das Bübchen weinte ganz herzbrechend und schien völlig einsam zu sein, keine Seele außer ihm auf der ländlichen Straße, so weit man sehen konnte.

Kristine blieb vor dem Bübchen stehen und fragte: „Weshalb weinst du denn?" — Und es tat ihr wunderlich wohl, ihre eigene Stimme zu hören, ganz so, wie früher — so ruhig, ganz so, als wäre nichts geschehen, als sollte nichts geschehen. Und das Bübchen schaute sie groß und erstaunt an, schnappte nach Luft, ganz wie Bimm Bimm es tat, wenn er besonders heftig geheult und geschrieen hatte.

„Därf nich ham," schluchzte es und die Stimme blieb ihm aus, „hab mei Vater das Bier verschütt." Und wieder weinte das Bübchen nach Herzenskräften. „Därf nich ham."

„Du darfst nicht heim," wiederholte Kristine und hätte sich neben dem Bübchen hinknien und ihren Kopf an des Bübchens Kopf legen mögen, um mit ihm zusammen zu weinen.

Und schon wogte es in ihrer Brust und schnürte ihr den Hals zu, als wollten Tränenströme aus ihrer starren Verzweiflung hervorbrechen — aber sie ließ es nicht zu, sie be-

zwang sich; hätte sie ihren Tränen freien Lauf gelassen, so hätten sie ihr die ganze Welt und alles, was sie jetzt zu tun hatte, verschleiert und verdunkelt.

„Geh," sagte Kristine zu dem Bübchen und gab ihm ein kleines Geldstück, das sie prüfend aus ihrem Portemonnaie genommen hatte, „hol's dafür deinem Vater neu. — Und wie heißt du denn?" frug Kristine.

„Peregrin", sagte das Bübchen.

„Peregrin?" wiederholte Kristine und setzte ihren schweren Weg fort und hörte, wie das Bübchen ganz munter durch den Schnee stampfte. „Peregrin," sagte sie leise wie träumend vor sich hin, „Peregrin." Der Name klang ihr so rührend schmerzlich, er drängte sich ihr ins Herz und stimmte wie eine wehmütige Melodie dies arme Herz noch banger und weicher. Als sie aber auf den Bahnhof kam, fuhr ihr ein Schreck in die Glieder; sie wagte nicht, in das Licht zu treten, daran hatte sie nicht gedacht. — Sie wollte ein Billett lösen — wohin? Nur fort — fort — und so stand sie in einer dunkeln Ecke und überlegte und sann in ihrer Herzensangst — und wie schwer wurde es ihr, zu denken! Wie hatte der Weg sie ermattet und aller Jammer, der sie getroffen. — Wann mochte denn ein Zug kommen?

Und wie krank, wie todesmatt fühlte sie sich! Beschwerden, die sie bisher nicht zu fühlen, nicht zu beachten gewagt hatte, traten nun, nachdem alles verloren, in ihr Recht, quälten und ängstigten sie und brachten ihr erschreckend in das Bewußtsein, was ihr bevorstand.

Und da trat in dieser eisigen Ecke, in die der dichte Schneewirbel hineinwehte, in die der Wind den losen Schnee ihr über die Füße fegte, das Bild ihrer Schwester. Sie sah sie vor sich, ehe das Kind geboren war. Mit welcher Sorge wurde jeder Schritt, jeder Wunsch, jede Bewegung von ihr beobachtet. Wie stand alles ihr zu Diensten! Ach — ein einzig hartes Wort wäre allen als Verbrechen erschienen! — Und

ihr — und ihr! Sie fühlte den schmachvollen Schlag wieder auf ihrer Wange brennen — sank wieder in die entsetzliche Stunde zurück, die eisern schwer ihr übers Herz gegangen.

Die Nacht war lang, sie wollte warten — warten — warten, bis ihr ein Gedanke käme, dem sie folgen konnte. Und so weinte sie leise vor sich hin, weinte, bis sie müder und immer müder wurde.

So verstrich eine geraume Zeit, ohne daß sich Leben auf dem Bahnhof geregt hätte; ein Gepäckträger war langsam und schwerfällig in ihrer Nähe vorübergeschlurft, langweilige Stimmen drangen durch das Schneegestöber bis zu ihr, und ein Bauersmann kam mit einem Wägelchen angefahren, Kristine hörte, wie das Pferd sich den Schnee hin und wieder von den Ohren schüttelte und wie die Glocken beim Schütteln hell klangen. Der Bauer war in den Bahnhof hineingetreten.

Es mochte wieder ein gut Teil Zeit vergangen sein, da kamen eilige Schritte, die elastischen Schritte eines vornehmen, intelligenten Menschen; sie kamen näher und näher; der Schnee fiel jetzt weniger dicht und der gefallene Schnee leuchtete fahl. — Jetzt erkannte sie eine schlanke Männergestalt, die dem Bahnhof hastig zuschritt — und diese Gestalt näherte sich ihr mehr und mehr. Sie fühlte, sie wußte, wer es war!

Ihr Schwager war es.

Das Herz stand ihr vor Todesangst still, fest drückte sie sich in ihre Ecke hinein, preßte sich an die eisige Mauer. Da blieb er stehen, dessen Bewegungen sie mit Verzweiflung verfolgte — wenige Schritte von ihr blieb er stehen. — Sie hielt den Atem an. — Sie preßte die Hände auf ihr Herz.

Ihr Schwager fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn; er schien gelaufen zu sein.

Welches Entsetzen sie vor diesem Manne fühlte! Er schien unschlüssig zu sein, was er tun sollte, ging ein paar Schritte und blieb wieder stehen. Auf dem Bahnhof regte sich jetzt

mehr Leben. Ein paar Hotelwagen fuhren an, der Gepäckträger schlurfte schneller, ein paar Leute kamen gegangen; der Bauer sah nach seinem Pferd. Einige Gasflammen wurden heller gedreht. Professor Henneberg schritt jetzt zielbewußt der Treppe zu, die in das Bahnhofsgebäude führte. — Jetzt wurde das erste Signal geläutet — der Gepäckwagen setzte sich in Bewegung und polterte auf den Perron hinaus.

Kristine wußte nun, daß ihr Schwager sie hier zu finden glaubte. Man hatte sie vermißt; der Gedanke an ihre arme Mutter schmerzte sie körperlich, grub sich ihr scharf ins Herz, und ihr arme Mutter hatte wohl auch schon den Brief gelesen, den sie ihr geschrieben. Ihre arme, arme Mama! — Man hörte den Zug heranbrausen, immer näher und näher kam es — und mit einemmal wie unvermittelt mächtig und rollend. Jetzt gellte der Pfiff — ein eiliges Treiben — Keiner konnte nur nach den Geräuschen, den Rufen, dem Laufen und Poltern den Gang der Dinge verfolgen. — Aber jetzt ging der Zug schon wieder — — und nun mußte sie erwarten, daß ihr Schwager an ihr vorüberkommen würde.

Sie wagte nicht zu fliehen. Sie stand totenstill, sie sah nichts, sie empfand seine Nähe, er ging ganz dicht an ihr vorüber, er ging zur Stadt zurück. Die leisen Schritte verhallten — sie öffnete die Augen; sie atmete wieder. — —

Nun aber wußte sie, daß sie sich nimmermehr zu dem Billettschalter wagen würde — aber was sollte sie tun, wohin sich wenden?

Der Gedanke, daß ihr Schwager sie entdecken und über sie verfügen würde, erstarrte ihr Herz. Und wollte sie sich jetzt aufmachen und gehen, so weit sie die Füße trügen, wie weit würde sie kommen in dem hohen Schnee, so unsäglich matt, wie sie sich fühlte? — Da kam der Bauer aus dem Bahnhofsgebäude und lud ein Fäßchen auf seinen Wagen. Die Gasflammen wurden wieder klein geschraubt, der Gepäckträger und die Bahnbediensteten fielen wieder in ihren

schlurfenden Schritt zurück, eine Art, sich vorwärts zu bewegen, so zwecklos und gelangweilt, wie sie einzig auf den öden Bahnhöfen kleiner Städte im Gebrauch ist.

Der Gepäckträger schlurfte an den Wagen, unterhielt sich mit dem Bauer, half ihm das Fäßchen auf den Korbwagen binden und klopfte dem Pferd auf die Nase. — „Was is en in Rode lus?"

„Nischt, das ich wüßte."

Und ohne sich zu besinnen, wie im Traume, trat Kristine zu dem Bauer an den Wagen und sagte:

„Wollen Sie mich mitnehmen? Ich will auch nach Rode."

Kristine sagte das alles standhaft und ruhig. Sie hatte nach allem Jammer, der über sie hereingebrochen war, den festen Entschluß jetzt vor Augen, zu leben — für ihr und sein Kind zu leben; und wollte sie das, so mußte sie fest und ruhig sein.

„Mir wärsch recht, wenn Se mersch zahlen. Zwei Mark kost's", sagte der Bauer.

„Ja", antwortete Kristine.

„Haben Se Gepäck?" frug er.

„Nur das", und Kristine hob ihre Reisetasche in die Höhe.

Der Mann nahm sie ihr ab, legte sie in den Wagen, rückte auf dem Sitz die Decke zurecht, schob das Bündel Stroh besser vor, daß es seinem Fahrgast die Füße wärmen konnte, half Kristinen in den Wagen, nahm vom Pferdchen die wollene Decke, schüttelte sie, schwang sich in den Wagen und breitete die Decke über sich und seine Nachbarin. Das Pferdchen zog an. Die Schellen erklangen, und unter dichtem Schneefall ging es in die Nacht hinaus.

Viertes Buch

Erstes Kapitel

Nach einem milden Vorfrühling, der schon alle Knospen und Keime berührt hatte, daß sie feucht in jenem lebendigen rötlichen Braun schimmerten, war ein harter Nachwinter hereingebrochen. Der Märzenwind, der schon so lind gewesen, daß er in kleinen Blumenhäuptchen gespielt, daß er den zarten, weichen Veilchenduft von den Hecken hergeweht hatte, war umgeschlagen, und die Härte und Schärfe, die auch versteckt in seinem wärmsten Hauche liegt, hatte die Oberhand gewonnen und Regen und Schneewolken vor sich hergetrieben.

Auf die ungeduldigen Keime, die die Knospen sprengen wollten, war Schnee gefallen und ihr Eifer wurde abgekühlt; die Veilchen, die sich unter der kalten Decke zusammenduckten, hatten ihren Duft verloren. Die Stare pfiffen kläglich auf höchsten Baumgipfeln ihr Abendlied im Schnee — und dem ersehnten Frühling war ein kurzer Einhalt getan.

Auf einen Waldweg, der unter jungen Buchen hinführte, war in glitzernden Kristallen der hartkrustige Schnee gefallen, der sich wie ein Eisüberzug um die Zweige gelegt hatte. Die Sonne hatte ihn erweicht und zum Schmelzen gebracht. Dann war wieder mit Sonnenuntergang der eisige Märzwind gekommen, und so war er wieder erhärtet. Nun um die Mittagsstunde sprang er von den Zweigen ab und rieselte auf das gefrorene, dürre Laub, das leicht mit Schnee gemischt war, und auf den schmalen Weg.

Seit Stunden mochte niemand diesen Weg beschritten

haben, keine Fußspur war in das zarte Eisgeflimmer eingedrückt. Es war ein rechter Märzentag, scharf und frisch, für einen sorglosen Menschen ganz angenehm; aber für Tausende und aber Tausende, die das Leben bedrückt und geschädigt hat, schwerer erträglich als eine ehrliche Winterkälte. Die schrägfallenden, scharfen, blendenden Sonnenstrahlen, der beißende Wind, die grelle Beleuchtung, alles so erregend und durchdringend.

Der Weg führt über Hügel und durch Täler, Ausläufer des Thüringer Waldes, durch eine freundliche lichte Gegend. Jungholz, schlanke Buchenstämme, an die sich hin und wieder Fichtenunterholz schmiegt. Leichtes Auf und Nieder der Wege und Pfade, drüben auf dem Hügel dichter Fichtenwald. Auf dem Wege unter den jungen Buchen hin geht das menschliche Wesen, das dem unberührten Pfad die ersten Fußspuren aufdrückt, ein junges Weib in einen warmen Pelz gehüllt, eine Reisetasche und ein kleines, fest zusammengeschnürtes Bündel in der Hand. Sie geht langsam. Ihre Gestalt und ihr Gang verraten, wie mühselig ihr das lange Wandern fällt, jetzt, so vereinsamt im eisigen Märzwind, bergauf und ab. Wohin mag sie wollen?

Wohin? Das ist die Frage für ungezählte Unglückliche. Wohin? Da würden sie uns mit ihren trüben, gleichgültigen Augen ansehen, wie aus einem schweren Traum aufgeweckt. Wohin? Ja wohin? Wohin? Wohin denn? Wir wissen's nicht, wir werden getrieben. — Wohin? Vom Glücke, vom Wohlergehen ab, immer weiter ab von Freunden und solchen Herzen, die uns verstehen, die es gut mit uns meinten, treibt es uns — in die Vereinsamung, die für die Elenden und Verlassenen immer bereit ist. Gott weiß wohin! Fragt das dürre Laub, das der wilde Herbststurm vor sich hertreibt, wohin es will. Es gibt euch genau dieselbe Antwort. Es wird getrieben und läßt sich treiben.

Vom letzten Zufluchtsort hat sie ein frecher Blick ver-

trieben, eine freche Frage, die Todesangst, entdeckt zu werden, ihrem Schwager überliefert zu werden, diese Angst, die ihr Tag und Nacht nicht Ruhe läßt, die sie immer wieder antreibt, aufjagt.

Sie will den Ihren nicht in die Hände fallen!

Fort — fort — fort — immer wieder fort! —

So war sie jetzt wieder auf und davon, wie im Fieberwahn.

Sie wollte nach Blankenhain, einem kleinen Nest, von dem sie nicht mehr als den Namen wußte; nur nicht bleiben, wo sie war! — nur das nicht!

Sie hatte sich erst einen Wagen nehmen wollen — aber das kostete zu viel, das war so beschwerlich einzurichten.

Und niemand sollte wissen, wohin sie gegangen, keine Menschenseele.

Und es sollte nicht weit sein. Sie wollte langsam hingehen — immer wie im Fieber — immer in Angst wie ein verfolgtes Wild.

Sie ist jetzt in hohen Fichtenwald getreten.

Da rauschen die Baumwipfel, da ist das Licht nicht so grell, da ist tiefe Einsamkeit wie in einer leeren, kalten Kirche.

Das Grün der alten Tannen nach all dem hellen Licht!

Da sinkt das arme Geschöpf in Verzweiflung hin, als wäre hier ihr Ziel.

Sie kann nicht mehr weiter! Ein Gefühl, das sie erstarren läßt, das ihr das Herz stillstehen läßt, ist über sie gekommen.

Sie liegt unter einem Baum, den Kopf auf dem Arm.

In ihren Zügen Verzweiflung und Angst.

Herr Gott — wäre sie nicht gegangen!

Da war es — das Bange — Angstvolle — das Schreckliche.

„Mamachen! Mamachen!" schreit sie auf, als wäre ihr ein Todesstoß gegeben.

Aber die verzweifelte, einsame Stimme verklingt, die alten Tannen rauschen vor sich hin, wie in tiefen Gedanken. Die

Erde ist kalt und hart, die Luft scharf und durchdringend. — Sie ist allein und hilflos, in der schweren Stunde alles Beistands bar.

Und „Ker!“ und „Ker!“ jammert die unglückliche Kreatur.

Das Rauschen im Walde wird dumpfer, verhaucht, schwillt wieder an. Ein Vogel pfeift in der kalten Luft sein Lied: dü — dü — dü. —

Da unter ihm auf dem grünen Moos trägt ein junges Weib ein gewaltig Stück des Leidens dieser Welt, das große Leiden des Weibes, und wird wie von einem Meer von Qualen hin- und hergeworfen, von Qualen zerrissen und von Herzensjammer gepackt. Stunden vergehen, langsam, langsam, langsam und seelenerdrückend, wie Ewigkeiten.

Die Qual steigt und steigt, wird unerhört. Das geheimnisvolle Ereignis des Lebens schreitet erbarmungslos über das arme Geschöpf, als wollte es sie zermalmen und vernichten. Der gemartete Körper zuckt und ringt. Sie hört ihre eigene Stimme und graust sich vor dieser Stimme — dieser jämmerlichen, gemarterten Stimme.

Die Abendsonne scheint jetzt rosig auf die Fichtenstämme, die Schatten werden länger.

Während sie mit Schmerz und Angst kämpft, zieht durch ihre Seele eine Flut von Bildern — ihr ganzes Leben — ruhige, heitere Bilder aus ihrer Heimat, Erlebnisse mit ihren Eltern, alles so behaglich, so reich, so liebevoll. — Wie diese Bilder weh tun! Wie vergiftet sie sind! Und dann die schrecklichen Stimmen und Blicke, die sie strafen, die sie in die fremde Welt hinausgejagt haben, die sie noch immer jagen.

Sie sieht im Geist die wohlgepflegte Hand ihres Schwagers, die glänzende Manschette und fühlt den Schlag auf ihrer Wange, diesen Schlag, den sie bis ans Lebensende fühlen wird.

Da schreit sie wild auf.

Es ist kein Traum.

Sie hat ja alles mit erlebt! All diese Sorge — diese Umsicht — dieses Bangen — dieses Helfen — das Hätscheln und Trösten.

Sie faßt die Möglichkeit der Gegenwart nicht mehr.

Die Gedanken verwirren sich ihr. Sie leidet gräßlich.

„Wie ein Tier! — Wie ein Tier!“ schreit sie wieder.

Ihr Gesicht ist verzerrt.

— Und die Abendsonnenschatten werden immer länger — das Rauschen der Tannenwipfel wie schlaftrunken. —

Das leise Piepen der Vögel.

Alles neigt sich der Nacht zu.

Die geheimnisvolle Abendstille sinkt auf den Wald nieder und bringt jenes Schweigen, jenen urweltlichen Frieden, der im dichten Tannenwald zur Dämmerstunde wie ein Traum aus der uralten Erde jungen Tagen aufsteigt. Und die Tannen rauschen die gewaltige Melodie dazu.

In der Waldesdämmerung liegt ein zermartetes, zerrissenes, blutendes Tier mit irrem, wildem Blick — und was es tut, wie es sich hilft, tut es in dumpfer Raserei.

„Mein Kindchen! — — — Mein Kindchen — — — Mein armes, armes Kindchen!“

Das ist eine Stimme, eine so unsäglich rührende Stimme, wie aus einer andern Welt; so treu, so übermenschlich gut, so hinsterbend.

Das heißeste erste Liebeswort ist kalt dagegen.

Und das zerrissene, verlassene Geschöpf drückt etwas an ihre Brust, warm angeschmiegt, unter ihrem Pelz ganz eingehüllt — und die armen, zitternden, schwachen Hände halten es, so bang, als sollte es ihr genommen werden.

Sie denkt nicht an die Nacht, die hereinbrechen wird — an nichts — an nichts auf der Welt — nicht was sie tun

soll — nicht was sie tun kann, nicht was ihrer in der kalten, dunkeln, einsamen Nacht wartet — nicht an den Tod — an nichts. — Eine unsägliche Schwäche ist über sie gekommen, eine Todesmattigkeit — nichts weiß und sieht sie mehr — wie ein weißer Dunst ist es über sie gefallen, nur das winzige Wesen an ihrer Brust empfindet sie — wärmt sie — jede, auch die leiseste Bewegung von ihm durchströmt sie, wie etwas Ungeahntes, Unwahrscheinliches, — und sie sinkt tiefer, tiefer in den weißen Nebel, der über sie gefallen ist — — — und ist so matt, so unaussprechlich matt. Es liegt so schwer auf ihren Augen. Die Augen fallen ihr zu. Aber sie will nicht einschlafen, sie will wachen.

Da liegt sie in der Nacht, der schrecklichen, heiligen Nacht. Da hört sie eben Kers Stimme. — Sie sieht ihn noch nicht — aber sie hört die Stimme! — Sie ist froh, die Stimme zu hören, und jetzt fühlt sie das leise Sichregen an ihrer Brust — da denkt sie — träumt sie. — — Sie weiß, was sie im Arm hält — weiß es nicht — sie hält es auch noch ein wenig fester, es soll ganz warm an der Brust liegen. — Sie hört einen ganz feinen, feinen Atem unter ihrem weichen Pelz. Aber die leuchtende Nacht liegt doch auf ihren Augen — und das ferne Meeresrauschen hört sie auch. Über sich? Liegt sie denn auf dem Meeresgrund? Sind die Wellen so weiß und leuchtend, die über sie hingehen? — Und wie sie sie einschläfern! — so wie nichts auf der Welt — und wie sie ihr schwer auf die Augen drücken. — Und jetzt hört sie wieder Kers Stimme — und sie denkt, daß sie ihm alles — alles — alles erzählen will — alles — alles — alles. — — —

Sie hört seine Schritte — nun wird sie ihn sehen — bald. — Sie möchte aufstehen. — Sie will zu ihm gehen. — Sie kann aber nicht. — Ihre Hand hält den Pelz auf der Brust zusammen, damit das Kleine nicht von der kalten Luft getroffen werden kann. — Es bewegt sich jetzt ganz leise. — Sie fühlt so ein winziges Händchen oder ein Füßchen ganz deut-

lich. — Das durchschauert sie, und wieder wogt es über sie und legt sich ihr zentnerschwer auf das Herz. Sie hört Schritte, ihr sind es Kers Schritte. — Da war es ihr, als wenn sie selbst gerufen hätte — so wie ein Schmerzensschrei war es gewesen. — Sie wollte nach Ker rufen; aber es ging nicht. — Sie rief nicht. — Sie konnte den Namen nicht rufen, die Zunge war ihr so schwer.

Aber die Schritte — die Schritte — immer die Schritte, und jetzt raschelt es um sie herum.

Da hält sie ihr Kindchen enger an sich — und kämpft, sie will die schwere, wogende Decke von den Augen haben — und sie stöhnt dabei leise — das hört sie, als stöhnte eine andere — und endlich — endlich bringt sie die verwirrten Augen auf. — Wie schwer das war! Da sieht sie tiefe Dämmerung um sich her. Den ersten Augenblick scheint es ihr ganz dunkel zu sein, aber nach und nach erkennt sie alles um sich her. Da steht eine Gestalt vor ihr, ein altes Weib mit einem Reisigbündel auf dem Rücken, die Arme eingestemmt. Wie kam denn die her? Und das alte Weib schaut so auf sie hin, so wie auf etwas, was sie gefunden und was sie betrachtet, so wie auf ein Wild etwa. Da fährt es Kristine angstvoll durch den Kopf, daß das Weib wohl wieder gehen könne.

Kristine hatte die Augen jetzt weit offen — aber sie war so sinnlos, daß sie sich nicht fassen konnte. Sie wollte etwas sagen; aber sie konnte nicht.

Da schlug sie ein ganz klein wenig den Pelz auseinander, und aus der kleinen Lücke im Pelz da zappelten winzige Fingerchen hervor.

Da schüttelte das Weib mürrisch den Kopf und brummte etwas und stand und schaute immer noch, ganz so, als hätte sie ein Wild gefunden, so betrachtend, als wäre, was sie gefunden, nicht ihresgleichen — und Kristine fielen die Augen wieder zu.

Das alte Weib sprach zu sich selbst: „Die müssen wir nun schon mitnehmen — jo — jo — jo — das müssen wir — das müssen wir mitnehmen. Jo — und schlafen — das wär mer jetzt das Rechte.“ Damit rüttelte sie Kristine ein wenig. — „Ja schlafen! Jo — jo — jo!“

Jetzt setzte sie das Reisigbündel ab.

„Gehen Se her —“ murmelte das Weib und griff nach dem Bündelchen, das neben Kristinen aufgeknüpft lag.

„Windelchen! Windeln o je!“ Da kicherte das alte Weib ganz eigen, ganz sonderbar, als hätte sie bei einem jungen Rehkalb Windeln gefunden — und mit ungeschickten Fingern hielt sie Kristine allerlei aus dem Bündel hin.

„Nun geht's schon — nun geht's schon, das wickeln wir ums Kind — dann geht's schon, dann geht's schon.“ —

Kristine tat, wie die Frau sagte, mit übermenschlicher Anstrengung; ganz schwindelnd, im Traum tat sie's, aber ohne daß das Kleine aus dem warmen Pelz herausgeschaut hätte. Dann wollte die Alte Kristinen das Kind abnehmen da.

Da kam einer. Ein Holzhauer war's, der heimging. Kristine hörte die Alte mit ihm murmeln — dann fühlte sie sich emporgehoben und getragen. —

„Ist noch nicht wieder bei Verstand“, erläuterte sich die Alte selbst. „Aber daß alles so abgelaufen ist, wie's abgelaufen ist — jo — jo, wenn eins verzweifelt is — jo — jo — jo — war scho efters do.

Nur immer Achtchen geben — tut sich schon — gleich sin mer da, nur immer langsam — langsam — langsam — sachtchen — nur immer sachtchen.

So, da hätten wir wieder ein Wickelkind mehr auf Erden“ — murmelte die Alte — „mir is recht, wenn's ihm auch recht is. — Nur immer zu. — Unsereins würde sich besinnen, noch einmal zu kommen. — Nicht um ein paar hundert Mark tät's unsereins.

Is mer erscht unterm Rasen, da weiß mer, was mer hat — jo — jo."

Die Alte nickte vor sich hin und murmelte:

„Sachtchen — sachtchen — nur immer sachtchen", und murmelte weiter.

„Und gar so unter die vornehmen Leite neingeraten," meinte der Holzhacker, „wenn's einen nich wollen — uh je! — uh je! Ja, wenn s'es wegblasen kennten! — dann schon — dann schon!

Was wird denn Rotpläß aber sagen?"

Die Alte blieb stehen. — „Jetzt is er schon daheim, der wird gucke — ei du mein Gott — wird der gucke! Gelle ja?

Mein Bett trägt er mir gleich in die Kammer. — In der Küche, das is nichts, die Hühner — das is nichts." —

So summte und brummte die Alte ihre Gedanken laut weiter, wußte es selbst nicht, und Kristine hörte und sah nichts.

„Langsam — ganz langsam. — Sachtchen, nur sachtchen", brummte die Alte — „immer sachtchen, sachtchen!

Tee den mach' ich ihr, solang der Rotpläß das Bett aufstellt — Erdbeerblatt-Tee — das wär'sch. — Die kann lache — Erdbeerblatt-Tee — der wird's schmecke.

Die Kleie in der Kammer, die tut kei Menschen was, die soll der Rotpläß mir ja liege lasse, — der Tausendsakermenter — das Fenster soll er aber verstopfen, und feuern — einfeuern tu ich — das macht das Mannsvolk ewig nich recht — das bringt man dem Mannsvolk nich bei — Rotplätzen schon gar nich. Zahlen tut sie mir schon — mein' schon." — Die Alte sah prüfend auf Kristine.

„Fürs Kleine da nehmen wir den alten Waschkorb, und Heu find't sich auch. —

Sie wird mich schon zahlen — sie wird's schon.

Zudecken kann sie sich gleich mit ihrem Pelz.

Na, da wären wir ja, — — richtig, Rotpläß hat schon

Licht — das schon — dann is er auch daheim, — na, der muß mir gleich daran, der wird den Kinern jetzt das Abendbrot kochen."

In der tiefen Dämmerung, keine fünfzig Schritt von dem Fleck, auf dem die Alte das Mädchen gefunden, sah man ein einstöckiges, einsames Haus mit hohem Dach und hohen Fenstern, auf das sie zugingen, ein ganz einsames Haus, es mochte ein alter Landsitz sein; aber selbst in der Dämmerung machte es einen verlassenen, verfallenen Eindruck; ganz am Waldrand stand es, und ein breiter Weg, mit uralten Kirschbäumen bepflanzt, führte auf das Haus zu, und im Erdgeschoß war ein erleuchtetes Fenster zu sehen; die Hälfte der Scheiben war aber mit Brettern vernagelt. Der Holzhacker legte seine Last in der Küche auf die Bank am Ofen, um Gottes Lohn.

Und wie die Alte vor sich hingemurmelt hatte, so geschah alles. Rotplätz wunderte sich — Rotplätz trug das Bett aus der Küche in die Kammer, in der die Kleie lag.

Rotplätz war ein langer, knochiger Mensch in einer kurzen Jacke und lehmfarbigen Hosen. Er hatte ein freundliches Gesicht und schob den Kopf vor wie eine Schildkröte und machte keine Bewegung, ohne daß zwei kleine Buben hinter ihm drein waren.

Kristine lag mit dem Kindchen in der kleinen lauen Küche, auf der Bank am Ofen, ohne sich zu regen, ganz stumpf; und um sie her wirtschafteten die Alte und Rotplätz.

In der Nebenstube arbeiteten sie an einem eisernen Öfchen, man hörte sie pusten und blasen und murmeln und hörte das Feuer prasseln, und Wasser setzten sie auf.

Und nicht lange dauerte es, da lag Kristine in dem Bett der Alten in einer Stube, die nach Kleie roch; der kleine Ofen glühte; Rotplätz hatte auch ein Nachtlicht, das in einem zerbrochenen Kaffeekännchen still brannte, hingesetzt; „aus der Fabrik" hatte er gesagt und auf das Kännchen gewiesen.

Kristine hatte auch Erdbeerblatt-Tee bekommen — und jetzt lag sie ganz ruhig. Die Wände des Zimmers, das einmal bessere Tage vor langer Zeit gesehen hatte, waren sonderbar bemalt. An einer Wand ein sehr zerkratzter und verschabter, feuerspeiender Berg, der mit seinen Funken und Flammen und einer fürchterlichen Dampfwolke die ganze Höhe und Breite der Wand einnahm, die er seit langer Zeit wohl schmücken mochte; und die anderen Wände waren geziert mit lebensgroßen Jägersleuten, die teils die Hände in Muffen hielten, teils nicht, und denen im Lauf der Zeit übel mitgespielt worden war. Sie hatten Nägel in den Nasen, den Augen, Nagellöcher in der Brust, es fehlten ihnen Arme und Beine, manchen fehlte der Leib, manchen der Kopf — aber im großen und ganzen waren sie doch alle noch da und nahmen sich merkwürdig aus.

Die Alte brömmelte in der Küche vor sich hin, klapperte und wirtschaftete. Sie hatten auch das Kindchen in einem alten Backtrog gebadet. Jetzt schaute die Alte zur Tür herein und sah nach Kristinen, und wie sie die so still fand, da schloß sie leise die Tür. Kristine sah noch eine Weile vor sich hin — und neben ihr aus dem Waschkorb, aus dem Heu, da drang so ein feines, feines, frühlinghaftes, wunderzartes, kleines Stimmchen, und diese Tönchen drängten sich ihr ans Herz und durchschauerten ihr Seele und Körper. Die ganze Welt — alles — alles versank, nichts hielt diesen kaum vernehmbaren winzigen Lauten stand. — Alles Leid nicht, alle Todesqual nicht, keine Erinnerung, und bald schlief auch Kristine neben dem Kindchen tief und ruhig.

Zur Stunde, als Kristine und das Kind gebettet waren, das eiserne Öfchen fauchte, die Wipfel der Tannen vor dem alten, verlassenen Landhause nächtlich rauschten, das Nachtlicht in der zerbrochenen Kaffeekanne flackerte, und das Kleine so ruhig und fein in seinem Heubett fiebte, und

Kristine in tiefen Schlaf gesunken war, der Duft des Erdbeerblätter-Tees noch zart die kleine schwarze Küche durchzog und im Zimmer sich mit dem Kleiegeruch verband, lebten sie in Jena im ungewissen über Kristinens Schicksal.

Mathilde Swensen und Frau Professor Majunke waren Frau Ahrensee unerbittlich zur Seite in jedem Augenblick.

Die arme, aus dem Glück vertriebene, rosige Frau stand ratlos zwischen ihnen und ihrem Schwiegersohn und ihrer Tochter Olga und wußte nicht ein und nicht aus. Sie war wie ein Vogel, den der Sturmwind aus dem Nest geschleudert hatte. Wohin er sie geschleudert, das war ihr so fremd, so unbegreiflich. Sie hatte nur ihr Nest gekannt, von der ganzen weiten Welt nichts als ihr Nest — und alle, die darin ein- und ausflogen, hatte sie so sehr geliebt und war so glücklich mit ihnen gewesen. Und nun alles fort, — lauter fremde Leute! — Olga — da war auch so etwas Fremdes dabei, und was sie zuerst im Glücke bewundert, Olgas Sicherheit in allen Dingen, die Fehlerlosigkeit im Hausstande, die Eleganz, die Vollkommenheit in allen Dingen, bei all dem wurde ihr jetzt so bitter weh, es legte sich ihr alles so fremd wie ein eisiger Reif ums Herz. Ihr Heim, ihr guter Mann, ihr armes Kind, von dem sie nicht wußte, wohin es sich gewendet — das war ihre Welt, in der sie scheu in Erinnerung und in Angst und Bangen lebte.

Die ruhige, glückliche Frau Ahrensee, die ihr Lebtag keinen Kummer kannte, die ihrem Hauswesen friedlich und frei und stolz vorgestanden hatte, die nichts Schöneres, nichts Besseres wußte als ihre Familie, die hatte so etwas Verängstigtes bekommen, ihre hohe, weiche Gestalt hielt sich nachlässig vorgebeugt, ihr immer hübsch frisiertes blondes, welliges Haar war nur so zur Not gleichgültig ein wenig zusammengesteckt. Sie erschrak bei jedem Türgehen, bei jedem Geräusch, errötete wie schuldbewußt, wenn ihr Schwiegersohn sie anredete, grübelte vor sich hin, ohne zu wagen, mit irgendeiner

Seele offen zu reden und sich auszusprechen, und führte in allem Behagen ein jämmerliches Leben seit dem Tode ihres Mannes und seit dem Tode — Kristinens. Sie wagte selbst nicht anders von ihr zu sprechen, wenn sie mit ihrem Schwiegersohn und Professor Majunkes und Mathilde zusammen war, als von einer Toten — sie wagte es nicht anders; und mit fremden Leuten da mußte sie ganz gleichgültig von ihr sprechen, von einer Reise, von einer Verwandten, so etwas, sie wußte selbst nicht recht was. Es mußte so sein. In ihrem armen Kopf sah es verwirrt aus, und das Herz wollte ihr vor Jammer oft brechen.

Wie ein furchtbares Urteil, wie ein Todesurteil sah sie es über Kristinen liegen, und kein Mensch konnte dies Urteil ändern; es lag nun einmal unerbittlich auf ihr. Sie brauchte nur die Blicke, unter deren Bann sie lebte, sich zu vergegenwärtigen, — da war kein Erbarmen, da war kein Abweichen von dem, was sie wollten, da war alles ehern und unbeugsam. Ja, und all diese Blicke, die das Todesurteil in sich trugen, konnten lächeln, ganz unschuldig und höflich lächeln, mit fremden Menschen lächeln, konnten so harmlos blicken. Kristine war aus dem Kreise der Lebenden gestrichen, war ausgewischt, sie blickten schon über sie hinweg. — Annuschka war nach Finnland zurückgeschickt. Man hatte von ihr befürchtet, daß sie in ihrer wilden Aufregung, in ihrer wütenden Sehnsucht nach Kristine alles verraten könnte.

Sie hatte nachts vor Frau Ahrensees Bett gelegen, und Frau Ahrensee hatte sie heiß schluchzen hören, so in die Kissen hinein, so versteckt, Nacht für Nacht. Sie weinte auch, wie man nur über eine Tote weinen kann.

„Zu Kind müssen Frau gehen; wo sein Kind?“ hatte sie Frau Ahrensee in jeder Nacht zugeflüstert. „Bald müssen Frau gehen zu unser armes Kind; mich mitgehen!“

Annuschka hatte Frau Ahrensee tief erregt durch ihr nächtliches Schluchzen und durch jedes Wort, was sie da sprach.

Annuschka hatte an ihr gezerrt, wie an einer Pflanze, die sie aus dem Boden reißen wollte. Ja, Annuschka begriff nicht, wie die Menschen ganz wie Pflanzen festgewachsen sind. Sie sah Frau Ahrensee völlig frei umhergehen. Sie brauchte ja nur zu laufen, dann wäre sie da, wo sie sein sollte.

„Warum Frau nicht gehen? Warum Frau nicht gehen?" hatte sie wie zu einer Verrückten Nacht für Nacht gejammert, und hatte ihr die Hände geküßt, und immer wieder geküßt, und hatte den tollen Kopf geschüttelt und wütend geschluchzt, so fassungslos, so unsinnig, daß man sie nicht länger behalten konnte. Sie hätte das ganze Haus rebellisch gemacht.

Und der Abschied von Annuschka, wie war der Frau Ahrensee bitter schwer geworden. Sie erschrak fast vor sich selbst, wie heftig sie an der unsinnigen Annuschka hing, an einem so weit unter ihr stehenden Wesen — ; aber es war, wie es war: Annuschka stand ihrer Seele jetzt näher als alle miteinander — und war ihr nun auch genommen. Und als Annuschka so stumpf und starr mit ihrer Reisebegleitung, die sich für sie gefunden hatte, fortgeschafft wurde, da schnürte es Frau Ahrensee die Kehle zu. Nur Mathilde jetzt nicht sehen, dachte sie damals, Mathilde, die Annuschka nie leiden konnte, und die es für notwendig gehalten hatte, Annuschka nach Hause zu schicken.

Frau Ahrensee wurde von ihren Angehörigen mit außerordentlicher, gewissermaßen weihevoller Achtung behandelt, so etwa, als hätten sie unter sich eine Märtyrerin und Heilige, aber diese Ehrfurcht vor ihrem großen Schmerz, diese Achtung und diese Weihe beengten ihr das Herz wie dicke Weihrauchnebel. Es legte sich alles wie schwere Fesseln auf sie. Und diese Ordnung, diese vollendete Lebensführung, die Eleganz, die Vortrefflichkeit, Vornehmheit ihrer Umgebung, die mit jedem Opfer erhalten werden mußte — wie sie das alles fürchtete!

Und mit der Zeit, da sickerte ein Gerücht durch, wo man Kristine zu suchen habe, erst ganz ungewiß, unglaublich, doch nahm es mehr und mehr Gestalt an. Und als eine Schickung Gottes konnte man es ansehen, daß dies Gerücht gerade in die Villa sickerte und nirgends anders hin.

Durch die ausgezeichnete Amme kam es auf, die aus der Gegend war, in der sich Kristinens jammervollste Zeit abgespielt hatte.

Frau Ahrensee erfuhr von diesem Gerüchte, seinem Auftauchen, seinem Deutlicherwerden nichts, alles spielte sich zwischen dem Professor, Frau Professor Majunke und Mathilden ab, und es wurde beschlossen, daß diese zu Kristinen reisen sollten.

Zweites Kapitel

Mein lieber Ker, ich bin ganz allein, sie haben mich alle vergessen, auch mein armes Mamachen — alle, alle —! Ich kann nicht schlafen, weil sie mich so ganz und gar vergessen haben, es ist, als fehlte die Luft zum Atmen. Mich will es oft ersticken, daß die Menschen böse auf mich sind — daß sie so schlecht von mir denken!" So schrieb Kristine in einer Frühlingsnacht in das Unbestimmte hinein. Sie saß in ihrer Stube im Reisberghaus; das flackernde Nachtlicht im Kaffeekännchen warf seinen Schein auf die Wand mit dem verschabten, feuerspeienden Berg und auf die dicke Rauchwolke, die diesem Berg entquoll, und Kristine schrieb in ein blaues Schulheft. — Das Kindchen schlief in seinem Heukorb. Sie hatte es ganz neben sich gerückt, neben ihre schmale Küchenbank, auf der sie saß, und neben den alten kleinen Tisch, dem Rotplätz wieder zu zwei neuen Beinen aus Fichtenstämmchen verholfen hatte, damit das „Kretur" doch stehen könne. —

„So lebt es sich auf dem Grund des Meeres —" schrieb Kristine wieder, nachdem sie lange, lange mit verweinten Augen vor sich hingeblickt hatte, ganz in Gedanken verloren — „kein Mensch kann den Weg dahinunter finden — und wer da unten ist, den haben sie verloren gegeben, der ist tot, der ist nicht mehr; und wenn er dennoch wäre, da säh' er die Welt durch das Wasser wie einen Schein — und das Wasser geht über ihn hin, niemand kümmert sich mehr um ihn, niemand ahnt etwas von ihm. — Wie ist es ihm angst und bange! — Wie hebt er die Hände — wie sehnt er sich — und niemand weiß etwas davon. —"

Kristine weinte heftig, und durch ihre Tränen sah sie alles wie einen Schein, und sie dachte, daß es so wäre, als ob sie durch tiefes Wasser hinauf ins Helle schaue.

Da rührte sich das Kleine in seinem Korb — und ein Stimmchen weckte Kristine aus ihrer Versunkenheit, ein

Stimmchen noch halb im Schlaf, so leise quäkend, so weich wie feuchte Frühlingstöne. Da neigte sie sich über den Korb und sah in blinzende Augen; sie sah zwei winzige feuchte Fäustchen, die in einen kleinen, schimmernden Mund sich zwängen wollten, darüber fingen die Tönchen an und gurgelten wie aus einer Wasserpfeife und übergurgelten sich und quäkten wieder, so zart, so hilflos, so jämmerlich. Kristine nahm den warmen kleinen Kerl in die Höhe; da schnaufte er ein wenig, schnellte mit den Beinchen und dem winzigen Körper, und Kristine hielt ihn an sich gedrückt wie einen Vogel und schmiegte ihre Lippen an das weiche Köpfchen, in dem das Leben schnell und warm pulsierte und das einen so knospenhaft zarten Duft ausströmte. Dann wurde das Kerlchen ruhig, ganz unverschämt zufrieden und lag an der jungen Brust, und wurde so warm gehalten, so mütterlich — und schnaufte — und manchmal kam ein komisch tiefer Atemzug aus der zarten Kreatur — da hatte es sich ein wenig verschluckt und wieder ausgeruht, und dann war es wieder so eifrig.

Kristine hielt es wie ein Wunder, das ihr immer noch nicht ganz glaublich schien, mit behutsamer, leidenschaftlicher Liebe. Und draußen war dunkelfeuchte Mainacht. Es zogen Wolken über den Himmel, und die Tannen rauschten. In der rauchigen kleinen Küche lag die alte Frau in tiefem Schlaf, und über dem Zimmer von Kristinen und dem Kindchen lag Rotplätz mit seinen drei Kindern. Sie schliefen auch alle vier fest und ruhig. Es war so still, so nächtlich, daß Kristine ihr Herz hätte schlagen hören können, und sie saß in dieser Stille der Mainacht, die zu dem halbgeöffneten Fenster eindrang, so sorglich ruhig wie ein Madonnenbild in einer Kapelle.

Wenn solch ein mütterliches Bild, vor dem die Leute knien und es anbeten, seine Gedanken und Gefühle äußern könnte, so würden es die schmerzlich leidenschaftlich süßen sein, die die Seele des jungen Weibes in der einsamen Kammer bewegten.

30. Mai.

Mein guter, lieber Vater ist noch immer mit mir — alle anderen schweigen. —

Du und mein Vater! — euch höre ich, sonst niemand. — Und wie du in der letzten Nacht, ehe du gingst, mit mir sprachst, mein Ker, das wird mir nun lebendiger. — Was war mir damals das Elend der Menschen! Ein Wort! — ein andächtiges Wort. — Und daß du dein Leben opfern wolltest zu helfen, und daß du mit den Elenden, den Verlassenen, den Zertretenen stehen wolltest, für sie kämpfen wolltest, das schien mir sehr schön und gut von dir. Aber, mein Ker — wenn du zurückkehrst, da findest du nun eine, die es aus tiefstem Herzen empfunden hat viele Tage, viele Nächte lang, verlassen im Elend, beschimpft und verachtet, und die jetzt anfängt zu ahnen, daß es auf Erden undenkbares Leid gibt. —

1. Juni.

Mein lieber Ker, ich bin so einsam, und wenn ich mir vorstelle, daß alle Menschen, die mich kannten, jetzt wie von einem schlechten Geschöpf von mir reden, und daß ich überall ausgestoßen bin, wenn ich an die entsetzlichen Blicke denke, und daran, wie Er mich geschlagen hat, — ganz sinnlos vor Abscheu und Entsetzen! Und wie mein Mamachen auf dem Boden lag und lachte und schrie und weinte — da faßt mich so eine wilde Angst — und ich komme mir vor wie ein stummes Tier, das zu den Menschen sprechen möchte.

Weißt du, Ker, wie unser Kindchen heißt? Peregrin, so, wie du einmal sagtest, daß die Menschen heißen müßten, und wie das Bübchen hieß, dem ich im Schneegestöber begegnete und das nicht heim durfte und dem ich ein wenig Gutes tat. Der Name legte sich mir damals ans Herz, so weich und schmerzlich — und nun heißt unser Kindchen so.

Was Rotpläß für ein sonderbarer Mensch ist! — Die meisten Leute würden es komisch finden, über Rotpläß überhaupt nachzudenken. Wenn er so gebückt geht, als schöbe er einen Schubkarren, so sieht er ganz sonderbar aus, und vollends wenn er abends von der Fabrik nach Hause kommt. Er hat fünfviertel Stunden laufen müssen und macht Schritte, wie ich sie noch bei keinem Menschen gesehen habe, und seine steifen, harten Stiefel, die dröhnen ganz dumpf, so ungefähr wie steife, lederne Glocken. Man hört ihn von weitem schon. Wenn er seine großen Stiefel an hat, da könnte er mit dem besten Willen nicht leise gehen; und wenn er sieht, daß unser Kindchen in seinem Korbe vor dem Hause schläft, da fängt er an zu schleichen — das sieht aus, als wenn er im Sumpf bis an die Knie ginge und nur mit der größten Anstrengung seine Beine mit den großen Stiefeln herausziehen könnte; und wenn dann seine zwei kleinen Buben ihm entgegenlaufen und die Buben ihren Posten hinter den großen Stiefeln einnehmen — sie sind da immer, sowie der Vater sich sehen läßt — da fängt Rotpläß zu zischen an: bst, bst, bst, so laut er nur kann, damit seine Buben unser Kindchen nicht aufwecken; und wenn es sich dann regt, dann schaut er sich nach den Jungen hinter seinen Stiefeln um und brummt: „Daß die Rangen nicht Ruh geben können!" Es gelingt ihm aber nicht oft, ein böses Gesicht zu machen. — Es ist so lang sein Gesicht, mit lauter kleinen Fältchen um die Augen und den Mund, und ist immer so zum Erdboden gewendet mit einer Freundlichkeit, wie der liebe Abendhimmel. — Er ist ein guter Mensch. Kaum ist er zu Haus, so fängt er an zu kochen. Sein Minchen, sein kleines Mädchen, hat das Feuer schon gemacht und die Kartoffeln aufgesetzt, und dann kochen sie sich eine Suppe. Manchmal hat er auch ein Stück Fleisch in seiner Tasche aus Blankenhain mitgebracht — da ist die Fabrik. Dann sind sie alle ganz aufgeregt, und die alte Frau Birnstingel läuft auch hinüber und schaut in den Topf.

Frau Birnstingel wollte unser Kindchen durchaus anmelden, wie sie sagte, und es sollte rasch getauft werden; aber Rotplätz ist immer nicht gegangen, so oft die Alte auch gezankt und den Rotplätz eine Schlafhaube genannt hat. — Als sie es ihn das erstemal geheißen, war er zu mir herangeschlichen, — ich saß gerade vor dem Haus, und Peregrin schlief bei mir — da hat er gefragt: „Soll's angemeld't wärn?" und dabei auf Peregrin geblinzelt. Da wurde mir so angst, und ich fragte, ob es denn durchaus sein müßte. — „Muß schonn," sagte er, „aber muß vieles was. Nach uns hier draußen fragen sie nicht viel — werden schon mal angelaufen kommen, die Godel."

Und nun ist er immer noch nicht gegangen. Wenn Rotplätz unser Kindchen herumträgt, so redet er es immer an mit „Pfannenstiel". — Ich habe ihn jetzt einmal gefragt, weshalb er es so nennt, — da sagte er: „Weil wir's noch nicht getauft haben, so lang heißen die Kinder hierorts Pfannenstiel."

6. Juni.

Wie gut, mein lieber Ker, daß ich den ganzen Tag zu arbeiten habe, — sonst wüßte ich nicht, was ich alles ertragen sollte; aber Peregrin braucht mich den ganzen Tag von früh bis in die Nacht, und er braucht so viele Dinge.

Ich wasche auch für ihn — dann gibt es allerlei zu nähen für ihn und für mich, dann wird etwas gekocht, dann will er getragen sein. Er gibt gar keine Ruh, und unter aller Arbeit da ist mir's oft, als hinge eine schwere, schwarze Wolke über mir aus lauter Sehnsucht und Erwartung — und Verzweiflung. — Aber solange ich arbeite, bald das, bald jenes, und immer jeden Augenblick nach Peregrin sehen muß, so lange schwebt die schwarze Wolke nur über mir, und erst nachts, da sinkt sie auf mich herab und hüllt mich ganz ein und ist so dicht und schwarz und traurig, daß ich nicht weiß, wo ich den Mut zum Weiterleben finden soll. — Wir

brauchen hier sehr, sehr wenig zum Leben. — Mein Geld reicht schon noch eine Weile. Meinen Pelz soll Rotpläß verkaufen und die kleinen hübschen Schmucksachen auch nach und nach — und dann wirst du ja kommen, mein Ker — und mein Mamachen wird auch kommen. — Ich fühl's an meinem Herzen, wie es immer wartet und wartet, und wie es immer unruhig ist, auch wenn ich nicht gerade an alles denke und mitten in der Arbeit bin, es liegt immer wie auf der Lauer. Wie oft schau' ich eilig einmal zum Fenster hinaus, man kann den Weg so weit hinabsehen.

Und ich stehe da auch oft mit Peregrin am Weg, der Weg ist gepflastert, aber wie eine Wiese mit Grün überwachsen, und da ist mir's, als wenn dieser Weg mich mit der Welt verbände, und als ob auf ihm alle, nach denen ich mich sehne, kommen müßten.

Rotpläß ging einmal vorüber, als er mich mit Peregrin so stehen und sehnsüchtig ausschauen sah.

„Wird schon kommen — wird schon kommen", sagte er und tätschelte mit seinen großen Fingern ganz zart und fein Peregrins Gesichtchen.

Und als ich nachts lag und Peregrinchen schlafen hörte, da war es das, was Rotpläß gesagt hatte: „Wird schon kommen — wird schon kommen", was mich so tröstend einschläferte. Er hatte ganz das Rechte gesagt. „Wird schon kommen." Du wirst schon kommen, mein lieber Ker. Das war das erste, lebendige Wort.

10. Juni.

Peregrinchen gedeiht recht gut. Er wird alle Morgen in Frau Birnstingels altem Backtrog gebadet — wie er da zappelt und sprudelt! Da halte ich ihn am Köpfchen, und der kleine Körper wird vom Wasser getragen, und seine winzigen Beine zappeln so wild und er sieht so rosig aus, und gestern hat er zum erstenmal, wie er im Wasser steckte, sein Mäulchen aufgesperrt, und seine Zunge lag wie aufgerollt darin, ganz

hoch und da hat er mit so hellen, süßen Tönen gekräht, so silbernhell — und dann gesprudelt, ganz wie ein vergnügtes Wasserpfeifchen, so daß ich gar nicht gewagt habe, ihm sein Mäulchen auszuwaschen, weil er immer dabei schreit und vor Zorn krebsrot wird — und ich habe ihm ganz andächtig zugehört, dem kleinen Menschen — und wie ich ihn angezogen hab', da sind wir miteinander hinausgegangen in den wunderschönen Morgen, da hat er neben mir gelegen im Wald in der Morgensonne und hat gestrampelt und mit seinen klaren Augen in den Himmel geschaut, und ich hab' gesessen und genäht und immer halb auf ihn und halb auf die Arbeit gesehen. — Und wie gerade über uns eine Amsel pfiff, da hat sein ganzes Körperchen vor Vergnügen geschnickt. Er hat's gehört.

Mein lieber, guter Ker — das sieht alles so aus, als müßte es so sein. Unser Kind fühlt sich so wohl auf der Welt — es tut gerade, als wäre alles ganz und gar in Ordnung, doch aus welcher Verwirrung entstand es. Welches Weh und Unrecht luden wir auf uns — und auf Peregrin, auf alle, die ich liebte, und welches Weh trifft uns! Nein — nein — Du dürftest nicht da sein, Du geliebtes Geschöpf. — Und wenn ich daran denke, wie sie Peregrins arme Mutter in der allergrößten Qual wie ein armes Tier verlassen haben — und wie sie sich voll Angst und Schrecken und Verzweiflung herumgetrieben hat — so elend, mein Ker — so über alles Maß elend —! und wie sie alles überstanden hat und nun neben ihrem Kindchen sitzt — da wieder denke ich, wenn die Menschen alles wüßten und mir ins Herz sehen könnten, — kein Winkel sollte ihnen verborgen bleiben, sie müßten mich wieder liebhaben, müßten gut von mir und von Peregrin denken. Aber es ist Schande, namenlose Schande — für alle — daß Peregrin und ich am Leben blieben.

Mein lieber, guter Ker, komm du nur! Du findest jetzt statt einem Herzen zwei, die dich erwarten! Dies Wunder,

Ker! Ich kann es immer noch nicht fassen! So ein schwer errungenes Wunder! Was wirst du denn nur sagen, Ker? — Wie oft denke ich mir's aus, wenn du kommen und Peregrin finden wirst.

Wenige Tage, nachdem Kristine diese Zeilen in ihr Tagebuch geschrieben hatte, war ein Sonntag herangekommen, ein heller, sommerlicher Sonntag.

Frau Birnstingel saß auf ihrer Türschwelle und strickte an einem alten Strumpf; die schwarzen Hühner gackerten um das Haus, scharrten und hackten, wie es ihnen von Gottes und Rechts wegen zukommt, ein Räuplein auf, zerpflückten ganz unschuldig einen dicken Maikäfer, schlangen Würmchen aller Art und störten mit ihrem mörderischen Behagen keineswegs den Frieden der jungen, frischen Junipracht, denn wo sich irgend etwas noch so harmlos regte, regte es sich, um irgend einen lieben Nächsten zu verspeisen oder vor einem lieben Nächsten in Todesangst zu fliehen. Das ist die Ordnung so, und deshalb war es doch ein schöner, friedlicher Junisonntag.

Kristine war mit Peregrin hinter das Haus gegangen, wo Peregrins Windeln zum Trocknen ausgebreitet auf dem Rasen lagen.

Da hörte sie schnelle Schritte, das konnte niemand anders als Rotplätz sein, deshalb achtete sie auf diese Schritte auch nicht. Nur, als ihr auffiel, daß sie so besonders und so hastig und so lebhaft läuteten, schlurften und dröhnten, wendete sie sich halb um, und richtig, da bog Rotplätz eben um die Hausecke und fackelte mit den langen Armen und wies auf Kristinen —: „Sie kommen — sie kommen!" rief er gedämpft, mit vor den Mund gehaltenen Händen — und jetzt war er schon bei ihr und sah in ein ganz totenbleiches Gesicht, und sah ein paar Augen auf sich gerichtet, wie er noch nie einen Menschen hatte blicken sehen.

„Gleich werden sie da sein; den Wagen haben sie unten am Kirschweg stehen lassen und kommen zu Fuß herauf — nur sachtchen — sachtchen!“ Rotplätz war aufgeregt und schaute ganz sonderbar auf Kristine und das Kind.

„Meine Mutter?“ sagte Kristine mit einem rührenden, angstvollen Ausdruck, fragend und doch schon bestätigend.

„Es sind ihrer zwei“, meinte Rotplätz.

Und jetzt ging Kristine vorwärts und hielt ihr Kindchen mit beiden Armen fest an sich gedrückt, wie unbewußt zur Abwehr.

Jetzt war die Stunde gekommen — die Stunde, der sie so bang und sehnsüchtig gewartet hatte. — Kristine fühlte nicht, daß sie ging, sah und hörte nichts, und nur, daß sie jetzt wieder bei ihrem Mamachen sein würde, das empfand sie wie im Traum. Und wie sie um das Haus bog — da stand sie vor Frau Professor Majunke und Mathilde Swensen.

„Es sind ihrer zwei“, hatte Rotplätz gesagt, und so sah sie sich hoffnungslos nicht weiter nach der um, die sie so sehr erwartet hatte.

Ihr Herz aber zog sich wie in einem Krampf zusammen, und sie stand da, fest aufgerichtet, ihr Kind im Arm, den Kopf erhoben, und blickte fragend auf die beiden Reisegefährten, und diese sahen wie verwirrt auf sie. Sie mochten ein ganz anderes Bild zu sehen erwartet haben.

Sie sahen sich beide an und bemerkten, daß eine so erstaunt war wie die andere.

Mathilde Swensen war die erste, die das Wort fand.

„Du siehst uns sehr erstaunt, Kristine, sehr erstaunt.“

Kristine aber verzog noch immer keine Miene. Rotplätz und Frau Birnstingel schauten der Sache wie einem Schauspiel zu. Frau Birnstingel saß noch immer auf der Haustürschwelle, die Arme und der alte Strumpf waren ihr auf den Schoß gesunken.

„Herr, mein Gott, wie ist das möglich?“ rief Frau Professor Majunke, „man trägt doch nicht seine Schande am hellen Tag herum!“ Damit zeigte sie auf Peregrin, der seine Ärmchen hob und lustig krähte. „So gut wie wir hätte auch wer anders kommen und dich sehen können!“ ergänzte Mathilde.

Kristine stand aber immer noch stumm und hielt Peregrin noch fester und sicherer.

„Ihr Schwager,“ begann jetzt Frau Professor Majunke feierlich wie eine Kirchenglocke, „hat die Großmut, als Oberhaupt der Familie, Sie wieder mit Ihrer Mutter vereinen zu wollen.“

In Kristinens Augen leuchtete es auf.

„Er selbst will und kann Sie nicht wiedersehen, was wir ihm gewiß hoch anrechnen müssen, da er ein Ehrenmann durch und durch ist. Sie sollen“, fuhr Frau Professor Majunke feierlich fort, „von hier so bald als möglich abreisen an einen Ort, den wir Ihnen bestimmen, und dort Ihre unglückliche Mutter erwarten —“

„Mama?“ rief Kristine erschreckt, „was ist Mama geschehen?!“ Das war das erste Wort, das sie sprechen konnte, und sie stieß es angstvoll, wie verzweifelt heraus.

Frau Professor Majunke war es gelungen, das Wort „unglücklich“ ganz besonders unheimlich zu betonen.

„Deiner Mutter?“ frug Mathilde, als traute sie ihren Ohren nicht, „deiner Mutter? Und da fragst du noch?“

„Ihre Mutter?“ sagte Frau Professor Majunke, „wenn Ihnen das ganz neu ist, werde ich mir erlauben, es Ihnen zu sagen. Ihre Mutter hat ihr Kind verloren — schlimmer, als durch den Tod verloren — und Sie fragen noch, was Ihrer unglücklichen Mutter geschehen ist?“

Frau Professor Majunke war mit ihrer Ausdrucksweise zufrieden. Kristine blickte ganz verwirrt mit weit offenen

Augen, die Worte tanzten so unheimlich von Frau Professor Majunkes Lippen.

Da war sie ja wieder, die schreckliche Szene, die sich am Sterbebette ihres Vaters abgespielt hatte! Da läuteten wieder die wüsten Glocken — und wieder trafen giftige Blicke wie Blitze, und es wurden wieder Dinge gesagt, Worte gebraucht, die den Boden unter den Füßen fortrissen.

Kristine legte den Arm immer schützender um ihr Kind, legte die eine Hand ausgespreizt auf sein Köpfchen. Niemand sollte es schlagen und treffen können.

Und jetzt sah sie in Wirklichkeit Frau Professor Majunkes Hand im steifen, schwarzledernen Handschuh, und diese Hand legte sie auf Peregrins Körperchen.

In Kristinens Seele stieg es wie eine Ahnung auf.

„Fort von ihm!“ sagte Kristine fest.

Frau Professor Majunke aber war vollkommen vorbereitet auf einigen Widerstand, sie hatte sich mit Mathilde schon darüber auf der Fahrt ausgesprochen.

„Was denken Sie denn?! Sie sollen uns auf den Knien danken, daß wir gekommen sind, daß wir für das Kind sorgen wollen und retten wollen, was an Ihrem verlorenen Leben noch zu retten ist.“

„Gib es ihr doch“, sagte Mathilde mit sanfter, überredender Stimme. „Gib ihr das Kind, es ist für alles so gut gesorgt, Kristine.“

Frau Professor Majunke fiel ihrer Freundin in die Rede. Sie war sehr aufgeregt. „Kind sagst du? Das ist kein Kind, meine Liebe, diesen heiligen Ausdruck bitte ich nicht zu mißbrauchen.“

Kristine stand ruhig, ihre Augen strahlten vor Erregung und Schmerz.

„Frau Professor Majunke,“ sagte sie ernst, „ich verstehe alles. Ich will Ihnen ein einziges Wort sagen: Es ist mein

Kind! Ich werde mich von meinem Kinde nie trennen, nie! Der bleibt bei mir!" rief sie erregt. „Mein Vater hat mich auch nicht verlassen, und hatte kein böses Wort für mich, und keinen Zorn, und nur Liebe, und in seinem Namen handle ich. Ich weiß, was ich allen für Weh brachte. — Ich weiß und sehe alles; — aber der bleibt bei mir."

„Damit willst du doch nicht sagen, daß unser edler Verstorbener von deiner Schmach etwas ahnte?"

„Ich habe ihm alles gesagt", antwortete Kristine und neigte sich über ihr Kind, das unruhig wurde.

„Das ist nicht möglich, du lügst!" rief Mathilde. „Du lügst schamlos — einen Toten im Grab zu beschimpfen!"

Da hob Kristine den Kopf hoch.

„Herr mein Gott, solch einen Narren trug die Welt nicht, wenn das wirklich wahr sein soll!" rief Mathilde. „Ich hab' es immer gesagt, Onkel Ahrensee hat die Kristine mit seinen unreifen Gedanken verrückt gemacht!"

„Mein Vater!" Kristine war außer sich und ging mit fliegendem Atem auf Mathilde zu. Sie war bis in die Lippen bleich geworden.

„Ker!" rief Kristine laut, fast unbewußt. „Ker, verlaß mich nicht!"

„Ker?" sagte Frau Professor Majunke stutzend.

„Ker," sagte Mathilde — „ja Ker! — Das brauchst du uns nicht zu sagen. — Wir wissen alles. — Aber Ker, — ich meine, dieser saubere Ker hat recht lange nichts von sich hören lassen — dieser Elende, den wir alle hassen!"

Statt Ker aber, den Kristine in ihrem Jammer angerufen, kam von seinem Posten Rotplätz angeschlurft und stellte sich neben Kristine.

„Nun und Ihre Mutter und Ihr Schwager und Ihre Schwester — die mögen es tragen, wie sie wollen," rief Frau Professor Majunke aufgebracht, „um die kümmern Sie

sich kein Haar — ob die in Verachtung und Elend versinken, das ist Ihnen gleichgültig, wenn nur dies unsinnige, unnötige Geschöpf da gedeiht!" — Frau Professor Majunke wies auf Peregrin mit einer Gebärde des Abscheus.

„Mein Schwager und meine Schwester sind ihre eigenen Herren", sagte Kristine wieder fest — „und meine Mutter —" da rannen ihr die heißen Tränen herab, und sie konnte nicht sprechen, sie preßte ihr Gesicht an Peregrins warmes Körperchen, der die ganze Zeit sehr geduldig und verständig gewesen war, nur manchmal hatte er gezappelt vor Vergnügen, gerade, wenn Frau Professor Majunke sich auf Kristine und ihn zu bewegte.

„Du gibst uns das Kind also nicht mit — und willst deine Mutter nicht aufsuchen und mit ihr wie ein anständiges Mädchen weiter leben, wie es sich gehört? Noch weiß kein Mensch außer uns von der ganzen ekelhaften Sache — besinne dich, was du tust! — Gib uns eine ernste, ruhige Antwort."

„Nie!" rief Kristine heftig in festester Entschlossenheit.

Rotplätz setzte jetzt einen Fuß vor den andern und schob vorgeneigt, wie er immer ging, auf die beiden Damen zu.

Für jemand, der Rotplätz kannte, hatte das durchaus nichts Schreckenerregendes. Aber Frau Professor Majunke und Mathilde wichen ängstlich zurück.

„Geh mer — geh mer nu!" sagte Rotplätz und rückte immer näher.

Wieder fuchtelte er mit den Armen und machte allerlei geheimnisvolle Zeichen, was die Reisegefährtinnen außerordentlich beunruhigte. Es fuhr ihnen durch den Kopf, daß er seine Spießgesellen so anlockte. Kristine kam ihnen auch so verwildert vor, wie sie so sonderbar ruhig dastand, so blaß mit den klaren, blauen Augen, die wie im Fieber glänzten, wie sie das Kind an sich hielt mit einer so unsinnigen Leiden-

schaft — wie ein Tier, das sein Junges nicht hergeben will, so hirnverbrannt, wo doch die einfache menschliche Vernunft hätte sprechen müssen! Sie kam ihnen vor, als wäre sie zu allem imstande, eine ganz Verzweifelte, vor der man sich in acht nehmen muß. Und die Damen retirierten mehr und mehr.

Rotplätz, als er bemerkte, daß seine geheimnisvollen Zeichen nichts fruchteten, rief brummend nach dem Kutscher, immer auf den Boden schauend, wie das seine Art war: „Brav — schon brav — das is andere Art bei uns. — Bei uns gemeine Leite — da is nich so Dings. — Wir machen's schonn durch mit den Kindern — wir machen's schonn durch — so oder so. Abersch," sagte Rotplätz, als die Gefährtinnen durch sein unwiderstehliches Vorwärtsschlurfen dem Wagen, der inzwischen gewendet hatte, zugetrieben waren, „daß ich's nich vergeß, das richt' aus, daß sie dem Mädchen," — Rotplätz machte eine nicht mißzuverstehende Geste, — „Geld schicken sollen — umsonst tut's Mutter Birnstingel freilich nich. — Noch hammer schonn — noch hammer schonn — das schonn — das tut's schonn noch. — Aber nich vergessen — he?" sagte er und schaute wieder auf die beiden mit seinem gutmütigen Lächeln. — „Nich vergessen — Sie?

Und wenn das Mädchen ihre Leute daheim hat, da sagt ihnen von mir aus, daß ihr Mädchen im Walde geboren hat — wie ein verlaufenes Schaf — die Birnstingel hat's gefunden — daß Gott erbarm — Vergeß das och nich. Ihr beide werd, scheint's mir, Jungfern sein — na — da muß mer Ihnen manches nachsehen — was so å Jungfer is. —

Na, adjeh, nichts für ungut."

Frau Professor Majunke machte auf den Rücken des Kutschers mit dem Sonnenschirmknauf nicht mißzuverstehende Zeichen, daß er losfahren sollte.

Sie war so aufgeregt, daß ihr das Sprechen unmöglich

war. Der Wagen setzte sich in Bewegung — die Räder knirschten leise auf dem weichen Sandboden.

Kristine stand immer noch auf demselben Fleck und starrte stumpf auf den Wagen, solange er zu sehen war; dann hob sich ihre Brust, und ein Tränenstrom stürzte ihr aus den Augen, und Peregrins Köpfchen wurde ganz naß von Tränen. Und ohne einen Schritt vor- oder rückwärts zu tun, sank sie auf der Stelle zusammen, wo sie während der ganzen Zeit wie eine Bildsäule gestanden hatte, und kauerte sich hin und weinte und weinte und schluchzte — und Peregrin spielte mit seinen spitzen Fingern in ihrem nassen Gesicht.

Frau Birnstingel auf der Türschwelle hatte ihren alten Strickstrumpf wieder in Gang gebracht und brummte allerlei vor sich hin. Rotplätz schälte bei offener Tür Kartoffeln, und seine beiden kleinen Jungen standen und schauten in aller Gemütsruhe Kristinen zu, wie sie weinte.

An diesem Abend ging noch Rotplätz mit einem Brief in der großen Faust nach Blankenhain und steckte diesen Brief vorsichtig in die Spalte des Blankenhainer Postkastens, fuhr mit dem großen, breiten Zeigefinger bedächtig über diese Spalte hin, um auch zu spüren, daß der Brief wirklich und wahrhaftig unten im Kasten angelangt war, und schließlich kehrte er noch einmal um und beschaute sich den alten Blechkasten von allen Seiten, ob auch alles in Ordnung sei, und ob er seine Sache, wie es sich gehörte, ausgerichtet hätte.

So gut und vorsichtig Rotplätz auch das seinige in dieser Sache getan hatte, und unter so heißen Tränen auch dieser Brief geschrieben war, so ist er dennoch nie an seine Bestimmung gelangt.

Der Brief kam in die Hände von Professor Henneberg, der dachte an alles mögliche und bedachte alles mögliche, und wenn die Menschen nicht aus tiefster Seele unwiderstehlich handeln, entsteht Mißgedeutetes, Mißverstandenes.

Er gab diesen Brief nicht an Frau Ahrensee ab.

Zuerst lag er monatelang bei ihm im Schreibpult, der Herr Professor wartete den geeigneten Moment ab, um ihn seiner Schwiegermutter zu übergeben.

Nach einiger Zeit aber war der geeignete Moment vergangen.

Da ging der Brief in Rauch auf, wurde Asche wie alles auf Erden; aber hatte das nicht ausgerichtet, was er hätte ausrichten sollen.

„Mein Mamachen", hatte Kristine in der dunkeln Stunde geschrieben. „Ich leide so bitterlich um Dich. Ich sehe Dich immer vor Augen.

Mein armes, armes Mamachen!

Bist Du denn viel allein?

Ich kann nicht atmen, wenn Du meinetwegen leidest. Es drückt mir wie ein großer Stein das Herz ein.

Mamachen! Mamachen! — sie wollten mir heute das Kindchen nehmen.

Ich sollte wieder zu Dir kommen und wir sollten beide lügen — ohne Ende lügen!

Damit wäre doch nichts gut geworden? Damit wäre die Schuld doch nicht gesühnt.

Wir könnten uns ja dann gar nicht mehr in die Augen sehen. Sie haben mir gesagt, daß es mir gleichgültig sei, ob du littest. Wenn doch die Menschen einander ins Herz sehen könnten! Aber das können sie nicht.

Was soll man tun?

Ich weiß es nicht.

Wenn das geschehen ist, was nicht geschehen sollte, ist das einzige: — schweigen — schweigen und tun, was man tun muß, denn wie will man über das große Wasser, das uns von den Menschen scheidet, mit Worten hinüberrufen? Wenn nur Du mich hörtest!

Wer will mich von meinem Kinde reißen? Ich fühle es, da ist kein Gesetz und kein Wille stark genug auf Erden.

Und wenn ich um Dich leide Tag und Nacht und immer Dein armes Gesicht vor mir sehe, muß ich doch bei meinem Kinde bleiben.

Es ist alles so herzzerreißend.

Wenn Du wüßtest, was ich durchgemacht habe, welches Grausen!

Für so eine Schuld, wie sie auf mir liegt, gibt es denn da Vergebung?

Bringt da keine Qual und kein Entsetzen Vergebung? Nimm den schweren, großen Stein, der mich totdrückt, mir vom Herzen.

Deine arme Kristine.

Ich weiß gar nichts von Dir, nicht wo Du bist und mit wem Du bist. Niemand hat es mir gesagt. Ich weiß gar nichts."

Und Kristine mußte es hinnehmen, daß draußen in der Welt seit jener Reise der beiden Freundinnen eine gespenstige Person unter den Leuten sich umhertrieb, von der man sagte, daß es Kristine sei. Es war ein so bejammernswertes Gespenst, so gesunken, so verwahrlost, eine Person mit einem kleinen Kind, das sie schamlos wie ihre eigene Schande herumtrug, ohne jede Scheu, eine Person, die ihre Mutter, ihre Verwandten verhöhnte, eine Person, der jedes anständige Gefühl abhanden gekommen war, eine Person, die Geld erpreßte durch Drohung. Und dies Gespenst stieg wie ein giftiger Hauch aus der Leute Mäulern auf, ballte sich zusammen und wurde immer ekelhafter, immer elender und verächtlicher und giftiger, und solch ein Gespenst, das Kristinens Doppelgänger hieß, das mußte sie draußen umherschleichen lassen, da konnte sie nichts tun, konnte sich nicht davor schützen, denn es war mächtiger geworden als sie selbst.

Und dies Gespenst erstickte das Mitleid, das sich hie und da hervorgewagt hätte, verdarb ihr alles und jedes. Und ihre arme Mutter, der sich das entsetzliche Gespenst der eigenen

Tochter auch gezeigt hatte, die machte es sinnlos; dieses Gespenst stürzte sie so in Verzweiflung, daß sie nicht aus noch ein wußte; sie wurde so hilflos und rührend, daß sie die Menschen erbarmte.

Und es war doch in ihr immer dieselbe Liebe zu dem entarteten Kinde, immer dieselbe weiche Liebe, die sie im Glück zu ihm hatte. Eine Liebe, die so unsäglich unglücklich macht, denn es war die Liebe, die nur im Glück, im Behagen, in sanfter Ruhe gedeiht, nicht die Liebe, die im Sturm feststeht, im Unglück mächtig wird, im Elend göttlich ist, die Menschenfurcht nicht kennt.

Und solch arme Herzen, die so und nicht anders lieben, die sind, wenn das Unglück kommt, wie Sommervögel im Herbste. Habt ihr einmal eine zurückgebliebene Schwalbe im Novembersturm sich herumängstigen sehen? Habt ihr bemerkt, wie sie flattert, wie sie verzweifelt hin und her saust? So, gerade so machen es solch arme Herzen in der Menschenbrust.

Als die Sache nun doch einmal unter die Leute gekommen war, da hielt es Frau Professor Majunke nun auch nicht länger aus, sie mußte zu Jekatirina Alexándrowna, zu Frau Müller gehen, um von ihr Rechenschaft über ihren Bruder zu fordern, denn seit Kristinens Ausruf bei der Begegnung am Reisberghaus war jeder Zweifel gehoben. Frau Professor Majunke mußte jetzt Jekatirina Alexándrowna zur Rede setzen, trotzdem sie wußte, daß diese schwer krank war und über ihres Bruders Verbleiben so wenig etwas erfahren hatte wie sonst irgend jemand, und daß sie damals, als Heinrich Ahrensee noch lebte, diesen um Rat gefragt hatte, welche Wege sie einschlagen müsse, um über ihren Bruder Nachricht zu erhalten, aber nichts erfahren hatte. Das alles war Nebensache. Die Hauptsache aber, daß Frau Professor Majunke durchaus ihrem Herzen Luft machen mußte. Und

so begab sie sich auf den Weg zu dem von der Stadt abseits und einsam gelegenen Haus.

Sie mußte lange, ehe ihr geöffnet wurde, klopfen und an der Tür rütteln, denn das Läutewerk war abgestellt und gab keinen Ton von sich, und so hatte sie Muße, zu betrachten, wie sehr Jekatirina Alexándrowna bestrebt war, sich von der Außenwelt abzuschließen; der kunstvoll in die lebendige Hecke verflochtene Stacheldraht, Drähte aller Art, der nichts weniger als Vertrauen erweckende Hofhund, einladende Tafeln, auf denen in dicken Lettern auf das freundlichste auf Selbstschüsse und Fußangeln aufmerksam gemacht wurde. Das alles ärgerte sie außerordentlich. So eine Närrin, dachte sie.

Frau Professor Majunke war seit Menschengedenken nicht zur hellen Tageszeit bei Jekatirina Alexándrowna gewesen.

Sie klopfte und rüttelte von Zeit zu Zeit energisch, denn sie war durchaus nicht willens, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Endlich wurde ihr von der Haushälterin, die Jekatirina Alexándrowna „das Tier" nannte, geöffnet. Da erfuhr sie, was sie schon wußte, daß Frau Müller seit Tagen schon schwer krank liege, an einem alten Herzübel, und für niemand zu sprechen sei.

Dadurch aber ließ Frau Professor Majunke, die mit ihrem vollsten Eifer gewappnet war, sich durchaus nicht abschrecken. „Gehen Sie nur," sagte sie, „sagen Sie, ich käme in einer sehr wichtigen Angelegenheit." Die Haushälterin tat nach einem stummen Kampfe mit sich selbst, was Frau Professor Majunke sie geheißen hatte, sie blickte sie sonderbar an, schloß die Tür vor Frau Professor Majunkes Nase, was diese begreiflicherweise empörte, und begab sich hinauf zu ihrer Herrin.

„Wird Frau Müller sehr angenehm sein", sagte sie, als sie zurückkehrte.

Frau Professor Majunke folgte ihr stumm und entschlossen.

Frau Professor Majunke fand Jekatirina Alexándrowna mit ganz sonderbar starren Augen in schwerer Atemnot

wachsbleich im Bette liegend, in einem äußerst behaglichen Schlafzimmer. Es war das Schlafzimmer einer vornehmen Frau. Sie hatte es noch nie betreten und war von der unbeabsichtigten Eleganz nicht angenehm berührt — es mochten ihr allerlei Erinnerungen und Vergleiche aufsteigen.

In dem offenen Kamin brannte, weil es draußen gerade grau und regnerisch war, ein leichtes Holzfeuer.

Geräuschlos nahm das „Tier" die Reste eines minimalen Krankenfrühstücks vom Tische und trug sie hinaus.

„Diese Person", dachte Frau Professor Majunke, „ist vortrefflich bedient und lebt wie eine große Dame."

Solche Beobachtungen währten wenige Sekunden. Da war Frau Professor Majunke wieder im vollen ungeteilten Eifer — ganz sie selbst — ging auf Jekatirina Alexándrowna zu, die wirklich erschreckend gelb in ihren Kissen lag und mit der Hand eine angenehm begrüßende Bewegung machte, während sie nach Luft rang. — „Was führt Sie zu mir, Frau Professor Majunke?" sagte sie, „ich bin sehr krank."

Frau Professor Majunke hielt eine Entgegnung nicht für nötig, sondern machte ungesäumt ihrem Herzen Luft.

„Ich komme in sehr besonderer Angelegenheit, ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück zu einem so ausgezeichneten Bruder."

„Sprechen Sie von meinem Bruder? Was hat man von ihm gehört?" frug Jekatirina Alexándrowna lebhaft und besorgt.

„Nun", sagte Frau Professor Majunke erregt. Es schien ihr, als wüßte Jekatirina wirklich noch nichts. Das goß Öl ins Feuer. „Sie wissen also nichts?" frug sie mit der Stimme eines Richters, der sein unglückliches Opfer schon völlig in den Klauen hat.

„Nein", sagte die Kranke. Die Brust hob sich schwer. Sie sah unsäglich gequält aus.

„Bitte", sagte Jekatirina Alexándrowna und blickte mit ihren großen, klaren Augen durchdringend auf die kleine Frau,

die vor Erregung, endlich zum Sprechen zu kommen, zitterte.

„Sie wissen wohl nicht, weshalb Kristine Ahrensee eigentlich ohne weiteres verschwunden ist, gleich nach dem Tode ihres Vaters?“ frug Frau Professor Majunke, die nicht wußte, bei welchem Zipfel sie die Sache zuerst anpacken sollte. Daß Jekatirina Alexándrowna noch gar nichts wußte, gar nichts, wie es schien, das hatte sie nicht in Erwägung gezogen; daß man so etwas überhaupt noch gar nicht wissen konnte, befremdete sie aufs äußerste, und so kam es, daß sie nicht mit der vollen Wucht, wie sie sich vorgenommen, auf Jekatirina Alexándrowna einstürzen konnte.

„Also weshalb denn? Weshalb denn?“ rief Frau Professor Majunke entrüstet.

„Ich weiß es ja nicht!“ sagte die Kranke ungeduldig. „Ist irgendeine Verbindung zwischen meinem Bruder und Kristine Ahrensee?“

Das war das rechte Wort für Frau Professor Majunke, jetzt war sie mitten drin. Und nun kam es, nun fand Frau Professor Majunke auch die rechten Worte.

„So steht es?“ sagte die Kranke kaum hörbar, sehr ernst, und war noch tiefer erbleicht. Es lagen tiefe Schatten unter ihren Augen und sie starrte auf Frau Professor Majunke, die sich mit beiden Händen an den Bettpfosten hielt.

„Tun Sie, bitte, die Hände weg, das schmerzt mich“, rang es sich Jekatirina Alexándrowna von den Lippen. Jekatirina lag wie eine Tote, gestreckt und starr vor Qual.

„Ist das Kind schon geboren?“

Frau Professor Majunke starrte der Kranken ins Gesicht. „Das sind doch keine Ausdrücke! Alles am rechten Platz. So spricht man doch nicht — so wie von einer ehrlichen, ehelichen Frau und von einem ehrlichen, ehelichen Kinde!“

„Wie denn? Was sagte ich denn? Ich frage: ist das Kind

schon geboren? Wie soll ich denn fragen? Haben Sie da andere Ausdrücke?"

„Leider nicht andere."

„So — so", sagte Jekatirina Alexándrowna.

„Ja, es ist geboren", sagte Frau Professor Majunke.

„Das arme junge Geschöpf — so dumm — so unschuldig — nicht wahr? Herzzerreißend — ganz herzzerreißend."

Frau Professor Majunke stand wie hypnotisiert, steif, und hörte und wollte antworten und konnte nicht.

„Und zu Hause ist sie nicht, — sagten Sie das nicht?"

Jekatirina Alexándrowna ballte die wächsernen Hände, um einen Atemzug zu tun.

„Wo ist sie denn? Freilich — freilich — die Mutter ist ja bei ihr! — Wie hat sie die erste Tochter gepflegt, wie ein Königskind es nicht besser haben kann — und die arme kleine Verlassene — da wird sie trösten müssen ohne Ende. Es wird — es soll schon gut werden — es wird — es wird gewiß! Dunkle Schicksalswege, armer Blondkopf", sagte Jekatirina Alexándrowna erregt wie zu sich selbst.

„Und wo ist es denn geboren, das Kindchen?"

Frau Professor Majunke hatte sich erholt. Sie fand das Wort wieder und teilte Jekatirina mit, was sie wußte.

„Über Gottes Strafgericht sind wir nicht hinaus, gnädige Frau."

Frau Professor Majunke warf sich in die Brust.

„Sie hätten's vielleicht anders gewünscht, wie mir scheint, meine gnädige Frau. Nein, sie hatte keine Hilfe, gar keine Hilfe. — Und vordem, da hat sie sich umhergetrieben in ihrem Zustand schamlos, von Wirtshaus zu Wirtshaus, ist auch davongelaufen ohne zu zahlen — das haben wir unterwegs gehört", sagte Frau Professor Majunke kühl — „Gottes Mühlen mahlen noch immer recht sicher, verehrte Frau."

„So —", sagte Jekatirina Alexándrowna. Sie hatte den

Kopf erhoben und Frau Professor Majunke, während diese sprach, keuchend wie eine Erscheinung angestarrt, die ihr vor dem Bette aufgetaucht war.

„Da habt ihr sie wohl in Angst gebracht, daß sie fortgelaufen ist?"

„Nun — und die Mutter — die Mutter! Die Mutter ist doch bei ihr? Und wo ist Kristine denn? — wo ist sie denn?"

„Die Mutter ist nicht bei ihr, und Kristine ist in einer Spelunke bei Berka, im Reisberghaus, wenn Sie's zu wissen wünschen, meine Gnädigste."

Jekatirina Alexándrowna blickte immer noch mit großen, starren Augen auf die winzige, zappelige, kleine Frau.

„Und die Mutter, fragen Sie — die Mutter — die Mutter?" sagte Frau Majunke höhnisch. „Frau Ahrensee ist beschützt worden, und man kann sagen Tag und Nacht, bis diese haltlose Frau endlich zu Verstand kam. — Glauben Sie mir, meiner Freundin und mir ist das nicht leichte Amt zugefallen, diese Frau auf die Höhe der Moral zu stellen."

„So?" sagte Jekatirina Alexándrowna und schaute ganz sonderbar.

„Nun, und da ist sie doch nicht etwa allein mit dem Kinde?"

„Allein, — freilich, was denn sonst? — Sie steckt übrigens bei allerlei Leuten."

„Und wer ist denn bei ihr gewesen, woher wissen Sie denn alles?"

„Mathilde und ich — und ich kann Ihnen sagen, — gnädige Frau — daß sich Gottes Gericht an ihr sehr schnell vollzieht. Wir fanden sie gesunken in jeder Weise — patzig — verkommen, ein Ritter hatte sich auch schon gefunden. Es war alles, wie bei einer von Gott Gezeichneten."

„Weiter! — und was wollten Sie denn bei ihr?"

„Wie fragen Sie denn, verehrte Frau? Mich dünkt, es ist nicht gerade am Platz, daß Sie das große Wort führen. Erlauben Sie mir!"

„Weiter. — Weiter! — Was wollten Sie von ihr?" schrie Jekatirina auf. „Wollten Sie ihr das Kind abnehmen?" Wollte Gott, es wäre nicht geschehen, das Entsetzliche. Aber da es nun einmal geschehen.

„Sie scheinen es ja zu wissen, was wir wollten."

„Das Kind so einer armen, kleinen, verlassenen Mutter abnehmen! — aber freilich — freilich! — Hat sie denn zu leben, ist denn gesorgt für sie?"

„Sie hat schon dafür gesorgt, verehrte Frau, seien Sie versichert," sagte Frau Professor Majunke höhnend, „sie hat vorsorglich ihren ganzen Schmuck mitgehen lassen."

„Das Kind wollten Sie ihr also wirklich abnehmen? Und dann sollte wohl Kristine wieder Fräulein Kristine Ahrensee in aller Unschuld und Seligkeit weiter spielen? Ja?"

„Nun sehen Sie," sagte Frau Professor Majunke auf ihre alte, spaßige Art, die so beliebt war, „auch in Ihnen, verehrte Frau, ist noch einiger gesunder Menschenverstand und etwas Gottesfurcht sozusagen."

„Nun und weiter — da ist sie wohl gleich auf alles eingegangen?" frug Jekatirina Alexándrowna gespannt.

Sie war in tiefster Erschöpfung zurückgesunken. In ihren Augen aber lag unheimliches Leuchten.

„Sie hat euch das Kind nicht gegeben! Bravo! Bravo!" rief Jekatirina Alexándrowna, keuchend im Kampf um Luft. „Wißt ihr denn auch, was das heißt? Sie will das Kleine gegen eine ganze Welt verteidigen, so grenzenlos verlassen wie sie ist! — — o, sie weiß es nun — ganz gut — was sie tut — sie weiß es! Ein Leben voll Verachtung, — ausgestoßen, verfemt, — arm, — elend, — verworfen, wenn sie ihre heilige Pflicht tut und des Unrechts Folgen mutig trägt — und zu Gnaden aufgenommen, wenn sie schmachvoll lügt, das Heiligste, was das Leben ihr gab, verleugnet — und verläßt."

„Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es

von dir!" sagte Frau Professor Majunke drohend. „Soll denn etwa die Familie mittun?"

„Ja, ja", sagte die Kranke schwer, und dann weiter ganz ruhig: „Liebe Frau Professor Majunke, bitte haben Sie einmal die Güte, mir den Stock dort herzugeben, den Stock mit der silbernen Krücke — diesen — ja — danke. Ich merkte schon, wer zu allem geholfen hat. Das ist Ihr Werk, nicht wahr, Frau Professor Majunke?"

„Moral sagten Sie vorhin, dächte ich, Frau Müller?" rief Frau Professor Majunke wie zu einer Harthörigen, als sie den Stock überreichte.

„Ja, Moral!" wiederholte Jekatirina Alexándrowna und stützte sich im Bette mit dem einen Arm auf und hob den Krückenstock mit der Rechten drohend, daß Frau Professor Majunke wie vor einer Besessenen zurückwich.

„Moral ist Mitleid — nur Mitleid — nichts weiter, du infames Weib!" rief Jekatirina Alexándrowna.

Frau Professor Majunke stand verblüfft.

„Ah — verrückt sind Sie! — Verrückt also!" — rang es sich leise, aber heftig von den Lippen der kleinen, abgemergelten Frau.

Jekatirina aber sah nicht wie verrückt aus, sondern wie eine Tote, die von Haß getrieben aus dem Grab auferstanden ist.

„Bleiben Sie!" schrie die Kranke herrisch, „bleiben Sie!" Sie hielt ihren Stock, als wäre sie bereit, auszuholen.

„So läuft die Pest umher, so wie Sie. Verpesten, alles verpesten! Das ist ihr Werk — das ist's, zehntausendmal verflucht das, was solch eine Bestie Moral nennt!"

Frau Professor Majunke sah sich ängstlich nach der Tür um.

„Bleiben Sie!" schrie Jekatirina Alexándrowna wieder. „Nicht wahr, strafen, — richten, — lästern, — verunglimpfen, — Geschrei machen, — zertreten, — weil etwas nicht ist, wie

ihr wollt, — erwürgen, — verwüsten, — verstoßen, — verlassen, — das ist, was Sie Moral nennen, verehrte Frau Professor Majunke, nicht wahr? Sie hat euch das Kind nicht gegeben — euch — ihren wütenden Feinden nicht? Das ist freilich schamlos — freilich!"

Jekatirina Alexándrowna richtete ihre großen, klaren, festen Augen auf Frau Professor Majunke, und der war es, als hielten diese Augen, die aus dem totenbleichen Gesicht leuchteten, fester als zwei Fäuste. Sie stand und konnte nicht, wie sie wollte — das war das erstemal in ihrem Leben.

Frau Professor Majunke machte einen Versuch, sich stolz aufzurichten, und wendete sich der Tür zu, als wollte sie hoheitsvoll verschwinden.

„Bleiben Sie, ich bin noch nicht fertig!" rief Jekatirina Alexándrowna, und Frau Professor Majunke blieb halbwegs stehen, ohne ihres Willens Herr zu sein.

„Dieser Blondkopf, die Kristine, hat ihr Kind Ihnen also wirklich nicht gegeben?" fragte Jekatirina Alexándrowna noch einmal mit eigentümlich weicher Stimme. „Aus Schamlosigkeit? Nicht wahr, aus Schamlosigkeit?"

„Was weiß ich," antwortete Frau Professor Majunke, „ich dächte, einer ehrbaren Frau und Mutter stände es nicht besonders an, über dergleichen unzüchtige Dinge nachzudenken und sich damit abzugeben und darauf zu antworten."

„Ehrbar?" rief die Kranke jetzt wieder in vollem Zorn, der über jede Krankheit Herr war. „Ehrbar, Frau! Ehrbar? Wollen Sie damit sagen, daß Sie ehrbarer als der Blondkopf sind? — He! — Wollen Sie das vielleicht sagen?"

Frau Professor Majunke schickte sich an, zu erwidern und Kraft zu sammeln.

„Still jetzt! Nicht ein Wort!" rief Jekatirina Alexándrowna ihr herrisch zu und schwang den schwarzen Ebenholzstock. „Ich denke an Ihre Kinder, Frau Professor Majunke, ich denke an Ihre armseligen Kinder!" rief sie außer sich,

„an Ihre armseligen, elenden Kinder! An alle Verwahrlosung! An allen Unsinn! An allen erbärmlichen Leichtsinn! An die ganze verrückte Wirtschaft bei Ihnen zu Hause! Ja, ja, regen Sie sich nur, wagen Sie es nur, springen Sie mir an den Hals! Ich schlage Sie! Gewiß, ich schlage Sie! Kommen Sie nur, sprechen Sie nur!

Was meinen Sie denn eigentlich? Glauben Sie, Sie dürfen in aller Ehrbarkeit Kinder auf die Welt setzen, ins Elend hinein, wie es Ihnen behagt? Kinder, die so einem erbärmlichen, kranken, armseligen Leben entgegensehen, denen die Kindheit in Unordnung, Ungepflegtheit, Verkommenheit hingeht, Kinder, die Sie nicht imstande sind, zu erziehen und zu ernähren, denen Sie nicht einmal so viel Gesundheit und Lebenskraft mitgeben konnten, um das Dasein und die Armut tapfer zu ertragen? Solche elende, verlassene Kreaturen! So schlecht bei Kraft! So nervös und schwach geraten, so gelb und zappelig — und so en masse und so erbärmlich erzogen, so doppelt schlechte Fabrikware!

Gehen Sie mir, Sie ehrbare Frau, Sie ehrbare Mutter! Gehen Sie mir mit Ihrem Zettel, der Ihnen so etwas gestattet hat, solch ein himmelschreiendes Unrecht, so einen schmählichen Leichtsinn, den Generationen nun ausbaden müssen! Und Sie, Sie wagen von dem armen, tapferen Blondkopf in verächtlichen Ausdrücken zu sprechen, in solcher lächerlichen Überhebung! Naiv und frech!

Gibt es denn eine größere Verfolgung und Verachtung, als die, der ein Weib ausgesetzt ist, die nicht nach Versorgung, nicht nach Vorteil fragt, nach nichts Verbrieftem und Gesiegeltem, sondern die der großen Liebe einzig und allein folgte?

Und wer sind die, die solch ein Weib am härtesten verfolgen, am wütendsten auf sie lostreten, sie am unsinnigsten verachten? Die Weiber selbst, diese verrückten Geschöpfe!"

Jekatirina Alexándrowna schwang heftig ihren Stock. „O du

infames Weib!" Ihre blitzenden Augen waren geisterhaft auf Frau Professor Majunke gerichtet.

„So, jetzt bin ich fertig —", sagte Jekatirina Alexándrowna keuchend. Sie zeigte mit ihrem Stock nach der Tür. „So — jetzt gehen Sie!"

Frau Majunke ging ganz willenlos vorwärts, schaute nicht rechts und links und wollte hinaus, atmete schwer und machte eine Gebärde, als wollte sie sagen: Ich werde dir schon einmal dienen, wenn auch jetzt nicht!

Da schrie die Alte kreischend auf: „Halt, nehmen Sie Ihren Regenschirm mit — dort in der Ecke! Ich will nichts von Ihnen bei mir haben — nichts — fort — fort!"

Im Augenblick, als Frau Professor Majunke die Tür hinter sich geschlossen hatte, drückte Jekatirina Alexándrowna auf ihre Klingel und schrie nach ihrer Haushälterin, die sie das ‚Tier' nannte.

Und Frau Professor Majunke hörte hinter sich her eine schauerliche, keuchende Stimme, die sie nun sehr wohl kannte: „Tier! Tier! Tier!" rufen.

Als die Haushälterin bei ihrer Herrin eingetreten war, fand sie diese aufrecht, an allen Gliedern schlotternd, mit von Krampf verzerrten Zügen im Bette sitzen.

„Reisberghaus bei Blankenhain. Wir reisen! Wir reisen jetzt!" sagte Jekatirina Alexándrowna zu der verblüfften Dienerin. „Wir müssen gleich fort."

Die Haushälterin schüttelte ganz bedenklich den Kopf. Jekatirina Alexándrowna aber hieß sie sofort einen Wagen bestellen und schnitt alle weiteren Einwände kurz ab.

Und ehe eine Stunde vergangen war, fuhr eine Schwerkranke, die wachsbleich in ihren Kissen zurückgelehnt saß, langsam zur Stadt hinaus.

Sie fuhren den Weg nach Blankenhain zu.

Die Haushälterin saß oben auf dem Bock bei dem Kutscher und wußte nicht, was sie von der ganzen Sache denken sollte.

Es war ihr unheimlich dabei zumute und sie schaute alle Augenblicke fragend auf ihre Herrin.

Jekatirina Alexándrowna litt entsetzlich an Atemnot.

Aber: „Weiter — weiter — weiter!" war die einzige Antwort, die sie dem ‚Tier' gab, wenn die gutmütige Person sie ängstlich bat, umzukehren.

Doch es kam anders, als Jekatirina Alexándrowna gewollt hatte...

Spät abends fuhr unter dem hochgewölbten Sternenhimmel hin, den Weg, den Kristine einst in größter Lebensnot ging, ein geschlossener Wagen langsam im Schritt. Er fuhr der Richtung nach Jena wieder zu; durch junges Buchenholz, dann durch Felder, die im Nachtwind leise schwelten und wogten und würzig nach Brot dufteten, zur Kornblütenzeit.

Und außen auf dem Wagen, auf dem Kutschersitz, da saßen zwei, eng aneinandergedrückt; kein Liebespaar, ein paar Furchthasen, denen es grauste, zurückzuschauen, und die den Pferden auf die Köpfe sahen, um nicht rechts und links zu sehen.

Sie hatten eine Leiche hinter sich, die beiden, eine in die Wagenecke weit zurückgelehnte Leiche — und das auf nächtlichem Feldwege in herzbeklemmender Einsamkeit.

Jekatirina Alexándrowna war plötzlich am Herzschlag gestorben, ehe sie ihr Erlösungswerk begonnen hatte.

Der Tod hatte Kristinen zum zweiten Male Barmherzigkeit und Hilfe versagt. Das Leben komponiert seine Geschichten wunderlich, nicht immer zur Zufriedenheit weiser Kunstrichter, ganz nach eigener Laune.

So kam es, daß Kristine allein blieb, für Jahre allein.

Drittes Kapitel

Es ist der Winter darauf.

Kristine schreibt in ihr blaues Heft:

Vor unserem Fenster da hängt eine tote Amsel in den kahlen Zweigen am alten Kirschbaum — die ist das erste, was wir am Morgen sehen. Peregrin hat sie zuerst bemerkt und kräht und greift danach, wenn sie im Winde hin- und hergeschaukelt wird, und wenn ich so auf die zerzauste tote Amsel sehe, da wird es mir so weh ums Herz — so weltverlassen. — Da halt' ich Peregrin an mich und fühl' sein kleines Herz schlagen und seh' in seine Äugelchen. Ker — es sind wirklich und wahrhaftig deine Augen, und wenn ich ihn so halte und draußen der Schnee fällt und alles gleichmäßig einhüllt — Weg und Steg — dann ist's mir, als wären wir zwei Mäuse, die unter einer Erdscholle in einer weiten, weiten Einöde überwintern und an die niemand von allen lebendigen Wesen denkt. Und der Schnee fällt, der dichte, hohe Schnee, und vergräbt sie ganz; aber sie haben es warm in ihrem Nest und sitzen ganz aneinandergeschmiegt — und weit, weit von ihnen, da leben die Menschen. Wir haben es auch warm, unser eisernes Öfchen pustet und glüht und faucht manchmal, so daß mir Rotplätz ein kleines Gitter aus Fichtenstämmchen darum gemacht hat, damit Peregrin nicht zu nahe kommt, wenn er zu kriechen anfängt. Unser Öfchen ist sehr wacklig, und Rotplätz hat es gehörig ausflicken müssen. Aber wenn es in der Dämmerung glüht und pustet, da ist es unsere allergrößte Freude, unser Schauspiel, unsere beste Gesellschaft; da setzen wir uns beide ganz nah, Peregrin und ich, und Peregrin strampelt und schreit vor Vergnügen und quiekt und kräht und drückt sein Köpfchen an meine Wange, und da laufen mir die Tränen herab, denn es ist gerade so, als wenn er mich schon recht lieb hätte. Jüngelchen, Jüngelchen! rief ich ganz glücklich und drückte ihn an mich — und dann

kräht er noch lustiger und schlägt mit seinen weichen Händchen mir ins Gesicht — und legt sich wieder so zärtlich, so zärtlich an mich. — Ich bin nicht mehr allein!

Frau Birnstingels Hühner gackern in der Küche, und sie schlurft herum und spricht mit sich selbst. Es kann sich niemand vorstellen, wie einsam es hier ist — so recht ein Platz für Verlassene — so wirklich ganz verlassen.

Und hier in dieser verschneiten, vergessenen Ecke, in dem von aller Welt vergessenen alten Haus, mitten im Schnee, da schlagen zwei Herzen und brennen wie zwei Feuer — für dich, mein Ker.

Zwei Winter später.

Ich habe einen Geldbrief aus Italien bekommen — von meinem Mamachen, die ist dort mit Mathilde — den habe ich aufgehoben — für die Zukunft, Ker — für Peregrin und dich, wenn du noch unter den Lebenden bist? Ich selbst verdiene mir hier etwas Geld, beinahe schon genug für mein Jüngelchen und mich — und das ist so zugegangen.

Rotpläß kam von der Fabrik nach Haus, und ich saß gerade mit Peregrin unten bei seinen Kindern und hatte meine Arbeit mitgenommen. Er hilft mir und ich helf' ihm manchmal und geb' auf seine Kinder acht und lehre sein kleines Mädchen die Stube ordentlich halten und lehre sie die Suppe ansetzen, damit, wenn der Vater heimkommt, er nicht so lange erst kochen muß. Und als Rotpläß diesmal heimkam, da zog er aus seinem Sack einen Teller und brummte:

„Wenn ich das hinbrächte — da sullt's besser flecken — aberscht — aberscht! — Das wird mer nischt wären — enen Gockel — nee!“ — Und Rotpläß sah das im Brand gesprungene Tellerchen ganz trübselig an. Es war wirklich ein Gockel darauf gemalt.

Ich hab' es mir auch angesehen — und es schien mir gar nicht so sehr schwer.

„Rotplätz," sagte ich, „ich glaube, das könnte ich Ihnen zeigen, aber freilich, einüben müßte ich es erst auch."

Da hat mich Rotplätz ganz sonderbar angesehen.

Und ich habe mich gleich oben in meiner Stube darüber gemacht und den Sockel abgezeichnet; und hab' es immer wieder versucht, bis wirklich der Sockel herauskam, ganz schön, und Rotplätz hat mir dann Farben für den Sockel gebracht. Seitdem malen Rotplätz und ich Sockel — ich die Sockel, Rotplätz die Ränder — denn mit erschrecklich vieler Mühe, Sonntags und Werktag abends, hab' ich ihm nicht den Sockel beigebracht. Mir bringt er immer in einem Tragkorb einen ganzen Stoß Teller mit, und ich male auch schon Karpfen, Spatzen, Hühner auf große und kleine Teller nach einem alten Muster, und auch Schmetterlinge, und so verdiene ich mir Geld. Das Schicksal sorgt für mich — und Peregrin hat jetzt eine Mama, die ihm sein Breichen selbst kaufen kann und auch seine Röckchen. Nun hat er alles von mir, sein kleines, süßes Leben, und alle Pflege — und alle Liebe. — Es ist mein Kind — mein Kind!

Die eine Welt, an der mein Herz hängt, nach der ich mich sehne, ist versunken: du Ker, mein Vater, mein Mamachen, alle Liebe, alle Freundschaft, alle Achtung, alles Vertrauen, alles Verstehen — und meine Musik, mein liebes, schönes Zimmer — der Garten — das Meer — das Boot — alles versunken — — — Aber ein kleiner, neuer Stern ist in der großen, traurigen Öde aufgegangen.

Wenn du mir zurückkehrst, wenn das Wunder geschieht! — in dieser Hoffnung schreibe ich für dich — für mich über Peregrin nieder, was ich gern in der Erinnerung behalten möchte, wie es auch Mamachen getan hat, als Olga und ich Kinder waren — und da schreib' ich jetzt gleich für uns

beide, für dich und mich — und so Gott will, auch für unsern kleinen Peregrin — daß er jetzt in seinem dritten Jahre noch recht drollig spricht, mit einem so lieben Stimmchen — es ist keine dünne Stimme, rund und voll ist sie, und doch weich, ganz wie er selbst ist. Er ist ein braunes Kerlchen, fest und stramm, mit großen, dunkeln, ernsten Augen, die sehr schelmisch aussehen können, und so voll Liebe! — Mir ist oft bange, Ker, um die große, große Liebe, die ich für Peregrin habe, so eine angstvolle Liebe, so eine Liebe, als stände sogleich der Abschied vor der Tür, als sollte er mir genommen werden — und dann, Ker! dann! — Kann denn ein Herz alles ertragen? Auch wenn das Letzte genommen wird — auch das? Sag' mir! — Gibt es denn kein Erbarmen auf Erden?

Peregrin spricht komisch, und wie er etwas einmal benannt hat, dabei bleibt er. —

Sein Röckchen, das nennt er ‚mein Zubind', und meine Korallenkette, die er immer Sonntags um sein Hälschen bekommt, die nennt er ‚das Umbind'.

Und gestern am Abend, als ich im Zimmer sitze und nähe, und draußen ist schöner Frühlingstag, da tut sich die Tür auf, und Peregrin guckt durch die Spalte.

„Na", sag' ich — da kommt er angelaufen und fällt mir um den Hals, und blinzelt dabei mit seinen dicken Augenwimpern an meiner Wange:

„Piep — piep — piep — ich hab' dich lieb!"

Wo er das her hat, weiß ich gar nicht! —

Mir hat es noch im Herzen lange, lange nachgeklungen.

Mit Rotplätzen seinen zwei Jüngelchen, dem Zwillingspärchen, spielt und tollt er den ganzen Tag. Sie liegen wie die jungen Bären in der Sonne, und überpurzeln sich, und lassen sich von Peregrin gehörig zausen, und seit Peregrin

läuft, hat Rotplätz, wenn er im Hofe herumschlürft, hinter seinen Stiefeln gar drei Jüngelchen!

Solcherlei schrieb der gute, tapfere Blondkopf in seiner Einsamkeit in das blaue, dicke Schulheft, all die lieben, unsäglich herzerquickenden und bewegenden Dinge, die eine junge Mutter mit ihrem Kinde erlebt — die frühlingshaften Geschichten — die ersten Keime des Bewußtseins — die warmen Stürme, die in den kleinen Kerlen toben, die sie strampfen und wüten lassen, und die aus der Knospe den künftigen Charakter wecken.

Dies ganze Frühlingstreiben schrieb sie nieder — treu und innig und in rührender Hoffnung.

Es mögen in stiller Hut ungezählte solche liebevollen Aufzeichnungen von Mutterhänden ruhen.

Wir hatten heute ein rechtes Gewitter, und Peregrin saß mit Frau Birnstingel auf der Türschwelle. Ich mußte eifrig Teller malen, und saß in der Küche hinter den beiden, und sah, wie er sich eng, ganz eng an Frau Birnstingel rückte. Er ist ein armer Furchthase — und bei Gewitter ist er sonst immer sehr ängstlich, und zittert und weint. Ich schaute auf ihn hin, denn er saß auffallend still und griff sich nur manchmal an die Öhrchen.

Frau Birnstingel mußte dies auch bemerkt haben. Sie sagte ganz kurz: „Na, es wachsen noch keine; halt Ruh, aber wann's du dich noch länger so fürchtst — dann würd's so, wie ich dir immer sag', dann macht dir der liebe Herrgott lange Hasenohren" — und da saß er wieder ganz stille und geduckt — und fraß die Angst in sich hinein — so ein armes Herz! so ein geängstigtes Seelchen!

Und da habe ich ihn an mich gedrückt — er war ganz bleich — und hab' ihn auf dem Schoß behalten, da hat er seine Arme um meinen Hals geschlungen und sein Gesicht

an mich gepreßt! Ich fühlte sein Herz angstvoll pochen. — Aber tapfer und brav ist er doch, daß er trotz seiner Angst so still saß.

Und sei nur ruhig, mein Kind, durch mich sollst du keinen Tropfen mehr Angst schlucken müssen, als das Leben, ohne daß ich's wehren kann, dir sowieso bringt — und der Birnstingel hab' ich es verboten, je wieder meinem Kind so dummes Zeug beizubringen.

Wie hat Peregrin mich heute erschreckt! Ich bin den ganzen Tag umhergegangen voller Sorge. Er war mir unheimlich, der kleine Junge — und ich habe ihn gefragt und gefragt und immer wieder gefragt, als müßte ich sein Herz ergründen — und er sah mich mit den ernsten, geheimnisvollen Augen an, die mich durchschauern, die er manchmal macht, so, als hätte er eine tiefe Seele — oder gar keine, so unergründlich. Peregrin hat mit Rotplätzens Jungen gespielt. Ich sah sie wirtschaften und rief zum Fenster hinab: „Peregrin, was macht ihr denn da?" und ich mußte immer wieder rufen, sie hörten nicht, sie hatten alle drei die Köpfe zusammengesteckt und wirtschafteten. Als Peregrin aber endlich hörte, kam er angelaufen und stand unter dem Fenster, ganz erhitzt und rot und schmutzig.

„Was habt ihr denn da?"

„Einen Frosch seßnitten", rief er leidenschaftlich und eifrig. Ich rief ihn herauf und er kam angetrappt.

Und dann fragte ich ihn und fragte ihn, ganz angstvoll; immer wieder, aber er blieb immer gleichmütig, beschrieb, wie sie den Frosch zerschnitten hätten — mit einem ‚Siefer', das ist ein Schieferstein, und dabei hatte er immer die tiefen, geheimnisvollen Augen und bekam so etwas Trotziges, Festes in seinen Antworten, etwas so Gleichmütiges, daß ich gar nicht wußte, was ich aus ihm machen sollte.

„Hat er dir denn gar nicht leid getan, der Frosch?"

„Nein."

„Hat er denn nicht geschrien?"

„Ja."

„Und da hast du's doch trotzdem tun können?" Mir waren die Tränen in den Augen.

„So etwas, wie krr hat der Frosch gesagt."

Wir haben den ganzen Tag nicht wieder von der Sache gesprochen, weil ich es nicht wagte; aber ich habe ihn mehr noch als sonst bei mir behalten.

Am andern Tage gingen wir miteinander hinunter in unser Gärtchen, das sind zwei Beete, da ziehen wir allerlei Gemüse und auch Blumen. Ich habe mir die Beete für Peregrin und mich von Rotplätz herrichten lassen. Ein paar Rosenstöcke hat er mir auch gekauft, die blühen dies Jahr schon, und wir gingen miteinander und beschauten alles und begossen das Gemüse, und ich schnitt eine Rose ab, um sie an mein Fenster in das Glas zu stellen. Da sah Peregrin mich ganz befremdet an und sagte langsam mit seiner vollen Stimme: „Mama, hat denn die Rose nis auch krr gesagt, wenn du sie snittest?"

Ich konnte es nicht über das Herz bringen zu sagen: „Die fühlt nichts." Es kam mir so dumm vor. Ich war so froh, daß ich ihn wegen des Frosches nicht gescholten hatte. So ein kleiner Peregrin ist nicht so leicht zu verstehen! Da hört oft alle Weisheit und alle Klugheit der großen Leute auf.

Nachts steht Peregrin manchmal auf und kommt an mein Bett geschlichen und fährt mir mit seiner weichen, runden Hand über das Gesicht — und wenn ich dann aufwache und ihn in seinem Hemdchen stehen sehe beim flackernden Nachtlichtschein, da weiß ich schon, was er will. —

„Mamachen, hast du mich auch lieb?" fragt er dann so himmlisch zärtlich, daß mir die heißen Tränen manchmal in die Augen kommen und ich gar nicht weiß, wo ich mit meiner

großen Liebe zu Peregrin hin soll. Dann schlüpft er in mein Bett und schlägt die Ärmchen um meinen Hals, und ich halte ihn wie eine Welt voll Glück an mich gepreßt — und wenn ich ihn mir dann tot vorstelle, das braune, herrliche Körperchen, die lieben Augen, den trotzigen, zärtlichen Mund — da erstarrt mir das Herz — das ist ein Augenblick, den alles Glück nicht aufwiegt.

Und wenn er mich weinen sieht, da ist er so gut, da schleicht er auf den Zehen, da streichelt er mir die Wangen, da trocknet er mit seinem schmutzigen Tüchelchen mir die Augen, und da sagt er jedesmal, daß bald — bald — bald sein liebes Papachen kommen wird — und jeden Abend beten wir miteinander für ihn — da halten wir uns ganz eng umfaßt und beten für dich, Ker.

Gestern ist der kleine Junge kniend in seinem Bettchen eingeschlafen, — er war so müde — das sah so rührend aus — das arme Kindchen!

Ich habe immer vergessen aufzuschreiben, daß Peregrin längst ein kleines Bett bekommen hat, ein wunderhübsches Bett, das der Schreiner in Berka ihm gemacht hat. Die Birnstingel und ich, wir haben die Kissen genäht und den Sack mit Heu und Moos gestopft, und ein Matratzchen mit Schafwolle gefüllt. Abgenäht haben wir sie, und als das Ganze fertig war, und Peregrin die erste Nacht in seinem Bette schlief, da war es ein großes Fest, da haben ihn alle schlafen gelegt, Rotplätz und die Birnstingel, und die zwei Jüngelchen, und das kleine Mädchen von Rotplätz — und Peregrin lag wie ein Prinz in seinen Kissen und nickte allen zu und blinzelte und freute sich.

Peregrin schläft oft des Nachts nicht — da tut er mir immer so leid — so still mit großen, offenen Augen liegt er dann in seinem Bett, wenn ich nachts aufwache und mich

über ihn beuge, da sehe ich gerade in diese großen, offenen Augen hinein, die so ernst und ruhig schauen, und dann lächelt er übers ganze Gesicht und schlingt die Arme mir um den Hals — und wenn ich ihn frage, weshalb er mich denn nicht ruft, wenn er gar nicht schlafen kann, da sagte er neulich: „Ich brauch' dich nicht, Mamachen, schlaf nur!"

Das sagte er wie ein alter Mensch, so ernst — ach er weiß es schon, daß sein Mamachen nicht helfen kann. Dies lange, geduldige Wachliegen bei Peregrin macht mir oft Angst, es ist so rührend, und es dauert nun schon lange an.

Neulich finde ich ihn wieder wach, mit großen Augen; aber diesmal lächelt er nicht, als er mich sieht, sondern seufzt tief auf und sagt:

„Ach Mamachen, leg' doch ein Läppchen vor die Haustür und leg' mich drauf, dann seh' ich die Sterne von Gott und denke, ich bin dein Hündchen und bewach' dich, ich schlaf' doch nich'!"

Das klang so traurig, so verlassen, und schnitt mir ins Herz, und ich mußte vor ihm verbergen, daß mir die Tränen über die Wangen liefen. Mein armes Kindchen hat so einen rührenden Zug in seinem Wesen, für seine Mutter etwas Herzzerreißendes — ich kann es nicht genau nennen, ich weiß nicht, was es ist — und wenn er nicht ein so kräftiges Kind wäre und so tollte und jagte und so ungezogen sein könnte, so heftig und zornig, so würde er mir noch weit mehr Angst machen.

Ich erzähle ihm so viel von daheim, von der Großmama, von meinem lieben Vater, von unserem Haus, vom großen Meer, von meinem Boot, und da hört er so verständig zu und fragt nach seiner Großmama und nach allen. Und seinen Papa erwartet er immerwährend, ganz wie seine arme, arme Mama es auch tut, und wenn wir spazieren gehen, da stellt er sich breit vor mich hin und sagt mit einem so wichtigen, strahlenden Gesicht: „Und rat' einmal, wenn

wir um die Ecke sind, da kommt, da kommt" — und dann stürzt er mit aller Wucht in meine Arme und sagt mir ins Ohr, so weich und voller Liebe — „Papachen!"

Was wird denn nur aus meinem Kinde werden? Niemanden hat's als seine arme, dumme Mama. Wie soll die denn ihm helfen ein braver, kluger Mensch werden, der Gutes im Leben schaffen kann? Wie soll die das? Mein Gott, wie soll sie's denn? Sie kennt ja das Leben gar nicht — und in dieser Einsamkeit, da wird sie immer dümmer und dumpfer und vergißt alles. Wenn ich denke, wie einfach geht mein Tag hin; ein wenig Geld verdienen, die kleine Wirtschaft — und Peregrin. Trauer um Verlornes, und Sehnsucht nach guten Menschen und Liebe, tiefe, tiefe Liebe zu meinem Kinde. Wer mich kannte, wer von mir weiß, spricht doch wie von einer Verworfenen. Ich bin doch mit Schmach beladen! — ich und das Kind — unauslöschlich! — Wie das niederdrückt! — Wie eine Last liegt es auf der Seele.

Nachts, wenn die alten Tannen rauschen, diese Einsamkeit, diese Verlassenheit!

Unmöglich, sich verständlich zu machen, unmöglich!

Was soll daraus werden?

Wir können ja nicht ewig hier bleiben — und ins Leben hinaus? — da werden uns die Blicke treffen, diese verachtungsvollen, eisigen Blicke.

Werd' ich denn Kraft haben?

Ja!

Aber keine Stunde früher, als es sein muß, gehen wir hinaus in die Welt, mein Peregrin, keine Stunde früher.

Und die Zeit in der Einsamkeit hier soll nicht verloren sein, gewiß nicht.

Deine Mama muß eine große, schwere Arbeit zustande bringen, damit du ruhig leben kannst, Peregrin, damit du Boden unter deine Füße bekommst.

Wenn sie haltlos sich hinauswagte, da würden sie ihr das Herz zertreten, da würden wir beide ein Leben führen, wie auf einem untergehenden Schiffe.

Sie muß die Menschenfurcht verlernen, lernen muß sie klar und tapfer zu denken und fest zu sein. Sie muß erstarken und lernen, ihr Recht vor aller Welt offen zu wahren — Aber Du? Du?

Von dem Tag an, als Rotplätz mein Kind angemeldet hat als den unehelichen Sohn der Kristine Ahrensee, von dem Tag an habe ich den Kampf gegen die Menschenfurcht begonnen — den Kampf um mein heiliges Recht, das heilige Recht der Mutter, heiliger als alle Menschensatzung. Mein Kind ist's, mein liebes, gutes Kind.

Damals, als Mathilde und Frau Professor Majunke gegangen waren, da hat Rotplätz gesagt: „Nun müssen wir's tun. Nun müssen wir ihn melden und taufen auch", und als er mich ängstlich sah, da sagte er und schaute mich so mit seinem gutmütigen Gesichte an, und die vielen Fältchen um seine Augen und seinen Mund lächelten: „Ehelich oder unehelich, je, je, das is's nicht! Das macht nischt, das lassen Sie gut sein, das schonn. Und das sollen Sie aber tun! Gott danken, daß 's Kind so brav is und gedeiht, und daß mir'sch hamm. Wären's schon merken, wären's schon merken. — Also geh mer, gelle ja?"

Viertes Kapitel

In unserm stillen Leben ist etwas geschehen — etwas Trauriges —, ich kann es gar nicht fassen. Rotpläß ist vor Gericht gekommen. Es waren so Wilderergeschichten, und Rotpläß wurde als Zeuge gegen einen Arbeiter, der mit ihm in der Fabrik ist, geladen.

Er hat aber nichts ausgesagt, obwohl er sehr wohl alles wußte, und so ist er als Hehler verurteilt worden zu vier Monaten Gefängnis.

Der Rotpläß ist ein guter Mensch, wenn auch keine Seele in der Welt etwas davon weiß, und er selber auch nichts.

Seine großen Stiefel schlurfen und dröhnen viel zu laut, als daß irgend jemand noch etwas weiter von Rotpläß denkt, wenn er ihn gehen sieht, als daß eben seine Stiefel schlurfen, und daß seine alte, kurze Jacke auf ihm sitzt, wie der Sattel auf der Kuh, und daß er sich wie ein Sprenkel hält und ein langes Fabrikarbeitersgesicht hat mit vielen Fältchen.

Wir, Birnstingel und ich, müssen nun für die Kinder einstweilen sorgen.

Aber in der Fabrik soll er, gottlob, dann wieder eintreten.

Seit Rotpläß fort ist, da ist's noch einmal so still bei uns.

Meine Mutter hat mir geschrieben, schon öfter, und ich schrieb ihr wieder, aber noch verstehen wir einander gar — gar nicht — mein armes — armes Mamachen. Wie allein bist du!

Und wie würden wir dich lieben, wenn du zu uns kämst.

Peregrin wird nun schon zwei Sommer lang in dem Bach, der vor unserm Hause durch die Wiesen fließt, gebadet an jedem guten Tag, und das ist ein großes Vergnügen, wenn der kleine, schöne, braune Kerl in dem klaren, fließenden Wasser steht zwischen den Wiesenufern — da ist er grenzen-

los lustig, da spritzt er und wirtschaftet, und ganz besonderes Vergnügen macht es ihm, vom Wasser aus Blumen zu pflücken.

Ein Verschen sagt er immer, wenn er im Bache steckt, das gehört dazu.

Ist ein Mann ut Hutenbäcken,
Hätt en Rock ut tusend Flicken,
Hätt en lädern Angesicht,
Hätt en Kamm und kämmt sich nicht.

Solche dummen Verschen lernt er so leicht. Und vor dem Bad, daß ich es nicht vergesse, da spielt er gestiefelten Kater und läuft nackt in der Wiese umher und hat nur seine Stiefelchen an, und ist so seelenvergnügt, wie ein junges Tier.

Heut bracht ich Peregrin zu Bett und betete mit ihm unser altes Gebet, das wir immer eng aneinandergeschmiegt beten.

Als er in seinem Bette lag, sah er mich mit großen Augen an und sagte: „Du Mama, ist's denn mit dem lieben Gott auch so wie mit dem Niklas? Ist der auch nur für Kinder?"

Rotplätz hat in diesem Jahr den Niklas bei uns gemacht, hat Nüsse und Äpfel gebracht, seine Kinder angebrummt, und Peregrin hat ihn gleich erkannt.

Peregrin grübelt und denkt immer und fragt ohne Ende, und wenn er einer Sache ganz sicher sein will, muß ich ihm die rechte Hand darauf geben, daß es so und nicht anders ist. — Da kommen Geschichten über Geschichten. — Vor ein paar Tagen stellt er sich in seinem Bette auf und fällt mir um den Hals und sieht mich ernsthaft an: „Mamachen, sag' mir, ich will dich etwas fragen: bringt der Storch wirklich die Kinder? Der ist doch ein ganz gewöhnlicher Vogel — die liegen doch nicht im Teich? Gib mir deine rechte Hand." Da sagte ich: „Man sagt das nur so; Gott schickt die Kinder."

Da fiel er mir noch fester um den Hals: „Dann weiß ich's," rief er, „die Engel bringen sie — da bin ich froh! Ich mochte es nicht gern, daß der Storch sie angeschleppt brächte."

Heute hat Peregrin sich mit einem Jungen vom Rotplätz wütend gezankt und gehauen, und ich sagte ihnen, das dürften sie nicht, sie müßten sich lieb haben. „Ach," meinte Peregrin, „man hat nur lieb, was mer selbst ausgebrütet hat, und den hab' ich nich' ausgebrütet."

Dies und mehr schrieb Kristine in ihr Kinderbuch; aber es kam eine Zeit, da schrieb sie lange nicht. Peregrin war erkrankt. An einem Herbstnachmittag, als die Kinder draußen getollt und geschrien hatten, kam er so müde nach Hause, setzte sich seinem Mamachen auf den Schoß und legte seinen Kopf an ihre Schulter, saß ganz still und schwer, und seufzte manchmal tief auf.

Sein Atem, der Kristinens Hals traf, war so heiß; Kristine fühlte sein Köpfchen an, das glühte und brannte, da faßte sie das böse, verzweifelte Erstarren, daß sie sich nicht vom Stuhle erheben konnte.

„Nun ist es da — nun ist es da — das Unglück!" Sie preßte ihn an sich und sah hinauf gen Himmel, wie ein verwundetes Tier, ohne Gedanken, ohne Gebet, — nur in Todesangst.

Und nach diesem ersten Schrecken kamen Nächte und Nächte, Tage und Tage, schwer und erdrückend, während deren ihre Augen an einem glühenden Gesichtchen hingen, während deren ihre Hände ein wildes, heißes Körperchen immer von neuem einhüllten, während deren sie so schmerzliche Seufzer hörte von den lieben Lippen; Peregrins Augen waren in dieser Krankheit von Fieber befangen, und jetzt erst schienen sie ihr geheimnisvoll, wenn er still und ruhig

vor sich hinsah und die kleinen Pulse flogen und der Atem so schnell ging. Da lag sie auf den Knien vor dem Bettchen und blickte in diese Augen, wie ein verzweifelter Mensch in tiefes, dunkles Wasser. „Werd' ich jetzt zermacht?" frug Peregrin in einer dunkeln, trostlosen Nacht. Da stand ihr das Herz still. — Wer lehrte ihm die furchtbaren Worte so zu setzen? Bewußt und unbewußt flüsterten ihre Lippen immer das gleiche, immer vor sich hin: „Wenn du ihn mir nimmst, dann nimm mich auch!" Das klang so hart, so wild, so trostlos; und immer wieder, immer wieder.

Und dann dachte sie, wenn sie nun doch leben blieb, und wenn in Jahr und Tag Ker käme, was sie da sagen würde; wie sie von Peregrin sprechen würde, wie von etwas Vergangenem. Da liefen ihr die heißen, trostlosen Tränen über die Wangen.

Manchmal rief sie auch nach ihrem Mamachen, jammervoll hilfesuchend.

Das erste klare Wort ihres Kindes, das zersprengte ihr fast das Herz vor Freude.

In der Zeit der Genesung, da hielt sie Peregrin wie ein Heiligtum; wenn sie ihn berührte, dankte sie immer Gott in ihrem Herzen, und wenn Peregrin unvermutet sie etwas fragte, da kamen ihr die Tränen in die Augen.

Wie er aber die Krankheit abschüttelte und frischer und kräftiger wurde, als vordem, kam auch das Gefühl ins alte Geleise, und auf ein leeres Blatt in ihrem Buche schrieb sie: „Peregrin war schwer krank." Mehr konnte und wollte sie nicht schreiben.

Notplätzens Strafzeit lief ab und er wurde zurückerwartet. Und eines schönen Morgens kam der Bote aus Berka, der zwischen Berka und Blankenhain geht, und brachte eine Postkarte.

„Motag aben — kumm heim. Notplätz."

Eifrig ging es da im Reisberghaus zu. Frau Birnstingel mußte scheuern und fegen, es wurden aller Art Vorbereitungen getroffen.

Frau Birnstingel wurde ausgeschickt, Einkäufe zu machen zu einem Nachtessen, und sie war es, die auf den Gedanken verfiel, am Abend zur Feier Lotto zu spielen. Sie besaß so ein altes Lotto, aber da fehlten Nummern und Glasscherben zum Zahlenbedecken. Das alles wurde wieder instand gesetzt von Kristine und Rotplätzens Kindern. Aber die Gewinne! Die wurden auch besorgt, die brachte Frau Birnstingel mit aus der Stadt. Zuckerwaren aller Art und Tabak, den immer Rotplätz gewinnen sollte, und Zwirn und Nadeln, was die Frauenzimmer gewinnen sollten.

Und Frau Birnstingel versuchte es vorsorglich, Peregrin klar zu machen, daß, wenn er den Tabak und den Zwirn gewönne, er ihn nicht behalten, sondern eintauschen müßte. Im Reisberghaus wurde gebraten und gebacken, Frau Birnstingel hatte für die Kinder einen Kuchen zustande gebracht.

Und gegen Abend waren sie alle auf der Lauer und gingen Rotplätzen entgegen.

Das war ein Wiedersehen, so harmlos, als käme Rotplätz von einer Badereise heim. Rotplätz mußte erzählen, und Kristine und Frau Birnstingel erzählten ihrerseits; und dann das wunderschöne Essen und die glückseligen Kinder und das Lottospielen, und die Gewinne! — An diesem Abend saßen in der Stube bei Rotplätz nicht Philosophen beisammen, Gott bewahre, die allereinfachsten Leute von der Welt. Aber Lottospielen, wenn der Vater aus dem Zuchthaus kommt, und braten und backen? Ja, wäre Rotplätz ein gebildeter, vornehmer Mann, so hätte er, um sich und seinen Kindern die Ehre wieder zu geben, Grund genug gehabt, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Aber er gehört zu denen, die nicht viel zu verlieren haben. Und das junge schuld-

beladene Weib mit ihrem Kind, — welche Zuflucht hat sie hier gefunden!

Da sitzen sie in der elenden Stube so ruhig beieinander und spielen Lotto, und freuen sich über das magere Festessen und die ganze Feier.

Kristine schreibt:

Nun ist's wieder einmal Winter, wieder dichter Schnee. Nun kommt Weihnachten wieder heran — das einsame Weihnachten, das das Herz in Sehnsucht vergehen läßt und in Hoffnungslosigkeit.

Und gerade zu Weihnachten, da darf ich nicht trauern.

Mein armes Kind soll eine schöne, liebe Erinnerung fürs Leben haben.

Er soll nicht fühlen, was für abgerissene Blätter wir beide sind. Gewißlich nicht. Ach, daß es dies nie zu fühlen hätte!

Seit zwei Weihnachten sind nun auch die Hennebergs aus Jena fort. Mit meinem Mamachen wohnen sie in Heidelberg zusammen. Sie haben ihr Haus verkauft. Mamachen schrieb mir: Es war ihm unmöglich, länger in Jena zu bleiben. Er fühlte sich dort wie gebrandmarkt. Alles um meinetwillen. Wie sie noch in Jena waren — hab' ich am Weihnachtsabend ganz still zum Fenster hinausgeschaut, der Gegend zu, wo Jena liegt — und habe so ein Gefühl gehabt, als wäre ich doch noch nicht ganz allein und verlassen.

Mein Mamachen schrieb mir, daß Jekatirina Alexándrowna gestorben ist — schon vor drei Jahren — und ich habe es nun erst vor wenigen Wochen erfahren! Ich hab' oft an sie gedacht und mir war immer, wenn jemand kommen würde, so müßte sie es sein. — Ja, ich habe auch auf sie gewartet.

Und zu Weihnachten, wie habe ich da immer vom Fenster aus den verschneiten Weg hinabgesehen, bis ich müde wurde.

Der lange, bange Weg.

Ach Weihnachten!

Und wie er sich freut, mein guter, kleiner Junge. Die Lichter am Baum, die Nüsse, der Pfefferkuchen, die bunten, kleinen Sachen, die erfüllten seinen Geist.

Das Christkind liebt er sehr. Wenn er abends durchs Fenster schaut, dem Walde zu über den Schnee, hat er mich oft schon herbeigerufen — „Jetzt ist's in den Wald geschlupft, ich hab's gesehen! Bäumchen holt's!" Dann fragt er wieder, ob es denn eigentlich ein Wickelkind ist.

„Mama," sagt er, „beten wir denn zu einem Wickelkind eigentlich? — das mag ich nicht, so ein großer Junge wie ich. — Lieb hab' ich's — aber beten?"

Ich habe ihm erzählt, daß aus dem Wickelkind ein herrlicher, guter Mensch geworden ist, der so gut war, wie nie einer vor ihm und nie einer nach ihm — und daß er alle Menschen geliebt habe.

Das hat Peregrin sehr gefallen — und er fragt mancherlei noch darüber — und wir sitzen abends wieder vor unserm Öfchen und hören zu, wie es pustet und faucht, und freuen uns, wenn es glüht, und erzählen uns allerlei. Peregrin mir und ich ihm.

Peregrin," sagte ich zu ihm, „willst du zu Weihnachten dein Mamachen sehr — sehr lieb haben?"

„Ja", sagte er und blinzelte mit seinen Augenwimpern mir an der Wange, das tut er immer noch, wenn er sehr zärtlich ist.

„Du hast es gut," sagte ich — „du hast ein Mamachen; aber ich hab' keins! Ach! Ich hab' kein Mamachen! kein Mamachen!" — — Wie hat er sich da an mich gedrückt, der kleine, gute Junge — und hat mich gestreichelt und ist nicht von meiner Seite gegangen und war so gut — so gut, daß ich nicht anders konnte, ich mußte mich bitterlich ausweinen; über ihn, über mich und über alles — alles. —

Etwas ist mir in die Einsamkeit gefolgt, etwas, das mit

mir spricht! etwas, das meine Seele ganz erfüllt, — das mir sagt: „Was hast du erlebt, du glückseliges Geschöpf! Du kennst sie, — die große, große — heilige Liebe!

„Mächtiger ist die Liebe als der Tod,
Fest wie die Hölle,
Unbezwinglich wie das Niederreich.
Ihre Gluten sind Feuergluten
Wie Jehovahs lodernde Flammen,
Wasserwogen löschen die Liebe nicht,
Und Ströme ersticken sie nimmer."

Etwas, was ich in heiliger Stunde an mein Herz drücke — — ist dein Lied, Ker!

Dein Hohes Lied! Dein Judenlied, wie du sagtest — dein Lied, was du in meine Hände legtest! — Dein lebendiges Lied!

In stiller, trostloser Nacht ist es von brennenden Augen gelesen. Gebetet und geweint ist darüber.

Die Sehnsucht hat sich in die Worte tief — tief eingegraben, hat deine Stimme hören wollen, hat nach dir gejammert und gerufen und geschrien, hat in jedem Bilde, jedem Worte dich erkannt! Hat die Arme nach dir ausgestreckt und hat auf dich gehofft! — gehofft! — gehofft!

Zu deinem Liede komme ich, wenn ich leben will! Da breite ich die Arme danach aus, da drücke ich es an mich, da liebe ich es, wie ich die ganze, für mich versunkene Welt liebe.

Auch diese Weihnachten, wenn alles schläft, soll es wieder zu mir sprechen.

Auch ich will meine heilige Stunde haben!

Ich Glückliche! Ich Arme!

Fünftes Kapitel

Berlin!

Ein Strolch geht eben durch die Oranienstraße; lang, hager, wettergebräunt, den Hut über dem struppigen Haar tief über die Stirne gedrückt, in armselig schäbigem Rock, ein fadenscheiniges Tuch um die Schultern. Es ist schon spät abends, die Läden und Haustüren geschlossen und ein Dezemberwetter, daß sich Gott erbarm. Der Wind heult um die Straßenecken und fegt auf den Steg die Eisnadeln wirbelnd vor sich her. Die Gaslaternen, dick mit Schnee belegt, flackern und drohen zu verlöschen. Wer bei solchem Wetter über die Straße muß, hat sich vorsorglich von oben bis unten zugeknöpft, den Hals bis über die Ohren eingewickelt und hält den Schirm gegen den eisigen Wind dicht vor das Gesicht.

Der Strolch geht langsam, zögernd, unsicher weiter, er sucht offenbar die Nummern an den Häusern zu enträtseln und die verschneiten Firmenschilder zu lesen.

Jetzt scheint er das Gesuchte gefunden zu haben, denn er bleibt stehen und späht vor dem verschlossenen Laden nach einem durchschimmernden Lichtstrahl. Er streicht sich durch die nassen Haare und klopft zaghaft an.

Über dem Laden steht mit großen, goldenen Buchstaben:

„P. Fuhks. Sortiments-Buchhandlung und Leihbibliothek."

Ein Schutzmann, der auf dem Nachhauseweg noch einmal die Straße abpatrouilliert, hat den verdächtigen Gesellen alsbald aufs Korn genommen; verdächtig ohne Zweifel und auf verdächtigen Wegen, weil er in zerrissenen Schuhen prangt und ein sparriges Bündel sorgfältig zu schützen oder — wer weiß — zu verbergen sucht. Im Schutzmann schwillt das Pflichtgefühl. Er wendet die Schritte gegen sein Opfer. Schon will er den steifgefrorenen Arm mobil machen, um seinem Fang mit dem gehörigen Nachdruck in den Nacken

zu fahren — da treibt ihm ein kräftiger Windstoß eine volle Ladung nassen Schnees in den Nacken und übt sichtlich eine abkühlende Wirkung auf seinen Diensteifer. Er stülpt sich mit den dicken Handschuhen die Pickelhaube fester auf den Kopf, macht unwillig Kehrt und läßt Gauner — Gauner sein. Es gibt ihrer so viele.

Indessen dieses im Hundewetter draußen vorgeht, sitzt hinter dem geschlossenen Laden der Buchhändler Peter Fuhks mit seinem jungen Weibe am Ofen und denkt an nichts Böses.

Der weite Raum ist durch ein paar große, schwarzlackierte Bücherregale geteilt. Vorn, nach der Straße zu, sind die Schränke von oben bis unten voll von wunderschönen Büchern. Jetzt ist diese Pracht in tiefes Dunkel gehüllt. Im Rücken der Schränke steht auf einfachen Brettern die vielbegehrte, die sehr unansehnliche, sehr zerschlissene und vergilbte Lumpengesellschaft der Leihbibliothek; dazu Haufen von Makulatur, leere und unausgepackte Kisten und frischduftende Bücherstöße durcheinander, und noch weiter im Hintergrunde da blinkt das einzige Fenster des Raumes, das aus den Zeiten, als der Hof noch nicht ausgebaut war, eine schwache Erinnerung an Sonnenschein und Tageslicht bewahrt hat.

Um dieses Fenster nun ist eine ganz gemütliche Ecke hergerichtet, ein grün überzogenes Sofa, ein Tisch, darauf ein Petroleumlämpchen von milchweißem Glas, vier Stühle, ein Schrank, eine Kommode, alles nagelneu und blitzblank — und endlich ein eisernes Öfchen, das ist ganz rot vor Anstrengung, den weiten Raum und all die Herrlichkeiten zu erwärmen.

Da sitzt nun Peter Fuhks und hat die Beine übereinandergeschlagen und schaukelt unermüdlich den rotgeblümten Pantoffel. Er hat die Buchhandlung noch nicht allzu lange, hat noch seine Illusionen und baut sich gewiß noch Luftschlösser aus den Mengen von „Skalpjägern“ und „Robinsons“ und

den allermodernsten Prachtwerken, die er zu Weihnachten, und aus den Andachts- und Schulbüchern, die er zu Ostern absetzen will. Aber es gehen ihm auch andere Gedanken durch den Kopf: Wie lange ist es jetzt her, daß er von „ihm" nichts gehört hat!

Die junge Frau sitzt ihm gegenüber und näht.

„Männchen," sagt sie, „warum bist du denn heute so still?"

„Mir kommt der ‚Ker' gar nicht aus den Sinn", entgegnet er und schaukelt weiter.

„Der Ker?— Ach so, dein Freund in Rußland?"

„Ja," sagte er, „der war ein prächtiger Mensch."

„Erzähl' mir doch, Männchen!"

Das Männchen will antworten, da ertönt aus der Kammer nebenan ein leises Stimmchen, ein Stimmchen, so zart, so unschuldig quäkend, so verlassen und hilfsbedürftig, so wunderbar süß, wie es nur ein Erdenwürmchen von sechs Wochen zustande bringt.

„Äh — Äh — u — u — ä — äh!"

Beim ersten Laut ist die Mutter aufgesprungen und fort.

Fuhls schaukelt weiter; dann steht er auf, tritt an das magere, langbeinige Stehpult, schließt ein Fach auf, stöbert unter alten Papieren, schaut sich ängstlich um und holt einen alten, geschlossenen Brief heraus und zierliche, glänzende Dinge, die man, wenn es nicht gar zu romanhaft wäre, für goldene Haarnadeln halten könnte.

Er wendet den geschlossenen Brief hin und her. Er ist ohne Aufschrift. Er hält ihn gegen das Licht — und darin liegt deutlich das beschriebene Papier — wenige Zeilen.

Das Würmchen dort in der Kammer ist still und die Mutter kommt wieder zurück.

Peter Fuhls steckt beides, Brief und Nadeln, etwas hastig und ungeschickt in die Westentasche.

„War er nicht sehr reich?" fragt Luischen.

„Freilich war er reich und dazu ein guter Junge!"

„Wie war's mit ihm, erzähl' doch, Männchen."

Peter Fuhks will anheben —

„U — äh," —" schreit das Würmchen und schon ist die Mutter wieder fort.

„Ich weiß gar nicht," sagt sie wiederkommend, „ob es die Berliner Milch ist, daß unser Kind so unruhig schläft. — Aber du wolltest erzählen? erzähl' doch, ich hör' dich so gern erzählen, mein liebes Männchen."

„Ja, wenn ich's wüßte," sagt das Männchen, „er ist so lange fort und ich habe nichts, gar nichts erfahren. Unsere ganzen Herrlichkeiten sind ja von ihm", und er weist auf die blank lackierten Stühle, auf die hohen Bücherschränke und auf die Kisten und Kasten dahinter im Dämmerlicht.

Wer weiß, wo ich jetzt wäre ohne das, was wir von ihm haben? ich hätte mich nicht einrichten können, ich hätte dich nicht und wir hätten unser Kindchen nicht."

„U — äh", schreit das Kindchen.

„Um Gotteswillen", sagt die junge Mutter und volle Besorgnis malt sich in ihren Zügen. „Wir werden ausziehen müssen, weil das Kind so sehr schreit. Der Hauswirt wird uns kündigen. Wo sollen wir nur hin? — Ja, mein Püppchen, ich komme schon."

Und nach einiger Zeit aus der Kammer:

„Ich leg' mich gleich zu Bett, Männchen! Das Kind hat es so kalt, du kommst doch bald, Männchen?"

Draußen pocht es ganz vernehmlich am Laden, aber Peter Fuhks hört es nicht, denn das Schreckbild der Kündigung ist auch ihm in die Glieder gefahren.

„Ausziehen! — um Gottes willen, wenn wir hier fortmüßten — das wäre ja schrecklich. Jetzt, wo sich endlich ein paar Kunden eingewöhnt haben. — Ich glaube, es pocht am Laden. Irgendein Betrunkener. Laß ihn pochen. — Und zu Ostern wird die höhere Töchterschule auch hierher verlegt — die Oranienstraße hat so viel für sich. — Es ist

wirklich menschenunwürdig, daß unser ganzes Los von einem Hausherrn abhängt. — Es ist ganz entsetzlich! — wenn ich noch einmal von vorne anfangen müßte — darüber gehen wir zugrunde! — — Es hört nicht auf zu klopfen, ich muß nachsehen."

Er steigt zwischen den Kisten hindurch in das dämmerige Verkaufslokal und nimmt sich unterwegs vor, den nächtlichen Ruhestörer gehörig, das heißt, so gut es der zahme Peter Fuhls kann, anzufahren. Er schiebt den Riegel von der Tür zurück, schließt auf und öffnet vorsichtig.

Da steht draußen im Schnee ein Kerl, lang, hager wie er selbst, mit struppigem Bart und Haar, mit großen, glänzenden Augen im braunen, abgemagerten Gesicht.

„Was soll's?" will Fuhls ausrufen, aber die Worte bleiben ihm in der Kehle stecken; er tritt unwillkürlich einen Schritt zurück und starrt den Fremden sprachlos an —

„Erkennst du mich nicht?" fragt der.

„Herr Gott im Himmel!" ruft Peter Fuhls und taumelt rücklings an den Ladentisch.

„Ker! Ker! um Gottes willen, wo kommst du her?"

Erst als der Fremde eingetreten ist und die Ladentür sorgsam hinter sich geschlossen hat, ermannt sich Peter Fuhls und ruft:

„Komm herein, komm herein. Es ist ja eine schreckliche Kälte draußen. — Wart' nur, ich will Licht holen."

„Ich sehe schon."

„Bitte, geh mir nach, es ist sehr dunkel, stoß dich nicht."

Und er führt den Gast sorgsam um den Ladentisch, durch die grüne Gardine, zwischen den herrlichen Bücherschränken, an den hochaufgestapelten Kisten vorbei, bis zum hellen Fleckchen am Ofen, und sieht sich fortwährend um und wiederholt immer:

„Stoß dich nicht, Ker — stoß dich nicht."

Sein Gast stellt sich stumm an den Ofen.

Peter Fuhks steigt unruhig hin und her, rückt an den blanken Stühlen, klopft den Freund auf die Schultern und scheint sich gar nicht fassen zu können.

„Ich kann dir gar nichts Gutes sagen, mein lieber Ker — gar nichts — wir haben verloren. Wir haben unsern Prozeß verloren — in beiden Instanzen. Der Senat hat die Revision zurückgewiesen. — Der Minister hat gar nichts getan — er hat gegen uns gehalten — nicht für uns. Es ist gar nichts zu machen, mein lieber Ker."

„Gut, gut."

„Wie kannst du das nur sagen, mein lieber Ker? Es ist ja die scheußlichste Ungerechtigkeit —"

Nach einer Weile spricht Fuhks weiter: „Sztipann Sztipannowitsch ist tot; das weißt du wohl?"

„Ich weiß von nichts."

„Er ist seit einem Jahre tot, und deine Schwester Anna Alexándrowna hat wieder geheiratet, einen Generaladjutanten des Zaren. — Es ist gar nichts zu machen. —

Jermák ist auch tot — gehenkt, weißt du. — Er hat einen Brief an dich geschrieben — willst du ihn lesen?

Die deutsche Kindermuhme ist nicht aufzufinden — sie wird wohl auch tot sein — freilich, wenn wir die gefunden hätten. — Unmöglich ist's nicht, daß wir sie noch finden. — Nein, nicht unmöglich.

Es ist wirklich nichts zu machen. Es ist alles verloren —."

Ker schweigt, und Peter Fuhks schweigt auch und rückt leise an seinem Stuhl. Als er aber einen Blick auf die Jammergestalt seines Freundes wirft, der noch immer unbeweglich an der Wand lehnt, durchkältet, abgemagert, mit eingefallenen Wangen, in Kleidern, das sich Gott erbarm, ein Bild des Elendes, derselbe, den er in voller Jugendkraft, im Übermaß von Glück und Reichtum gekannt hat, da rückt er den Stuhl hastig beiseite, tritt eilig stolpernd auf ihn zu, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagt innig:

„Mein lieber Ker, wir wollen uns durchhelfen, du bleibst bei uns. Es ist ja ohnehin alles dein, alle die Herrlichkeiten hier! Kann ich nicht etwas für dich tun? Willst du nicht Tee?"

„Es ist sehr kalt hier", sagt Ker und steht dicht am Ofen.

Peter Fuhts schüttet den ganzen Vorrat Kohlen in den Ofen, vergißt Weib und Kind in der Kammer nebenan, vergißt auch den bösen Hausherrn und rüttelt am Ofenschieber, daß es durchs ganze Haus dröhnt.

„Männchen!" erschallt es ganz schläfrig durch die geschlossene Tür aus der Kammer, „Männchen, was hast du denn heute? Du kommst ja gar nicht!"

„Luischen!" ruft Peter Fuhts mit freudiger Stimme und weicht nicht von seinem Freund, „Luischen, steh schnell auf und komm' her. Unser Ker ist da! Der Ker ist zu uns gekommen!"

Ker steht mit gekreuzten Armen und starrt vor sich hin. Peter Fuhts sitzt wieder auf der Seitenlehne des Sofas und läßt den Freund nicht aus den Augen. Der Ofen faucht, als wollte er zerspringen, und draußen im engen Hof fängt sich der Sturm wie in einer Esse und drückt gegen das verschneite Fenster.

Richtig, es dauert auch gar nicht lange, da wird die Kammertür etwas zaghaft geöffnet, und Luischen erscheint im Häubchen und niedlichen Morgenkleid; im Arm, zärtlich an den vollen Busen der Mutter gedrückt, das Kindchen, ganz in weiße Wolle gewickelt, das Mützchen schief und mit großen, wachen Augen.

Sie tritt auf Ker zu und sagt, ein glückliches Lächeln im Gesicht: „Seien Sie uns willkommen!" und dann mit dem ganzen Stolz einer jungen Mutter: „Und dies hier, das ist unser Kindchen!"

Ker grüßt ganz ernsthaft, tritt dann etwas vor, streicht mit den braunen, magern Fingern über die weichen, runden

Wängelchen des Kindchens und — wendet sich ab, bleich wie der Tod.

Peter Fuhks muß das Kind halten. Er stellt sich sehr ungeschickt dazu an und geht ängstlich trippelnd und tänzelnd auf und ab; aber siehe da, das Kind schläft sofort.

Die Mutter hat auf einem kleinen Tisch in der Ecke die breiten Flammen des Petroleumkochers angezündet, hat das Wasser zum Tee gesetzt, und es brodelt schon ganz behaglich.

„Hast du nicht Kognak?“ fragt sie ihren Mann ganz ernsthaft, „oder Rum?“

„Ich? Rum? Wo soll ich Rum haben?“ antwortet Fuhks kleinlaut.

„Nun, das tut nichts“, sagt Luischen und braut weiter.

Das Kind ist zu Bett gelegt, Fuhks sitzt wieder auf der Sofalehne, der Tisch wird gedeckt und der Tee aufgetragen.

Ker hat endlich seinen Hut abgenommen. Der Ofen hat wirklich sein möglichstes getan. Es ist ihm auch ums Herz wärmer geworden. Er hat den ersten Eindruck verwunden und fängt an zu sprechen. Er erzählt lebendig und tief erregt, was er gelitten, wie er gefangen war und von aller Verbindung abgeschnitten — am Ende der Welt, am Amur! Lange Jahre!

Peter Fuhks ist ganz Auge und Ohr, möchte immer eifrig dreinreden und schweigt doch still.

Das Kindchen in der Kammer schreit mit solch wütender Energie, daß die besorgte Mutter eilig Abschied nimmt und in der Kammer verschwindet.

Die beiden Freunde sind wieder allein.

„Bitte, gib mir den Brief von Jermák“, sagt Ker. Da liest er:

„Ruhm sei Dir, o Gott!

Geliebter Herr Dmitri Alexándrowitsch!

Morgen in der Früh, wenn die liebe Sonne aufgeht, da werde ich gehenkt. Darum haben sie mir erlaubt, daß ich Dir

schreibe, geliebter Herr Dmitri Alexándrowitsch. Aber so dumm bin ich nicht, daß ich ihnen den Brief aushändige, ich weiß schon meine Wege, wie er an Dich kommen soll, wenn Du noch lebst, Dmitri Alexándrowitsch.

Drumm dumm! Horch einmal, so hämmern sie an dem Galgen auf dem Festungshof, als ob sie mir bange machen wollten.

Sie haben uns alle nach Sankt Petersburg gebracht. Vierzehn Mann.

Alle in Ketten, als ob wir wilde Tiere wären. Unsere Weiber sind mit uns gelaufen; viel Volk war da.

‚Was, ihr Verworfenen, ihr habt euern Gutsherrn erschlagen! Euern Wohltäter! Ihr Ungläubigen! Ihr Heiden!'

‚Was fluchst du uns, Mütterchen! Wir haben es tun müssen.'

‚Vierundzwanzig Stunden hat er noch gelebt!'

Da sage ich: ‚Vierundzwanzig Stunden? Was sind wohl vierundzwanzig Stunden? Vierundzwanzig Jahre hat er uns gequält!'

Einer hat gerufen: ‚Recht so, schlagt sie alle tot! Es muß alles anders werden!' Aber die meisten waren mildtätig und haben uns Geld gegeben, ganze Säcke voll Kupfergeld. Die mögen wohl gedacht haben: ‚Das sind Gerichtete und in Ketten, Unglückliche sind es, aber nicht schlechte Menschen.'

Vor dem Richter, da wurde es mir leid. Da demütigte ich mich und warf mich vor ihm auf die Knie und küßte vor ihm den Boden.

‚Ich bin schuldig,' sagte ich, ‚ich bin schuldig, Herr. Verzeih' mir, gnädiger Herr, verzeih' mir! Wir sind allzumal Sünder. Wir Menschen sind alle Sünder und sollen einander verzeihen.'

Sie haben uns eingesperrt, alle einzeln. Und haben uns hungern und dursten lassen.

‚Wie heißt du?'

‚So und so, Herr.‘
‚Wo bist du her?‘
‚Aus dem Kiewschen Gouvernement, Herr.‘
‚Wie alt bist du?‘
Und weil er mich so dumm durch die Brillen angeschaut hat, da sagte ich ihm:
‚Älter als du, Herr‘, sagte ich.
Da hättest Du mal sehen sollen, wie der aufgefahren ist; als ob er mich fressen wollte. — Aber ich wußte schon, was mir geschehen würde. —
Ich soll die ganze Sache erzählen.
Gut. — Wer hat auf Erden recht? Gott oder die Menschen? Gott!
Die Menschen sind Tiere. Schlimmer wie die Tiere; denn der Hund ist treu. Bei Gott ist die Gerechtigkeit, nicht bei den Menschen.
Er hat uns geschunden, er beträgt seinen Schwager, unseren Herrn. Er beträgt uns alle, alt und jung, Männer und Weiber. Er ist ein ungerechter Mensch. Ungerechte Menschen muß man vertilgen.
‚Wir wollen ihn in St. Petersburg verklagen‘, sagt einer.
‚Sieh mal her,‘ sag' ich, ‚weißt du, was das hier ist?‘ und zeige ein Scheit Birkenholz.
‚Ja,‘ sagt er, ‚das ist ein Scheit Holz.‘
‚Gut,‘ sag, ich, ‚das Scheit Holz ist klüger wie du. Die Frösche sollen wohl bei den Enten klagen?‘
‚Wir wollen ihn beim Zaren verklagen‘, sagt er.
‚Ja, wir wollen ihn beim Zaren verklagen‘, sagen alle.
‚Eh! Ihr Milchbärte, Säuglinge ihr! Weise mir einer den Weg! Zum Zaren führt keine Brücke!‘
Sagt da ein anderer: ‚Wir wollen den deutschen Verwalter erschlagen!‘
‚Nein,‘ sage ich, ‚wir wollen ihn selbst erschlagen! Sztipann Sztipannowitsch wollen wir erschlagen.‘

‚Ja,' sagen alle, ‚wir wollen ihn erschlagen!'

‚Heute ist er da, wer weiß, wann er wiederkommt.'

Da bekreuzigten wir uns alle und gingen.

Unterwegs, da spielten die Kinder auf der Wiese. Was für ein herrliches Wetter! Die Sonne scheint einem in die Seele, und die Vögel pfeifen.

Da kommt mein jüngstes Enkelchen gelaufen, faßt mich am Finger und hält mich fest.

‚Großvater,' sagt sie, ‚ich will auch mit.'

‚Mein Täubchen,' sagte ich, ‚spiel' auf der Wiese, da gibt es Blumen.'

Da weinte sie.

‚Gut,' sage ich, ‚komm mit, du sollst es mit ansehen', und nehme sie auf den Arm.

Vor dem Schloß, da war es ganz leer, kein herrschaftlicher Diener hielt uns auf. Alles wie ausgestorben, obgleich doch sonst Petersburger Schlingel genug da waren. Alles fort, wie die Tauben vor dem Habicht. Sie merkten alle, was da vorging.

Sztipann Sztipannowitsch sitzt im blauseidenen Schlafrock vor dem Teetisch, liest Zeitungen und füttert seinen Kanarienvogel mit Zucker. Alle Fenster sind auf, und die Sonne scheint herein.

‚Sztipann Sztipannowitsch,' sage ich, ‚gnädiger Herr!' und bücke mich. Aber die Kleine auf meinem Arm fürchtet sich und weint.

‚Was willst du?' sagt Sztipann Sztipannowitsch, ‚geh nur, wie du gekommen bist', und zündet sich so ein Zigarettlein an.

‚Sztipann Sztipannowitsch,' sage ich, ‚gnädiger Herr! Verzeih' mir, aber wir sind gekommen, dich zu erschlagen.'

‚Was,' sagt er, ‚du bist wohl besoffen? Hinaus mit dir!'

‚Nein,' sage ich, ‚das ist wahrhaftig Wahrheit!'

‚He! Nikita!‘ ruft Sztipann Sztipannowitsch seinen Diener, aber der war gleich fort, so wie er uns kommen sah.

‚Hinaus mit dir, du versoffener Teufel! Fort! Hund, du verrückter! Fort! — Nikita!‘ und wurde ganz grün vor Ärger.

Aber es regte sich gar nichts.

‚Jungens,‘ sagte ich zur Tür hinaus, ‚kommt doch herein und nehmt mir das Kind ab, es weint.‘

Da wurde er ganz wachsbleich und wollte hinaus, und stieß den Tisch um, aber ich packte ihn.

‚Zu Hilfe!‘ schrie er. ‚Nikita!‘

‚Spaß,‘ sagte ich, ‚was schreist du? Es hilft dir doch nichts. Und wenn du der erste nach dem Zaren wärst.‘ Und hielt ihn fest und ließ ihn nicht los.

Ei, da wurde er gesprächig, der stolze Sztipann Sztipannowitsch.

‚Jermák,‘ sagte er zu mir, ‚lieber Jermák, Batjuschka, Väterchen, was willst du? Ich hab' dir ja gar nichts zuleide getan!‘

‚Mir nicht, aber du hast die andern geschunden.‘

‚Jermák, Väterchen! Tue es nicht; warum tust du dies?‘

‚Das tun wir für unsere Kinder, nicht für uns.‘

‚Väterchen,‘ sagt er, ‚laß mich einen Augenblick los. Ich gebe dir, was du willst — mein ganzes Vermögen — mein ganzes Vermögen!‘

‚Es ist nicht dein,‘ sage ich, ‚du hast alles gestohlen, du Räuber! Du hast es Dmitri Alexándrowitsch gestohlen!‘

‚Zu Hilfe! Zu Hilfe!‘

‚Wohin hast du deinen Schwager fortgeschafft? — Dmitri Alexándrowitsch? — Unsern Gutsherrn, unsern wahren Herrn! Wohin? Gesteh es, du Mörder!‘

‚Zu Hilfe! Zu Hilfe!‘

‚Wohin? gesteh's! Nach Sibirien? du Auswurf? Was? Zum Amur? — Gemordet hast du ihn, du Antichrist! Unsern Liebling!‘

‚Väterchen Jermák ... wenn du mich ... tötest ... wird es dir das Leben kosten!‘

‚Das weiß ich. — Das weiß ich —‘

‚Mein Gott! Mein Gott! Zu Hilfe! Zu Hilfe! Nikita! ...‘

Da waren alle zusammengelaufen. Erst Anna Alexándrowna, deine Schwester. Aber die fiel gleich um wie tot. Dann, Gott weiß wer: der französische Haushofmeister im Frack, die Gouvernante und die Kinder, und die Amme mit dem Jüngsten auf dem Arm, die fährt mir gleich in den Bart und schreit: Räuber! und der Junge schlägt mit beiden Fäusten auf mich ein. Alle weinen und schreien, und der Kanarienvogel schmettert, daß einem ganz dumpf im Kopf wird.

‚Kinder,‘ rief ich, ‚haltet mir doch einmal die Amme vom Leib und nehmt den Jungen, daß ich ihm nicht weh tu'!‘

Sztipann Sztipannowitsch schlägt um sich wie ein Besessener, ich aber halte ihn mit beiden Fäusten fest. Das Beil, das scharfgeschliffene, steckte mir hinten im Gürtel. ‚Mischa,‘ rufe ich, ‚Täubchen, gib mir mal das Beil aus dem Gürtel, das scharfgeschliffene.‘

Da quollen ihm die Augen aus dem Kopf vor Angst.

Zu was noch zaudern! Er sagt uns doch nicht, wohin er Dmitri Alexándrowitsch geschafft hat ...

Tschuk! — Da saß ihm das Beil im Schädel fest, wie in einer harzigen Wurzel, und das rote Blut lief ihm ein wenig über den seidenen Schlafrock.

‚Och, och, och‘, stöhnte er, wälzte sich und legte sich hin, um zu sterben, nicht anders als ein geschlagener Stier.

Ich aber wischte mich ab, bekreuzigte mich und sagte zu Anna Alexándrowna, deiner Schwester:

‚Anna Alexándrowna,‘ sagte ich, ‚erziehe deine Kinder gut.‘

Dann zogen wir alle miteinander barhaupt in den Tempel, Gott zu loben, und haben dem Bilde der Gottesgebärerin vierzehn Wachslichter geweiht. Es war Sonntag Morgen.

So hat sich das alles zugetragen.

‚Nihilist', sagt der Richter zu seinem Spießgesellen.

Nihilist? Ich bin noch einer von den Alten, ich habe die Leibeigenschaft gekostet, doch da war es besser in Rußland.

‚Er hat eingestanden', sagte der Richter. ‚Das erzählst du so offen, du heilloser Schurke?'

‚Ich hab' es offen getan und sag' es offen! Nicht zu dir, du Franzose! Was stierst du mich an, du mit dem französischen Bart? Augen hat dir Gott gegeben, du aber trägst Brillen! Jetzt rede ich! Du Wolf! Wenn ich gehenkt bin, dann magst du reden und schreiben, was du willst. Schweig! Einen Edelmann nennst du dich? Da hast du recht! Denn du bist ein Schurke aus schurkischem Geschlecht. Du Sohn eines edlen Schurken. Du Enkel eines Schurken, du Schurke selbst! Und wirst Schurken zeugen wie Sand am Meer. Immerzu, je mehr, desto besser! Alle betreßt und mit Orden auf der Brust. Morgen wird dir der Zar einen Orden um den Hals tun und mir einen Strick. Das kommt daher, daß er nicht weiß, wie treu ich ihm gedient habe und wie arg du ihn betrügst.'

Das alles habe ich gesagt und noch mehr, aber es hat nichts geholfen.

Ich habe lange genug gelebt, ich weiß, wie es auf der Welt ist. Alles Trug. Der Heiland rette uns!

So nehme ich von Dir Abschied, geliebter Herr Dmitri Alexándrowitsch. Lieber sterben, als auf dieser Welt, mit den Menschen, wie sie sind, weiterleben. Jeder stiehlt, wo er kann. Und je schlimmer einer ist, desto mehr beruft er sich auf Gott und auf das Gesetz. Und je besser einer ist, desto eher wird er geknechtet und geschunden, und es ist ein Wunder — wenn ein Schaf unter dieser Herde von Wölfen noch nicht zerrissen ist. Das Gesetz ist nur, um die Schlechten zu schützen. Das Gesetz ist ihr Rückhalt, da stecken sie wie in einer Höhle und fallen aus, uns zu berauben.

Das ist gesetzlich, schreien sie, wenn sie uns schinden.

Was hat Sztipann Sztipannowitsch getan? Alles gesetzlich!

Aber jetzt habe ich vergessen, daß ich morgen in aller Frühe, mit den ersten Strahlen der Sonne, die unser aller Mütterchen ist, hier auf dem Hofe der St. Pauls-Festung in St. Petersburg gehenkt werde. Nun, vielleicht begnadigen sie mich noch unter dem Galgen.

Leb' wohl, geliebter Herr Dmitri Alexándrowitsch. Ich habe Dir Dein Gut nicht retten können. Wer Dich schützen kann, ist Gott allein, denn der Mensch vermag gar nichts.

Jermák

Dein unterwürfiger Diener."

Ker tritt an das verschneite Fenster und drückt die heiße Stirn an die Scheibe.

Peter Fuhts ist ganz Gefühl und Hingebung, doch so tief er auch empfindet, weiß er doch nicht besser zu trösten als andere Leute auch. Er legt dem Freunde die Hand auf die Schulter und sagt nur:

„Mein lieber Ker."

Dieser spricht anscheinend ruhig:

„Unterwegs, auf der See, — ich hatte mich hierher als Matrose verdungen, — verloren wir einen Mann. Er war über Bord gefallen und wurde erst am andern Morgen vermißt. Bei Nacht über Bord! — Du tauchst wieder auf. — Holla! — jeder Hilferuf verhallt. Blitzschnell wird es dir klar, wie es um dich steht — daß die Kräfte nicht erlahmen, ehe sie das Schiff beilegen — ehe sie das Boot aussetzen! — aber nichts an Bord deutet darauf. — Der dunkle Koloß setzt unbeirrt seinen Weg fort. — Es hat dich niemand bemerkt. — Niemand vermißt dich! Schon verdecken die nächsten Wogenkämme das Schiff. — Was hilft alle Kraft? — Qual ohne Hoffnung! Ein Kampf ohne Sieg! — Noch wenige Minuten und dein Los heißt — untergehen."

„Ach," denkt Fuhls, „wo ist denn unser Ker hin, unser energischer, lustiger Ker?" Das denkt er und sagt es unwillkürlich halblaut.

Langsam wendet sich sein Freund vom Fenster und reicht ihm die Hand.

„Mein lieber Ker, weißt du den Morgen — als du von Wiborg abreistest — da auf der Schiffstreppe, Ker — es regnete — großer Gott — damals!

Ker, das war ein Morgen!

Und kein Wort seitdem wieder!"

„Du weißt es jetzt, ich war gefangen — zuerst in höflichster Form, verbindlich, unter allerlei Vorwänden — zuletzt brutal. Ich versuchte jedes Mittel. Der Kommandant machte sich den Spaß und ließ mich wegen Fluchtversuchs und Bedrohung zum Tode verurteilen und führte die Komödie beinahe durch. Dem Generalgouverneur wurde ich in Ketten übergeben. — Ich weiß nicht, warum sie mich nicht kurzerhand umgebracht haben, Gelegenheit dazu war genug da: ich bin viermal wie ein Räuber ausgebrochen. Es gelang mir, wie du siehst, gelang mir doch. Ich habe erst unterwegs schreiben können, habe auch geschrieben, an dich — nach Wiborg. — Daß du hier in Berlin warst, habe ich wie durch ein Wunder erfahren; ich bin vorgestern in Triest gelandet. Ich habe noch eins zu tun. Ich muß Gewißheit haben, ich will weiter."

Er wendet sich zum Gehen — und zögert.

„Wie spät ist es?"

Er hat noch eine Frage auf dem Herzen, aber er wagt sie nicht über die Lippen zu bringen, er fürchtet die Bestätigung alles dessen, was seit Jahren sein Herz und Hirn zermartert.

„Wie spät ist es? — Bitte sieh nach." Peter Fuhls fährt heftig in die Tasche und zieht die Uhr hervor — und mit der Uhr den geschlossenen Brief und die goldenen Nadeln. Die fallen leise klirrend auf den Boden zu den Füßen seines

Freundes. — Der starrt hin, als könne er es nicht fassen, und der letzte Tropfen Bluts weicht ihm aus dem bleichen Gesicht.

Fuhls ist über und über errötet, bückt sich eilig und hebt Brief und Nadeln auf.

„Ich habe —" stotterte er, „den Brief nicht abgegeben, ich — sie — ich konnte nicht —"

„Lebt sie noch?" fragt Ker, und jedes Wort ringt sich ihm aus der Seele.

„Gewiß! ja! — das heißt, so viel ich weiß — ich hätte es doch erfahren. Aber sie sind von Jena fort — der Vater ist gestorben — nach Italien glaub' ich. — In Jena werden sie es genauer wissen. — Ich habe nichts mehr gehört —"

„Gut, so geh' ich hin — leb' wohl."

Ker rafft sein Tuch auf — aber der gute Fuhls, der so vieles verschluckt hat, was er noch seinem Freunde an Trost und Hoffnung zu sagen hätte, kann es gar nicht glauben, daß er geht.

„Du willst doch nicht fort? Aber so kannst du ja gar nicht. — Du mußt Geld mitnehmen — ich hab' schon welches — lieber Ker, es gehört ja dir. —"

Ker schaut seinem Freund in die Augen, schüttelt ihm die Hand.

„Ich danke dir", sagt er und geht.

„Ker!" ruft Fuhls ganz erstarrt. „Nimm doch wenigstens deinen Mantel, deinen eigenen Mantel, den du mir in Wiborg ließest." Er wartet gar nicht Kers Antwort ab, hat den Mantel eilig geholt und seinem Freund um die Schultern gelegt.

„Willst du denn wirklich fort?" — Da fährt es ihm durch den Kopf:

„Ker!" ruft er, „du kommst doch wieder, Ker?"

Ker nickte kaum merklich und tritt hinaus.

Sechstes Kapitel

Berka, das Thüringer Städtchen, liegt ganz in Schnee gebettet. Es ist Weihnachtsheiligerabend, und auf der Straße huschen die Leute eilig hin und her. Alles duftet nach Weihnachtsstollen. Hökerweiber mit Pfefferkuchen, Äpfeln und Nüssen sitzen in ihren Buden und halten die Hände über ihre Kohlenpfannen. Sie können sich das schon gönnen, denn die Käufer sind seltener geworden; die Hausfrauen haben ihren Bedarf eingeheimst, und in den Häusern da ist jetzt ein Treiben, ein Duften nach Tannenzweigen und Backwerk, ein Huschen und Eilen, ein Braten und Brauen, ein Schleppen und Flüstern, und das ärmste Weib wirtschaftet heute aus dem Vollen.

Bei dem Krämer am Markt ist gewaltig aufgeräumt, der hat kaum zwei, drei Päckchen Wachslichter für nächstes Jahr, und die letzten Pfefferkuchenherzen, mit Versen überklebt, haben ihm ein paar Mägde davongetragen, und Zitronat und Rosinen und Mandeln und Sirup hat er genau so viel verkauft wie alle Jahre, eher noch etwas mehr. Wohin man sieht, sind die Gesichter zufrieden und lebendiger als sonst. Die Leute auf der Straße rufen einander im Vorüberlaufen zu, reden einander an mehr als an gewöhnlichen Tagen. Aus dem Haus des Pfarrers und des Doktors sind Kinder von der Armenleutebescherung schon zurückgekommen mit Paketen, aus denen wollene Socken, Mützen, Schürzen, Röckchen, ein Hampelmann, ein hölzernes Pferdchen heraussehen und derlei Dinge.

Vom Turm wird ein Choral geblasen. Und eben ist der Zug auf der Straßenbahn von Weimar angekommen. Der Postkarren ist dazu hinausgefahren und noch zwei Interimskarren, denn jetzt gibt's noch Pakete und weiß Gott was, die schwere Menge, — und Botenweiber und Botenmänner warten auf der Post, um allerlei noch in Empfang zu nehmen und heimzutragen.

Mit dem Zug ist ein Fremder gekommen, ein junger, hagerer Mensch.

Er kennt sich nicht aus in dem Städtchen, blickt um sich und hat etwas Sonderbares, Auffälliges an sich, daß die Leute ihm nachsehen.

Ein Fremder am heiligen Abend, um diese Stunde, der in den Straßen umhersucht, das ist auffällig.

Er hat auch so etwas Hastiges, Erregtes. Betrunken meinen die Leute — sie kommen in der Eile nicht gleich auf etwas anderes.

Er fragt einen Buben, der geht ein Stück mit ihm und weist ihm den Weg nach Blankenhain zu, den Fußweg.

Da wird zum zweiten Male vom Turm geblasen, und die Töne ziehen so rein über die dichtbeschneiten Dächer hin und dringen in die Herzen ein und stimmen sie weicher; und die schon weich und bang gestimmten Herzen, die lassen diese Töne hinschmelzen.

Auf dem Postamt fragt er im Vorübergehen nach einem Brief. — Welches Treiben in dem Postamt! — Ja! zwei Briefe, zwei Briefe mit derselben Handschrift.

Und draußen beim letzten Tagesschimmer, im Vorwärtsgehen, da liest er diese Briefe:

„Gott sei gedankt, mein lieber Ker, daß Du mir von Jena aus geschrieben hast! — Was ich Dir schreiben soll, das weiß ich gar nicht — mir ist das Herz so übervoll. — Ich hab' ja von allem nichts geahnt und gewußt! — Mein lieber Ker. — Mir will's nicht aus dem Kopf! Ich kann mir das gar nicht vorstellen. — Und deine Schwester Jekatirina Alexándrowna ist auch gestorben. Ich kannte sie nicht. Dir war sie aber lieb. — Alles was Dich betrifft, fühle ich mit Dir, und daß du nun durch den Tod Deiner armen Schwester doch aus der Not gerissen bist, damit ist mir ein Stein vom Herzen gefallen, und wer weiß, mein lieber Ker, unsere böse Geschichte geht doch auch

vielleicht noch besser aus, als ich dachte. Ich sagte Dir ja, als Du bei mir warst, daß ich einmal wieder der letzten Zeugin, Deiner Kindermuhme, der Deutschen, auf der Spur wäre, und nun ist es diesmal doch die rechte gewesen — und jetzt ließ sich etwas machen! Das werden wir miteinander bereden. Nur Mut!

Leb wohl, mein lieber Ker.

Dein alter treuer Fuhls."

Den anderen Brief öffnete er im eiligen Gehen durch den dicken Schnee. Da stand nur:

„Und wahrhaftig, mein lieber Ker — sie ist bei Berka, auf dem Reißberg. Ich hab's erfahren. Du weißt es ja nun schon, aber ich mußte es Dir doch schreiben.

Dein alter, treuer Fuhls."

Und so geht der einsame Wanderer weiter, hält die Briefe noch lange in der Hand, die Dämmerung sinkt mehr und mehr herab, und der Schnee leuchtet fahl.

Und wie er geht, unaufhaltsam, wie beflügelt! Das ist der Bettler nicht mehr, der todmüde und abgequält abends spät bei seinem Freund Fuhls an die Ladentür geklopft hatte.

Er ist noch so hager und abgearbeitet wie in Berlin, aber umgewandelt, voller Hoffnung und Kraft, das Herz schlägt ihm, der Atem versagt ihm.

Vor sich sieht er das Bild jenes weichen, hellen Geschöpfes, wie sie so seelenruhig, als er sie das erstemal sah, vor ihm im Boot gesessen; sieht, wie der Wind in den blonden Locken spielte, wie er sie in seinen Armen durch das flache Wasser trägt.

Ein Schauer durchrinnt ihn. Eine dunkle Last wälzt sich auf ihn! Alle Qual, die über das ruhige Mädchen gekommen ist.

Und er schreitet durch die Öde der winterlichen Landschaft, wie durch die Öde, die jenes Geschöpf über sich hat ergehen lassen müssen.

Ja, er sollte sie in tiefster Verlassenheit finden, alle Wege, die zu ihr führen, verschneit! — Alle Wege unbetreten!

Wie ihm das ans Herz greift!

Fern von allen Menschen, ausgestoßen, verachtet, von allen verleugnet, da wird er sie finden, sie und das Kind.

Welch rührender Heldenmut gegen eine Welt voll Haß und Verachtung!

Wie könnte er je ihr diese Jahre wieder gut machen? Auch mit voller Kraft nicht — auch mit aller Liebe nicht!

In dem einsamen Reisberghaus, da saßen sie alle im ersten Dämmerlicht beieinander, Rotplätz und die Kinder und die Birnstingel, und Peregrin, während sein Mamachen oben in der Stube alles herrichtete und das Bäumchen schmückte. Und als das Bäumchen im Lichterglanz strahlte, waren sie alle miteinander hereingekommen, und Rotplätzens Kinder hatten mit Peregrin gesungen.

Kristine war im Zimmer hin und her gegangen nach diesem und jenem und hatte Peregrin und die Kinder unter den Weihnachtsbaum geführt — und der zerkratzte, feuerspeiende Berg, der die ganze Wand, vor welcher der Christbaum stand, einnahm, war ganz erschreckend hell erleuchtet, und die Jägersleute mit ihren Muffen und ihren zernagelten Gesichtern und den Nägeln in Brust und Magen und den abgeschabten Nasen, die standen und schauten ernst zu.

Kristine und Peregrin, die knieten miteinander vor einem hölzernen Pferdchen — und Rotplätz tippte Peregrin auf die Schulter, es war ganz Rotplätzens Geschmack; und seine beiden Jüngelchen, die hatten Fausthandschuhe und Wollmützen von Kristine bekommen; das kleine Mädchen, das stand ganz beschämt mit einer Schürze und einem neuen

Kochtopf. Und Tabak gab's für Rotplätz, und Kaffee für Frau Birnstingel, und Äpfel und Nüsse und Pfefferkuchen.

Und die Kinder fingen, nachdem das erste heilige Staunen über den leuchtenden Christbaum überwunden war, an lustig zu werden und naschten von ihren Pfefferkuchen und schauten alle miteinander die Bilderbogen an. Und in der Küche wurde dann Tee getrunken und Frau Birnstingels Weihnachtsstollen dazu gegessen.

Dann gingen Rotplätz und die Kinder wieder hinunter und Frau Birnstingel mit ihnen. — Kristine war mit ihrem Kind allein. — Peregrin hockte neben seinem kleinen Pferd und schwatzte vor sich hin, und Kristine knöpfte ihm seine Kleidchen auf, um ihn zu Bette zu legen; aber er wollte nicht — und schlang die Ärmchen um seine Mama und wollte noch ein bißchen auf bleiben. Am Christbaum entdeckte er, daß ein Licht noch unversehrt war, und dann saß er ganz still neben dem Pferd, im Hemdchen, in die Bettdecke eingewickelt, und sah dem Licht zu, wie es einsam am Baume niederbrannte. Kristine stand am Fenster wie alle Jahre und schaute den langen, verschneiten Weg hinab — wie alle Jahre ...

Da kamen die Schatten der Erinnerung über sie.

Der einsame verschneite Weg, der vom Walde herführte — das war ihr vergebliches Hoffen — die ganze Hoffnungslosigkeit!

Solang aber Peregrin wachte, wollte sie nicht weinen. Er saß so ruhig — und wurde nun müde.

Draußen die fahle Blässe über dem Schnee. Die Sterne funkeln, und der Wald steht so starr und schwarz.

Kein Laut, der bis zu dem einsamen Haus gedrungen wäre.

Weit — weit — weit über dem Wald und über dem Schnee tiefe Stille.

Kristine blickt wieder den Weg entlang.

Und wie sie so verloren hinschaut, da war's, als wenn ein Schatten vom Wald sich abtrennte und über den Weg glitt.

Ein Schatten! — und wie sie mehr und mehr schaut — eine Gestalt! — Wahrhaftig eine Gestalt — Heute? — Um diese Stunde? Auf diesem Weg eine Gestalt?

Ein Grauen durchfährt sie wie Gespensterfurcht.

Sie schließt die Augen.

Sie öffnet sie wieder — —

Ja, eine Gestalt — und näher und näher, unaufhaltsam näher.

Ein Mantel fliegt im Wind um die Gestalt.

Das Grauen verläßt sie nicht — packt sie mächtiger.

Sie stürzt zitternd, bebend vom Fenster zu ihrem Kind, nimmt es auf, — hält es im Arm — totenbleich.

So steht sie, und Peregrin legt sich schläfrig an ihre Schulter; — und so bleibt sie wie festgebannt mit großen, starren Augen.

Jetzt steht es vor ihrer Tür.

Hat sie denn die Schritte überhört? — Das Grauen überflutet sie ... raubt ihr den Atem.

Und als die Tür sich auftut, da bleibt sie unbeweglich, starrt und sieht auf die Erfüllung ihrer langen, bangen Hoffnung mit großen, ungläubigen Augen.

Sie steht vor Peregrins Bett und legt ihn sanft hinein. Und dann sinken sich Zwei in die Arme — ganz lautlos — und ohne ein Wort gefunden zu haben, zieht sie ihn zu dem Bett ihres Kindes, — beugt sich darüber und sagt mit heißen, seligen Tränen:

„Er heißt Peregrin."



Anhang

Kers Judenlied
Das Hohelied Sulamith

Von Omar al Raschid Bey

Erster Gesang

Sulamiths Sehnsucht

„Wer ist sie, die hervorschimmert
Unter den Rosenbüschen,
Schön wie die Morgenröte
Und wie das erste Licht des Tages
Unter den Palmen im Tal?“

*

Sulamith:
In den Hain hinab will ich gehn,
Zu schaun nach den Blumen im Tal,
Schaun, ob der Ölbaum schon sprosset,
Ob die Knospen sich öffnen,
Und ob die Granate schon blüht.

Einer ist's, den meine Seele liebt ....
Wer sagte mir doch, wo du weilest,
Und wohin du deine Herden getrieben,
Wo du zu Mittage ruhst —
Daß ich hinschauen dürfte über die Berge,
Daß ich dich suchte, daß ich dich fände.

Dunkel bin ich, sonnengebräunt,
Wie der Kedarener Hirtenzelte,
Wie die Estrichdecken Salomos;

Dunkelgebräunt, aber schön ....
Euch vertrau' ich's, ihr Rosen und Lilien,
Ihr Töchter unseres Tals!

O wer es mir doch gewähren könnte,
Daß du mein Bruder seist,
Genährt an derselben Mutterbrust;
Daß ich dich küssen dürfte,
Träf' ich dich draußen,
Und niemand höhnte mich darum.
Dann brächte ich dich, ich führte dich
In meiner Mutter Haus.
Dort füllen Edelfrüchte unsere Hürden,
Alte und neue, Geliebter, für dich.
Du lehrtest mich, ich labte dich
Mit dem Saft der Granate
Und mit würzigem Wein.

*

Ich beschwör' euch, ihr Töchter Jerusalems,
Bei den Gazellen und den Hindinnen unserer Fluren,
Wenn ihr ihn findet, den Inniggeliebten,
Sagt ihm, daß ich krank bin vor Liebe!

Zweiter Gesang

Sulamiths Inniggeliebter

„Wer ist es, der herabsteigt von den Höhen
Und eilt über die zerklüfteten Berge,
Der Gazelle gleich springend,
Und wie ein Hirsch setzt
Über Felsenklüfte?"

*

Sulamith:

Siehe, es ist der Geliebte!
Ach, unter Tausenden einer!
Wie die Zypresse sein Wuchs,
Dunkelgelockt sein Haupt,
Und seiner Augen Blicke voll Feuer.
Herrlich ist alles an ihm!
Bildnerwerk von reinem Golde!
Das ist mein Lieber!
Das ist mein Teurer!

Erwache, o Nord, erhebe dich, Süd!
Auf, durchwehet meinen Garten,
Daß mit Wohlgerüchen sich fülle
Und daß Balsam atme die Luft!
Daß den Geliebten umfließe
Ein Meer von würzigem Dufte!

Das ist mein Lieber,
Das ist mein Teurer!
Schon naht er meinem Zelte
Und steht an meiner Hütten,
Er beginnt und redet zu mir!

Der Hirt:

Auf, du meine Liebe, du meine Schöne, und komm!
Sieh, der Winter ist vorüber,
Hingegangen ist der Regen, ist dahin.
Blumen sprossen aus der Erde,
Volle Blütenknospen brechen,
Und es naht die Zeit der Lieder.
Schon erweicht die Feige ihre Früchte,
Und die Reben hauchen Blütendüfte,
Turteltauben girren auf den Feldern.
Auf, du meine Liebe, du meine Schöne, und komm!
Sieh, es naht die Zeit der Liebe:
Laß dein Antlitz mich schauen,
Laß deine Stimme mich hören,
Süß ist dein Laut und köstlich deine Wohlgestalt!

Sulamith:

Mein bist du, Geliebter, bist mein!
Wie die Zypresse ragt über dem Gipfel,
Also ragst du über die Brüder,
Und alles ist herrlich an dir —
Ich selbst bin nur eine Lilie
Zu deinen Füßen im Tal.

Der Hirt:

Wie unter Dornenbüschen die Rose,
So meine Teure unter den Mädchen!

Du hast, o Traute, mich ins Herz getroffen
Mit den Blicken deiner Taubenaugen,
Mit den dunkeln Purpurlocken.
Wie entzückt, o Braut, mich deine Liebe,
Sie erhebt mich zu Jehovas Eden!
Deine Augen — Taubenaugen
Unter dichtem Lockengeringel;
Deine Lippen wie Korallenbecher,
Der von Honig reichlich überfließt.
Deine Wangen sind ein Paradies,
Wo Granaten unter Edelfrüchten,
Wo bei Aloen die Myrrhe blüht,
Bei der Myrrhe jeder Hochgeruch.
Und die Gewande umwehen dich,
Und die Locken umfließen dich,
Wie die Bäche klare Quellen
Hoch vom Libanon ergießen.
Wahrlich schön bist du wie die Rose,
Und alles ist Reiz an dir!
Auf, du meine Liebe, du meine Schöne, und komm!
Dort sind Zedern unseres Hauses Decke,
Und die Säulen unserer Hütte sind Zypressen,
Duftige Blumen unser Lager ....

Sulamith:

Zur Abendstunde, —

Wenn der Tag sich neigt
Und die Schatten herab sich senken —
Dort, wo die Blumen sprossen im Tal,
Im Lenzesschmuck die Granate prangt,
Wo Myrrhenbüsche Düfte ergießen ....
Leg' deine Linke mir unter das Haupt
Und deine Rechte umfasse mich.

Der Hirt:

Zu mir, zu mir! du meine Schwester, du meine Braut!

Sulamith:

Auf, mein Geliebter, und flieh!
Er ertönt in der Ferne!
Eine Schar zieht heran!
Auf, Geliebter, und flieh!
Flieh wie ein Hirsch über die Berge
Und wie die Gazelle im duftenden Tal!

*

Ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems,
Bei den Blumen und den Hindinnen unserer Fluren,
Wenn ihr ihn schaut — den Inniggeliebten,
Sagt ihm, wie glücklich ich sei.

Dritter Gesang

Sulamiths Leid

„Was ist es, das herauf von der Wüste steigt
Wie eine Säule feurigen Rauchs,
Und wälzt sich heran wie Staub
Und wie eine Wolke über die Ebene,
Myrrhe wehend und Osterduft?“

*

Die Leibwache Salomos:

„Siehe, es ist Salomos Wagen,
Ganz umringt von seinen Helden,
Helden aus Israel!
Jeder zwiefach bewehrt,
An der Hüfte das Schwert,
Daß er steh' und fechte
Gegen das Grauen der Nächte.

Sulamith
im Wagen Salomos:

Weh mir!
Geliebter! wo weilst du?
Zeuch mich dir nach!
Daß wir zusammen enteilen!

Die Leibwache Salomos:

Helden aus Israel!
Jeder bewehrt,
An der Hüfte das Schwert,
Den König zu schützen,
Den König von Israel!
Ihn! und seines Lagers Genossin!
Preise dich glücklich,
Tochter aus Sulem!

Sulamith,
im Wagen Salomos:

Unselige ich!

Volk:

Tretet heraus, ihr Töchter von Zion,
Salomos Wagen zu schauen!
Aus Libanons Zedern ist er gezimmert,
Silbern sind seine Säulen,
Golden hanget die Decke darüber
Und die Polster von dunkelem Purpur.
Schaut die Schönste der Schönen,
Ihm zur Seite die Sulamith!
Zur Seite des Königs von Israel!

Salomos Gemahlinnen:

Siehe, lieben muß man dich, Salomo,
Und die Jungfrauen begehren dich.
Süßer als Wein sind deine Liebkosungen,
Und deine Küsse köstlicher als Balsam.
Wohlgerüche strömen von dir, o König,
Und ein Duft ist deines Namens Hauch.
Wahrlich unsere Freude gilt dir, o Herrscher,
Dir allein unser Frohlocken!

Sulamith,

im Palaste Salomos ruhend:

Ich schlafe — doch wachet mein Herz.
Wie die Gazelle bangt an des Amanas Gipfel,
Auf des Senirs und des Hermon Spitzen,
Der Löwen Gebiet und des Tigers Felsenlager —
Also bangt meine Seele und ruhet nicht.
Es naht mir im Schlafe die Stimme des Lieben:
„Tue auf, meine Liebe, meine Taube,
Meine Schwester, o du voll Unschuld, tu' auf.
Sieh, es lagern tiefe Abendschatten,
Und die Nacht hat sich herabgesenkt.
Feucht vom Taue ist mein Haupt
Und meine Locken vom nächtlichen Dufte."
— Mein Herz erbebte bei seinem Nahen: —
„Abgetan hab' ich die Gewande,
Wie? soll ich sie wieder umtun?
Gebadet habe ich die Füße,
Wie? soll ich in den Staub wieder treten?"
Da erduftete Myrrhe und Aloe —
Da stand ich auf, dem Geliebten zu öffnen ....
Und da ich aufgetan hatte meinem Freunde,
War er fort und hingegangen. —
Es schwanden die Sinne mir,
Und meine Seele entwich ihm nach.
Ich suchte und fand ihn nicht.
Ich rief, und er antwortete nicht.
Auf muß ich, die Stadt durcheilen
Durch nachtdunkele Gassen und Straßen,
Suchen ihn, den meine Seele liebt.
Ich suchte — und fand ihn nicht ....
Mich trafen die Wächter,
Welche rings die Stadt umgehen,

Sie schlugen mich, schlugen mich hart,
Nahmen den Schleier mir
Auf den Wällen die Wächter.

*

Ich schwöre euch, ihr Töchter Jerusalems,
Bei den Gazellen und den Lilien unserer Fluren,
Wenn ihr ihn findet, den Inniggeliebten,
Sagt, was ich leide um ihn.

Vierter Gesang

Sulamith und Salomo

„Wer ist es, der dort erhaben thront
Im Prunksaal, gekrönt mit der Krone,
Von Zymbeln und Harfen umklungen,
Umrauscht vom Schall der Posaunen,
Herrlich wie ein Gesalbter des Herrn?"

*

Die Gemahlinnen:

Siehe, es ist der König! Ist Salomo!
Also krönte ihn seine Mutter
Am Tage seiner Hochzeit,
Am Tage seiner Wonnen,
Zur Stunde seiner Herzensfreude!

Salomo:

Goldgeschirrten Rossen an Pharaos Wagen
Vergleiche ich dich, du Schöne aus Sulem,
Schön wie Thirza
Und voll Anmut wie Jerusalem,
Liebliche du aus dem Palmenhain.
Deine Wange gleicht der geöffneten Granate,
Unter deines Schleiers Schatten
Blicken strahlend deine Augen,

Klar wie die Wasserteiche zu Hesbon.
Wie Perlen unter Korallen geborgen,
So deine Zähne unter den Lippen!
Schöner als Perlenschnüre an deinem Halse,
Herrlicher als Korallenreihen auf deinem Busen.
Und wie glänzende Bäche vom Gilead eilen,
Also umfließen dunkele Locken dein Haupt.
Sag', warum blickst du finster, wie in Wolken
Der Libanon über Damaskus schaut? ....
Sprich! Liebliche du, Hirtin aus Sulem.

Sulamith:

Wende deine Blicke von mir, o Herr.
Dunkel bin ich, sonnengebräunt,
Wie der Kadarener Hirtenzelte,
Wie deine Estrichdecken, Salomo ....
Dunkel gebräunt — nicht schön
O wer es mir doch gewähren könnte,
Daß ich fern sei von hier,
Bei euch, ihr Rosen, Narzissen und Lilien,
Ihr Töchter unseres Tals,
In meiner Mutter Haus,
In der Hütte, da ich den Tag ersah —
Daß ich hinschauen dürfte über die Berge — —

Salomo:

Schön bist du, wahrlich, du bist schön.
Schönheit ganz und sonder Fehle.
Herrlich gleich einer Palme dein Wuchs,
Und dein Odem süß wie Balsam.
Siehe, Königinnen dienen mir,
Und Gemahlinnen,
Und der Jungfrauen keine Zahl.

Du sollst auserwählt sein vor allen.
Bewundern sollen dich die Mädchen,
Königinnen werden dich glücklich preisen,
Und erheben wird dich meiner Gemahlinnen Lied!

Sulamith:

Einer ist's, den meine Seele sucht!
Ach, unter Tausenden einer!
Wie die Zypresse sein Wuchs,
Dunkelgelockt sein Haupt,
Seiner Augen Blicke voller Feuer.
Herrlich ist alles an ihm!
Bildnerwerk von reinem Golde!
Das ist mein Lieber,
Das ist mein Teurer!
Ihm zu eigen bin ich, und er ist mein — —

Salomo:

Erwache, Hirtin aus Sulem!
Blicke wie von einer Warte Zinnen,
Und wie vom Haupte des Karmel,
Hebe dein Auge auf und schau:
Was du schaust — ist mein.
Tausende zittern vor meinem Winke,
Tausende hangen an meinen Brauen,
Tausende lenk' ich mit diesem Schwerte,
Ich gebiete im Lande,
Bin der Gesalbte des Herrn
Und König in Israel!

Sulamith:

Ich beschwöre dich, König von Israel,
Bei dem Gott unserer Väter,
Und bei Jehovas Feuer beschwör' ich dich:

Der Herr wird den Arm ausrecken wider dich,
Und wird Unglück erwecken in eigenem Haus,
Israel geben in die Hand deiner Feinde,
Und werden füllen das Land, so weit wie es ist —
Es sei, du entlässest mich denn — —
Fliehen werden dich Freuden,
Und Haß wird sein die Saat, die aufgeht,
Und wirst büßen wie David —
Es sei, du entlässest mich denn.

Fünfter Gesang

Sulamiths Sieg

„Wer ist sie, die hervorschimmert
Wie die Morgenröte so schön,
Schön wie der Mond,
Wie Sonnenstrahlen so rein,
Glückselig wie Heeresscharen Jehovas?
Wer ist sie, die herauf von Jerusalem steigt,
Aufgelehnt auf den Inniggeliebten?"

*

Gefährten Sulamiths:

Seht, es ist Sulamith, unsere Gefährtin,
Ins Tal kehrt sie, zu uns zurück!
Wende dich hierher zu den Deinen!
Siehe, hier ist deiner Mutter Haus,
Da du das Licht des Tages ersahst.
Hier deiner Herden Weide,
Eh du von uns genommen wardst.
Laß uns dein Antlitz schauen,
Laß deine Stimme uns hören.

Sulamith:

Gepriesen sei Jehova!

Gefährten Sulamiths:

Gepriesen sei Jehova!
Jehova!
Der das Band um das Meer gelegt hat,
Und die Festen der Erde gesetzt.
Gepriesen sei sein Name!
Denn er wandte dein Unheil
Und wandelte deine Klage in Reigen,
Und nahm von dir die Trauer
Und umgürtete dich mit Freuden.
Siehe! er wandte des Königs Herz,
Und der König entließ dich!

Sulamith:

Heil ihm, denn er entließ mich!

Der Hirt:

Der Herr hat dich mir gegeben,
Und deine Mutter hat dich mir anvertraut.

Sulamith:

Nun lege mich wie ein Siegel an dein Herz
Und wie eine Spange um deinen Arm!

Der Hirt:

Ich führe dich ein in das Haus,
Und meine Rechte umfasset dich!
Gesegnet sei unser Eingang,
Und das Panier über uns sei Liebe!

Mächtiger ist die Liebe als der Tod,
Fest wie die Hölle,
Und unbezwinglich wie das Niederreich.
Ihre Gluten sind Feuersgluten,